



KSIAŻNICA POMORSKA

Rkp 1114  
linia 2543

RĘKOPISY



KSIAŻNICA POMORSKA

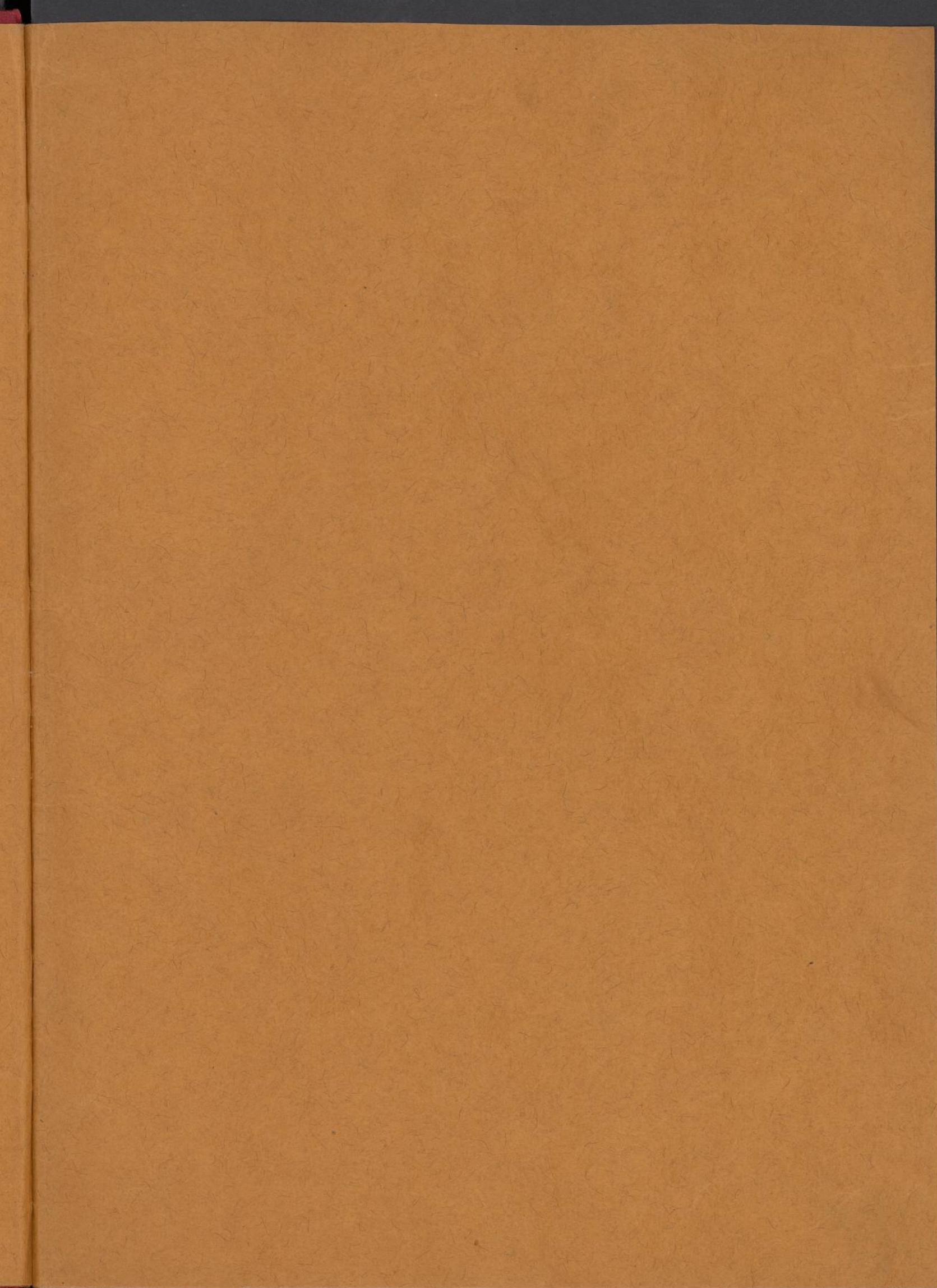
Rkp 1114

RĘKOPISY

9  
8548



846 571



Rkps 1114



Inu. okc 2513

J. 27/98

Cens. 100, -

Geschrieben im Jahre 1872.

Erster Teil

Vorwort

Wenn ich Euch, meine Kinder, in trauter Abendstunde gelegentlich von unserer Familie und meiner eigenen Jugendzeit erzählte, dann spracht Ihr oft den Wunsch aus, ich möchte diese Erinnerungen doch aufschreiben, damit sie Euch bewahrt blieben.

Ich will das tun. Die Sorgen des Lebens und der Ernst des Geschicks machen das Herz allgemach ruhig und den Geist zu objektiver Betrachtung geneigt; ich ringe und dränge nicht mehr viel nach vorn und schaue gern zurück in vergangene Tage. Ihr seid jung, Euch liegt die Welt noch offen mit all' ihrem Reichtum an Lust und Leid, Ihr blickt jetzt in die verheissende Zukunft. Kommen diese Blätter Euch deneinst, wenn auch Eure Sonne sich neigt, wieder zu Gesicht, so denkt an mich.

Im Grunde weiss man viel zu wenig von seinen Vorfahren, hat geringe Kunde davon, wie sie gelebt, wie sie gedacht und empfunden haben. Und dennoch sind sie oft ein Spiegel für uns selbst. Göthe bemerkt irgendwo, dass in den Enkeln oft die Eigenschaften ihrer Altvordern wieder zum Vorschein kommen, ja dass die Natur zuweilen ein Individuum hervorbringe, welches die sämtlichen Eigenschaften seiner Ahnherren in sich begreife und die in jenen vereinzelt vorgekommenen Anlagen vereinige und in sich darstelle. So werdet auch Ihr Vieles von mir und von Eurer Mutter und noch höher hinauf in Euch wiederfinden.

Zwar habe ich nicht viel Bedeutendes und sehr Besonderes vorzutragen. Mein eigenes Leben ist unter Sonnenglanz und Dunkel, bei heiterem Himmel und bei Sturm, im Schein der Morgenröte und im Grauen der Nacht wechselnd verlaufen, wie das Leben von millionen andern. Ich habe keine Schätze gesammelt, keine bedeutende Wirksamkeit nach Aussen hin errungen, Glück und Unglück lösten treu-



lich sich ab. Was ich an geistiger Bildung und wissenschaftlicher Erkenntnis erreicht, ist weit hinter dem zurückgeblieben, was ich erstrebte und wozu die Natur den tiefen Drang in meine Brust gelegt hat. Aber ich habe immer im Ganzen und in meiner Zeit mitgelebt und über dem Kleinen das Grosse niemals vergessen. Ich bin mir bewusst, stets des guten und festen Willens gewesen zu sein, das Wahre und Vernünftige zu erkennen und dann auch danach zu handeln "trotz alledem".

Was meine Erlebnisse angeht, so ist es freilich ein eigenes Ding um das Gedächtnis. In älteren Jahren erscheinen uns die Vorgänge und Stimmungen längst entschwundener Tage oft in einem andern als in ihrem wirklichen Lichte; es haben sich da Vorstellungen von Tatsachen und Begebenheiten gebildet und festgesetzt, welche den dermaliger Wirklichkeit nicht durchaus entsprechen. Ich will mich bemühen, ganz bei der "Wahrheit" zu bleiben und die "Dichtung" nicht mit hineinzuwoben. Aber ich fürchte doch, dass ich hier und da mich selbst täusche, das muss ich bevorworten, und es wird mir auch, sofern ich mich recht kenne, begegnen, dass ich, zumal bei heittrer Gelegenheit etwas übertreibe und ausschmücke. Das rechnet dann nur ab; im Ganzen und in den Grundzügen werden meine Schilderungen zutreffen.

Dass diese Aufzeichnungen nur für Euch bestimmt sind, darf ich nicht erst sagen. Es ist zumeist ein enger Kreis, in den ich Euch führe, Familien- und gesellschaftliche Verhältnisse, die nur für Euch Interesse haben. Es liegt mir völlig fern, eine litterarische Arbeit zu liefern, ich schreibe in Mussestunden, ohne vorbedachten Plan, wie es mir in die Feder kommt. So hört denn!

#### Nachtrag.

Peter Zitelmanns

Vater war dorrBürger  
und Gannweber-Ältester.

Joachim Zitelmann zu  
Stargard a./Ihna dessen  
Frau war Anna geb. Lüders.  
Peters Sohn Ernst war wie-  
der Pastor in Mandelkow.

Ob von diesem die Apo-  
thekerlinie stammt?

Mandelkow-

Bedargowo

(Szczecinek)

#### I.

#### Familie.

Wir haben unsere Wurzeln in einem pommerschen Pfarrhause. Peter Zitelmann, mein Eltervater war von 1660 bis 1701 Pastor zu Mandelkow bei Stettin. Weiter zurückreichende sichere Nachrichten stehen mir nicht zu Gebot. Dieser Peter Zitelmann hatte 3 Söhne, welche drei in ihren Lebensrichtungen weit auseinandergehende Linien unserer Familie begrün-

deten. Die älteste davon blieb bei dem geistlichen Berufe, die mittlere, der wir angehören, trat in das Beamtentum über und die jüngste wandte sich dem Gewerbestande zu; in der ersten lauter Pastoren, in der zweiten nichts als Beamte und in der dritten nur Gewerbetreibende, Landwirte, Kaufleute, Apotheker.

in der alten  
Abschrift =

Peter's dritter Sohn Ernst starb 1730 [auch] als Pastor zu Mandelkow. [Der älteste Sohn Chr. war Pfarrer in Petznick und diesem folgte sein Sohn Johann Gottlieb; mit des letzteren Sohne Georg Friedrich], der Präpositus in Cörlin war, erlosch im Jahre 1801 diese Linie. Von des Peter jüngstem Sohne Ernst schreibt sich die Apothekerfamilie her. Dessen Enkel war Carl Friedrich Gottlieb, der angesehene Besitzer der Löwen-Apotheke am Heumarkt in Stettin. Der Mann hatte 18 Kinder, von denen der eine Sohn demnächst die Apotheke übernahm, während die anderen Kaufleute und Landwirte wurden. Von dem geistlichen oder vielmehr kirchlichen Wesen klang in dieser Linie noch etwas und zwar recht traurig nach. Als nämlich die Ehegattin des älteren Apothekers ihren ersten Sohn, der nachher auch Apotheker wurde, geboren hatte und noch schwer daniederlag, fand sich bei ihr ein Seelsorger ein, um sie auf das ewige Leben vorzubereiten, wohin einzugehen sie übrigens gar keine Lust hatte. Er musste in seinem kirchlichen Eifer diesen Zeitpunkt wohl für besonders geeignet halten, der jungen Wöchnerin ihre Sünden vorzuhalten und sie zur Busse dringend und mit beredten Worten zu ermahnen. Sie hatte wohl nichts eben verbrochen, als die Welt mit einem neuen Erdenbürger beschenkt, welcher dereinst, wie ihr Gemahl das auch tat, die heilenden Mixturen für seine leidenden Mitmenschen bereiten sollte. Sie galt für eine tugendhafte und gute Frau und nur die allgemeine Sündhaftigkeit der menschlichen Natur bot dem Kirchenmanne die Handhabe, ihr sehr ernst in's Gewissen zu reden und auf seinen Knien am Bette der Kranken den Herrn anzuflehen, dass er, wenn irgend möglich, ihre Sünden ihr vergeben und sie in Gnaden in sein ewiges Reich aufnehmen möge. Leider erregte dieser Vorgang die Wöchnerin dermassen, dass eine sogenannte Milchversetzung eintrat, welche eine Geistesstörung nach sich zog. Die Kranke genas dann körperlich wohl, aber ihr Trübsinn verlor

Nach  
Pete  
Vete  
und  
Josef  
Star  
Pete  
der  
Op  
ledt

sich, wenn ich recht berichtet bin, erst nach Jahresfrist. Dann wurde sie wieder frisch u. gut. Aber in jedem der 17 folgenden Wochenlager verfiel sie immer wieder, bald auf kürzere bald auf längere Dauer in jenen Trübsinn, obwohl der Gemahl, wie ich vermute, bei diesen späteren Gelegenheiten den geistlichen Herrn wol schwerlich in die Wochenstube wieder hineingelassen hat.

Nun zu der mittleren Linie unserer Familie zurück. Peter Zitelmann's zweiter Sohn, Joachim Christoph wurde Königlich-Regierungs-Protonotarius. Er starb im Jahre 1758 und hinterliess seine Ehegattin, Anna Regina geborene Brunne-  
mann mit 6 Söhnen und zwei Töchtern. Von den Söhnen hatten nur zwei Nachkommen. Der jüngere davon Jacob Samuel, 1730 geboren, ward Advocatus ordinarius bei der Regierung zu Stettin und ist der Vater des Criminalrats Johann Ludwig Samuel Z., des "Kleinen Criminell's", von dem Ihr später noch hören sollt. Des Criminell's Söhne sind Carl, derzeit Geheimer Regierungsrat und Redakteur des Staats- und Reichs-Anzeigers in Berlin, und Wilhelm, der ein Gut in Schlesien besass und zahlreiche Familie haben soll. Der ältere Sohn Joachim Christoph's ist mein Grossvater, der Hofrat und Protonotarius Christoph Ludwig Zitelmann zu Alten-Stettin. Er war im Mai 1722 geboren und mit Dorothea Concordia Warrenshagen vermählt. Von seinen 6 Söhnen sind 3 früh gestorben, die 3 anderen waren Johann Georg Ludwig, Criminalrat und Lehnsekretair des pommerschen Oberlandes-Gerichts, ferner Joachim Ludwig, Kriegs- und Domainen-Rat hieselbst und endlich mein Vater Carl Wilhelm Otto, Justizrat und General-Landschafts Syndikus. Ich selbst bin der jüngste von 7 Geschwistern, von denen die 3 ältesten frühe und schon vor meiner Geburt starben. Therese, Otto und Waldemar und deren zahlreiche Nachkommen habt Ihr noch gekannt und kennt sie zum grossen Teile noch. Ich zeichne Euch unseren Stamm-  
baum auf den angehängten Blättern auf.

---

## 2.

### Haus und Ohhime.

Wir wohnten an der Ecke der grossen Dom- und Bollen-

strasse, (jetzt in Rössmarktstrasse umgetauft,) wo die Pumpe steht. Das Haus gehörte meinem Vater, die untere Etage hatte mein Onkel, der Criminalrat Gèorg inne, eine Treppe hoch residirten meine Eltern und ganz oben hausten wir Jungen mit unserem Axur, einem gelblichen Mops, der uns nicht von der Seite ging und auch Nachts das Lager meines Bruders Otto zu grossem Verdruss meiner Mutter zu teilen pflegte. Es sah damals ziemlich ebenso aus, wie heute, das liebe alte Haus; nur dass der Torweg nach der Rössmarktstrasse eingegangen ist. Onkel Kriminalrat hielt nämlich Equipage, zwei Apfelschimmel, deren einer ein französisches Beutepferd aus dem Befreiungskriege sehr bewundert wurde. Er trug auf der Hüfte eingebrannt das Zeichen einer Krone und darunter ein "N" (Napoleon) und blieb bis in sein hohes Alter von einigen 30 Jahren feurig und doch fromm. Zuletzt erhielt er auf unserer Besetzung in Hökendorf so eine Art Gnadenbrot, tat aber immer noch Arbeit und diente uns Jungen als Reitpferd, wenn wir in den Schulferien dort waren. Wie oft hat er auch mich ohne Sattel auf seinem Rücken in's Feld und in den Wald getragen; mir knackt es hoch in den Gliedern, wenn ich daran denke, wie der Reiter flog, wenn sich der Schimmel in Trab setzte, - er war ein Hochtraber. Zuletzt war er schneeweiss und nur die Krone mit dem "N" immer bläulich dunkler geworden.

Es war eine etwas wunderliche Wirtschaft da unten bei meinem Onkel. Sein Kutscher, Namens Mutschke und dessen Frau besorgten den Haushalt und betrogen meinen Onkel entsetzlich. Er wusste das, übersah es aber, weil er sich nicht ärgern wollte, wie er sagte. Zuweilen, wenn es recht toll wurde und meine Mutter es für ihre Pflicht hielt, ihm darauf hinzuweisen, glaubte es es auch nicht oder er lächelte gar darüber und liess es nach wie vor geschehen, weil er sich nicht ärgern wollte. Es lag dasso in der Zeit damals, man wollte sich nicht ärgern. Hatten doch die französische Ockupation und nachher das Befreiungskriege Aufregung und Verdruss genug gebracht, Opfer genug an Leben und Lebensglück gekostet. Nun wollte man des Friedens, der lang entbehrten Ruhe sich erfreuen, neuen Wohlstand sammeln, seines Daseins wieder froh werden. Da schob man die kleineren Unannehmlichkeiten bei Seite, und liess sich in seinem Behagen nicht gern stören, so lange es irgend ging. Frau Mutschke machte sich das zu Nutze; sie führte in Küche und Keller ein ziemlich unbeschränktes Regiment und Onkel Kriminalrat drückte ein Auge zu, wenn er am Wochenschlusse die

enorme Wirtschaftärsrechnung bezahlen musste. Mit uns Kindern lebte Frau Mutschke in ewiger Fehde; wir hassten das resolute Weib, das immerfort mit uns zankte, wenn wir auf dem Hof unser Wesen trieben und taten ihr manchen Schabernack. Auch meiner Mutter, trotz ihres grossen Einflusses auf den Onkel gelang es nicht, sie aus den Sattel zu setzen; Onkel Criminalrat wollte sich nicht ärgern. Doch unrecht Gut gedeiht nicht. Nach des Onkels Tode, im Anfang der 20er Jahre zogen Mutschke's als behäbige Leute ab und legten eine eigene, wenn ich nicht irre, eine Gastwirtschaft an. Sie gingen aber nach einiger Zeit gänzlich zu Grunde, der Mann ertränkte sich in der Oder; von der Frau habe ich nichts weiter gehört. Doch war ein Sohn von ihnen nachgeblieben, Heinrich, unser Spielkamerad. Mein Vater in seinem edlen Sinne nahm sich des Jungen an, liess ihn das Buchbinderhandwerk erlernen und etablierte ihn nachher. Heinrich war aber ein schlaffer Geselle, kam nicht vorwärts und starb dann in noch jungen Jahren.

Onkel Crim.-Rat, dessen Gestalt noch in meine Kinderjahre hineinragt, war ein einziger Mann. Wie steht er noch leibhaft vor mir, ~~der~~ breitschultrige Mann von mittlerer Grösse mit dem Schmeerbauch und dem festen, gleichmässigen, wuchtigen Schritte! So wandelte er, den dicken polierten Spazierstock mit ausgestrecktem Arm, etwas nach Aussen hin weit vor sich hersetzend.

Er stand in dem Rufe eines vorzüglichen Juristen und Geschäftsmannes, und in der Tat verdankt die Provinz seiner Rechtskunde bei Ordnung des Hypotheken- und Lehnswesens anerkanntermassen sehr viel. Die Grundacten der hiesigen Gerichte legen noch heute ein ehrendes Zeugnis dafür ab. Daneben war er ein geistreicher und jovialer Mann und hat den "Junkern" mit seinem Sarkasmus und seiner Opposition bei den Landständen viel zu schaffen gemacht. Besonders eine Schrift gegen die Anmassungen <sup>und</sup> Privilegien des Ritterstandes, welche für den Bauernstand eine Lanze brach, wurde viel besprochen und zog ihm viele Feinde zu, woraus er sich aber gar nichts machte.

Diese Art von Männern giebt es jetzt nicht mehr; sie ist ausgegangen und hat einem leichteren Geschlechte den Platz geräumt. Meiner Auffassung nach verdanken das Land

und die Gesellschaft ihnen ausserordentlich viel. Diese grosse nachhaltige stille Arbeitskraft im Dienste des Staates, diese Hingabe an die öffentliche Sache ohne Rücksicht auf die eigene Person, ohne alle Selbstsucht, ohne äusseren Ehrgeiz und Stellenjägerei, dieses stille, fleissige, sichere Wirken für das Ganze, diese unbedingte Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit, die von vornherein jede Möglichkeit eines Abweichens von dem rechten Wege ausschloss, dabei die geistige Lebendigkeit, die Freude an ästhetischen Sachen, die Jovialität, die Fähigkeit zu heiterem Lebensgenuss, - man trifft sie nicht mehr.

Ihr müsst wissen, dass mein Onkel einem guten Spasse und den Freuden der Tafel durchaus nicht abgeneigt war. Besonders trank er gern Rheinwein, und sein Weinkeller, der auf meinen Vater überging, hat noch lange vorgehalten. Wollten wir in späterer Zeit uns einmal recht <sup>nach</sup> etwas zu gute tun, dann wurde eine Flasche aus des Onkel Crim.-Keller heraufgeholt, abgestaubt und nach dem Versuche, die Aufschrift auf dem vergilbten Zettel zu enträtseln, andächtig geöffnet und getrunken.

In seinen letzten Lebensjahren war der Onkel oft unpasslich, er hielt sich zu wenig der Gesundheit gemäss; ich bemerkte schon, dass er sehr beleibt geworden war. Da sass er dann an seinem Mittagstische die Flasche mit dem goldenen Weine vor sich und liess es sich wohl sein, zuweilen in Gesellschaft seines alten Genossen, des Kanzleidirektors Sander, dem gegenüber das jetzt Mauri'sche Haus gehörte. Wenn er so recht aufgelegt war, dann klingelte er, Mutschke trat ein: "Holt mir den Sander herüber!" rief der Kriminal-rat, "und bringt mir ein zweites Glas!" Es dauerte nicht lange dann kam Sander angehumpelt, ein kleiner untersetzter Mann mit verkürztem Fusse und dicken grauen Locken, die ihm auf den Rockkragen herabhingen. "Hierher setz Dich, Sander!" redete der Crim.-rat ihn an, "und trinke erst ein Glas, damit Du zur Besinnung kommst." Sander zeigte sich dem durchaus nicht abgeneigt, und es wurde der Flasche schaff zugesprochen. Die beiden alten Herren führten dabei oft sehr lästerliche Reden u. der Onkel trieb mancherlei Scherz mit seinem Gaste.

Sander war ebenfalls kein Freund der Frau Mutschke. "Höre einmal", sagte er einmal zu unserem Alten, "wenn ich Du wäre, ich haute sie, dass sie Öl geben sollte," worauf

der Onkel in ein herzliches Gelächter ausbrach.<sup>Hatte</sup> Frau Mutschke gehorcht? - gleich darauf trat sie mit der Arzneiflasche in's Zimmer und sagte: "Herr Kriminalrat haben heute schon wieder nicht ordentlich eingenommen und der Herr Medizinalrat hat es doch ausdrücklich angeordnet, hier ist ein Löffel voll". "Na! nur her damit", rief mein Onkel und verschluckte zwischen dem Essen die ihm dargereichte Mixtur, worauf er brummte: "Pfu! Teufel, das Zeug schmeckt infam"! und rasch ein Glas seines geliebten Rheinweines hinterher goss. Als nun Frau Mutschke wieder aus dem Zimmer war, gab der alte Sander, der ihr Beginnen für eine Malice ansah, was auch wohl richtig sein mochte, seinem Zorne nach u. brach in die heftigsten Scheltworte aus, nannte sie ein niederträchtiges Weib und erbot sich, dem Onkel einen Kantschu zu liefern, er besitze einen, der geeignet sei diesem Racker das Öl quartweise abzupressen. Der Onkel wurde einen Augenblick erregt, dann legte er seinem Gast die Hand auf die Schulter und sprach: "Lass' gut sein, das spülen wir schon noch herunter," und damit füllte er die grünen Römer, sie stiessen miteinander an und tranken aus.

Für uns Kinder war Onkel Criminalrat eine Respektperson erster Grösse. Sehr freundlich zwigte er sich nicht gegen uns; aber er beschenkte uns doch zuweilen und liess uns auf seinem Knie reiten. Im Ganzen war dem alten Junggesellen der Kinderlärm und das laute Getreibe im Haus nicht angenehm. In den letzten Monaten seines Lebens hatte er schwer zu leiden, er ward in Folge eines Schlagflusses halb gelähmt. Dieser elende Zustand schleppte sich so hin: dann wiederholte sich der Schlaganfall und es war mit ihm aus. Er wurde kaum 60 Jahre alt.

Von meinem anderen Onkel Joachim Ludwig kann ich eigentlich nicht viel berichten; die beiden Brüder waren völlige Gegensätze. Onkel Ludwig, in der Regel der "Kriegsrat" genannt, hatte einen entschiedenen Zug nach der vornehmen Welt hin, kleidete sich gewählt und zählte viele Bekannte unter den Mächtigen der Erde. Er hatte das Baufach studiert und lange in den Ministerien in Berlin gearbeitet, wo er einflussreiche Gönner erworben. Nachher war er hier in Stettin Kriegs- u. Domainenrat und stand in gutem Ansehen.

Er wohnte in dem jetzt Kressmann'schen Hause am Marienplatz, hielt Pferd u. Wagen und liess sich von seinem Kutscher Namens Fromm und dessen Frau ungefähr ebenso betrügen, wie sein Bruder, der Criminalrat. Mein Vater hielt ihn nicht für sehr fähig und aufgeklärt, und ich muss gestehen, auch ich habe, <sup>inm</sup>so ich damals war, diesen Eindruck von ihm zurückbehalten. Sein Ausgang war sehr traurig. An einem schönen Festtagsmorgen war der Onkel mit meiner Schwester Therese und Tante Minchen, einer jüngeren Schwester meiner Mutter nach Hökendorf vorangefahren. Mein Vater mit meinen beiden älteren Brüdern, Otto u. Waldemar ging durch die Stadt zu Fuss bis vor das Parnitzer Tor und meine Mutter mit mir folgte in der Kutsche, welche die auf uns vererbten Apfelschimmel zogen. Da auf der Parnitzbrücke kam uns Waldemar entgegen und berichtete mit fliegendem Athem: "Onkel Kriegsrat ist auf dem Damm'schen Wege umgeworfen. Als wir auf dem Damme gingen, da kam uns ein Mädchen entgegen und breitete die Arme aus. Herr Gott! rief Vater, wenn ich nicht wüsste, dass Therese mit dem Onkel gefahren ist, so würde ich die da für Therese halten. Als die uns näher kam, da erkannten wir sie denn und sie sagte uns, die Pferde wären durchgegangen und hätten zwischen den 6ten u. 7ten Dammbrücke den Wagen in den Seitengraben geworfen. Otto ist hingerannt, fuhr er fort, Vater und ich haben Therese zum Torschreiber gebracht. Es war eine schreckliche Geschichte. Therese hatte keinen erheblichen Schaden genommen, aber Onkel Kriegsrat war in dem Grabenschlamm erstickt, Tante Minchen lag lange am Tode, genas aber schliesslich so ziemlich wieder. Recht schlimm stand es um meinen Bruder Otto; er wurde wohl infolge seines wilden Laufes nach der Unglücksstätte hin und der Anstrengung bei der Rettung der Verunglückten von einer heftigen Lungenentzündung befallen, die wohl den Keim zu dem Leiden gelegt hat, welches jetzt schon seit Jahren seine Gesundheit trübt. Leider erwiesen sich die Vermögensverhältnisse des Verstorbenen als gänzlich zerrüttet. Er hatte über seine Verhältnisse hinaus gelebt und sich schon dadurch in Schulden gestürzt. Eine schlimme Unternehmung kam noch hinzu. Onkel Kriegsrat war nämlich auch ein Beförderer der schönen Künste. Das Theater in Stettin war miserabel. Da traten einige Kunstfreunde zusammen

und gründeten ein neues. Die Aufführungen fielen recht gut aus, sie trugen nur nicht so viel ein, wie sie kosteten; man wollte Alles auf das Beste herstellen, gute Kräfte verwenden, neue Opern in Scenen setzen, so machte das Unternehmen am Ende gänzlich bankrott, die Gründer verzogen sich, hatten auch zum Teil keine Mittel, und mein Onkel musste nun die ganze Sache ausbaden. Das stürzte ihn in nicht unerhebliche Schulden.

Der edle Sinn meines Vaters duldete indessen keinen Flecken auf dem Andenken seines Bruders; mein Vater zahlte aus seinem eigenen Vermögen, das er durch Fleiss und Arbeit erworben, nach und nach die sämtlichen Schulden des Kriegsrates ab ohne viel davon zu reden. Doch unser Haushalt musste nun eingeschränkt werden, wir Jungen merkten recht gut, dass die Mutter Alles etwas knapper einrichtete.

---

### 3.

#### Vater und Mutter.

Ihr habt nun wohl schon einige Ahnung davon, wess Geistes Kind mein Vater war. In der Tat! ich weiss kaum einen Zweiten ihm an die Seite zu stellen. Von uns, seinen Söhnen hat ihn keiner auch nur entfernt erreicht, obwohl manche seiner einzelnen Eigenschaften auf diesen und jenen von uns vererbt sein mögen. Es könnte dieses Urteil partiell klingen und nicht für unbefangen gehalten werden, weil ich sein Sohn bin. Aber dennoch ist es auch objektiv richtig.

Schon die äussere Erscheinung meines Vaters war ungemain ansprechend. Er war von grosser Statue, etwas korpulent und von milden, ausserordentlich sprechenden Gesichtszügen. Auf hoher nach oben zu etwas spitz verlaufender Stirn leuchtete das Licht der Aufklärung und des humanen Gedankens; sein dunkelblondes schon etwas grau gemischtes Haar war ein wenig gelockt, die Nase gerade und kräftig gestaltet, das Kinn etwas zurückgebogen, so dass die Unterlippe stärker hervortrat. So steht er vor mir, so weilt sein gütig blickendes, wundervolles tiefblaues Auge auf

mir, während ich diese Zeilen schreibe. Hatte er sich in Staat geworfen, die weisse Halsbinde umgelegt, den blauen Leibrock mit Sammetkragen und vergoldeten Knöpfen angetan, dann sah er zu hübsch und würdig aus. So kam er einmal noch in die Familienstube, als er zu einem Fest gehen wollte, um uns Lebewohl zu sagen; wir drängten uns um ihn, seine Hand ergreifend und uns an ihn klammernd, da rief meine Mutter, indem sie freudestrahlend ihn betrachtete: "Väterchen, Du siehst so vornehm aus, wie der erste Minister!" Er lächelte etwas spöttisch und zog sie an seine Brust. Dann ging er.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit Onkel Criminalrat hatte er; nur war er viel höher angelegt, als dieser. Auch er war geselligen Freuden keinesweges abhold, aber er fand überall das rechte Mass und es war vornämlich der Umgang mit Menschen, den er suchte und nicht entbehren mochte. Diese Mischung vor tiefem Lebensernst und heiterer Gemütlichkeit eben machte ihn für Alle, welche ihm nahten, so überaus anziehend und liebenswürdig.

Als der jüngste seiner Geschwister stand er nach dem frühen Tode seines Vaters seiner Mutter besonders nahe. Von seiner Kindheit weiss ich aber nicht viel; nur so ein paar kleine Geschichten erzählten die Tanten Warrenthagen von ihm.

Es war einmal zu irgend einer Festlichkeit im Hause ein sehr schöner Kirschkuchen gebacken und mit geschmolzenem Zucker begossen. Der Kuchen stand duftend auf dem Tisch in der Wohnstube, wo der kleine Karl spielte. Man kann es ihm nicht verdenken, dass er das verlockende Backwerk in Augenschein nahm und dass ihn die Lust anwandelte, davon zu kosten. So löste er denn ein Stückchen von dem Zuckergusse ab und schob es, nachdem er es betrachtet, in den Mund. Herrlich! Köstlich! ein zweites, ein drittes Stückchen folgten, und endlich war der Zuckerüberguss gänzlich verschwunden. Nun wurde der Näscher aber inne, was er vollführt hatte, und es schien ihm deshalb geraten, die Folgen seiner Tat zu verhüllen. Er schleppte also den Spucknapf herbei, der mit dem gewöhnlich feinen weissen Sande angefüllt war, und streute den letzteren behutsam über den Kirschkuchen aus, so dass, als der Saft ihn durchzogen, es beinahe so aussah, als ob er Zucker wäre. So merk-

te die Mutter den Schaden vorläufig nicht; man kann sich aber denken, was für Gesichter die Gäste machten, als der Kirschkuchen nachher herumgereicht war und sie in den knirschenden Sand hineinbissen.

Ein andermal sah der kleine Karl ein Kalbsgeschligge in der Küche liegen. Er musste dasselbe wohl für eine Art Pferde- oder Reit-leine halten, denn er holte es vom Tisch herunter, nahm es zwischen die Beine und begann in heller Freude über den Fettstrich, den das nachschleppende Gekröse hinter ihn her auf den Boden zog, durch alle Stuben damit rittweise zu galoppieren. Die sauber gescheuerten Dielen waren bald mit einer Art Landkarte in sehr verschlungenen Figuren und Grenzen überzogen. Als dem Reiter das Geschäft gelegt wurde, war er sehr bestürzt.

Doch im Übrigen hat er seiner Mutter immer Freude gemacht. Wenn schon heftigen Temperaments zeigte er sich doch ungemein gutherzig und folgsam.

Die äusseren Verhältnisse der Familie waren nur mittelmässig, um so dringender aber war die Aufforderung an Carl, tüchtig zu lernen und rasch vorwärts zu kommen. Er wurde ein ausgezeichnete Schüler und konnte das Gymnasium, das damals unter dem Director Sell stand, schon mit dem 16ten Jahre verlassen. Nachdem er in Halle die Rechte studiert, trat er hier bei dem Oberlandes-Gericht ein und ward schon nach wenigen Jahren Advocat. Es dauerte nicht lange, so hatten sein Talent und seine Rechtschaffenheit ihm bereits in jungen Jahren eine grosse Praxis und bedeutende Einnahmen verschafft, er konnte ansehnlich zurücklegen und einen eigenen Haushalt sich gründen. In der Franzosenzeit verlor er sein Vermögen fast ganz, ist aber nach dem Frieden wieder zu mässigen Wohlstand gelangt.

Die Advocatur trieb er auf seine eigene Art; er betrachtete sich mehr als der Freund und Berater seiner Klienten, denn als deren bezahlter Sachwalter. Selten schrieb er eine Rechnung nach der Sporteltaxe aus; wenn ihn jemand für seine Bemühungen nicht honorierte, dann warf er gewöhnlich die darauf bezüglichen Manualacten unter den Tisch und murmelte so etwas von "Schubjack" und dergleichen vor sich hin. Als ich seinen Nachlass

feststellte, liess ich von den unbezahlten Sachen der letzten 20 Jahre Rechnungen aufstellen, welche den bereits verjährten Betrag von mehr als 20 000 M ergaben.

Oft ereignete es sich sogar, dass mein Vater für seine Auftraggeber, wenn diese nicht bei Kasse waren, die Gerichtskosten oder gar Zinsen vorschoss, um ihnen aus der Not zu helfen, - versteht sich ohne sich selbst etwas für die Auslagen zu berechnen. Zuweilen blieb auch ein Geschäftsfreund der vom Lande in die Stadt gekommen war, um sich Rat zu holen, bei uns zu Tisch, und meine Mutter machte dann immer die freundliche und gefällige Wirtin. So kam meinem Vater besonders Seitens der alten Familien der Provinz ein unbedingtes Vertrauen entgegen; Es wurden ihm grosse Kapitalien und Vermögensmassen ohne Sicherstellung zur Verwaltung überlassen <sup>geben</sup> und ihm Spezialvollmacht zur Abwicklung der wichtigsten Angelegenheiten erteilt. Er verfasste die Testamente der Familienhäupter, regelte ihre Erbangelegenheiten und sprach zu Streitsüchtigen und Widerwilligen oft sehr ernste Worte, auf den Weg des Rechts, der Billigkeit, des Anstandes nachdrücklich sie verweisend. Aus seinen nachgelassenen Papieren geht hervor, dass er häufig auch Zwistigkeiten unter Familiengliedern, welche das Rechtsgebiet nicht zunächst berührten, wieder in's Gleiche gebracht, ja Ehegatten, die zur Scheidung schreiten wollten, wieder versöhnt hat.

Wo ist nun von meiner solchen Stellung, von einer solchen Auffassung des Berufs eines Sachwalters <sup>Bei dem künftigen Rechtsanwalten</sup> auch nur die Spur noch zu finden? Je schlechter die Sache ist, die sie vertreten, desto spitzfindiger und juridisch feiner und eifriger sind sie, um das Verlangte durchzusetzen. Und wenn dann das Jahr um ist, dann wird die Rechnung gemacht, für jede Konferenz liquidirt, und sofern nicht innerhalb 4 Wochen Zahlung erfolgt, die Mandatskläge erhoben. So ändern sich die Zeiten, die Verhältnisse, die Menschen? Die freie Konkurrenz, welche um den Preis des Gewinns und Erwerbes den Krieg Aller gegen Alle verkündet, nimmt auch diesen Beziehungen ihren besseren Inhalt und gestaltet sie zu reinen Geldgeschäften um. Meinem Vater hätte jemand eine unlautere Sache antragen sollen, er würde ihm nach Hause geleuchtet haben! Denn ihm war das

formelle Recht Nebensache, das materielle Recht allein verfocht er. Und wenn der N N, so rief er einmal, den Prozess auch 10 mal gewinnt, ein Schurke bleibt er doch bis an sein Lebensende.

Die juridischen Fähigkeiten meines Vaters waren übrigens höchst bedeutend; er schrieb einen ungemein klaren Styl und es zog sich oft so ein stiller Anflug von Ironie durch seine Schriftsätze, wie er überlegenen Geister n eigen ist; ich habe stets mit wahrer Wonne seine wichtigen Prozessschriften gelesen. Einer der Räte des Oberlandesgerichts bemerkte einmal in einer Sitzung: "Ja! er ist fromm wie die Taube und klug wie die Schlange." "Wenn man nur wüsste, wo er mit dem Antrage wieder hinaus will?" sagte ein Anderer, in Zweifel versenkt. Die Richter, obwohl sie meinen Vater sehr hochachteten, hegten doch zuweilen ein kleines Misstrauen in Bezug auf seine Intentionen; sie waren ihm gegenüber ihrer Sache nicht immer ganz sicher und besorgten, durch seinen Scharfsinn in Verwicklung zu geraten und zu Beschlüssen geführt zu werden, welche sie nachher um Alles gern wieder rückgängig gemacht hätten. Es sah ganz unschuldig aus, was er beantragte; bewilligte man es ihm aber, so baute er darauf in einer Richtung weiter, die man nicht geahnt hatte. Schliesslich war dann das Gebäude fertig, man hatte die Bausteine dazu selbst geliefert und da blieb nun wohl nichts übrig, als mit hineinzugehen.

Das Beste dabei war und blieb nur, dass man felsenfest auf die Redlichkeit des Justizrats Z. vertrauen konnte; es war ihm, das wusste jeder Richter schlechthin unmöglich, von dem Wege der Tugend und des Rechtes abzuweichen. Aber so hat mein Vater Vieles zum Segen seiner Schutzbefohlenen der bürokratischen Bevormundung entzogen und der Gerichtsbehörden leise aus der Hand genommen.

Diese Art der Klugheit und ödysseischen Verschlagenheit ist eine jenem älteren Geschlechte eigentümliche; sie hatte ihre Wurzeln mehr in den Charakteren als in der Geistesbeschaffenheit jener Männer und unterscheidet sich von der Schlaueit der modernen Geschäftsleute wesentlich dadurch, dass sie sich auf das Gute richtete

und nicht von Eigennutz und Intrigue hervorgetrieben war. -

Die eben geschilderte Trefflichkeit meines Vaters tritt aber weit in den Hintergrund vor der Grossherzigkeit seiner ganzen Natur. Er verstand es, immer die Hauptsache sich vor Augen zu halten und Nebensächliches über Bord zu werfen. Deshalb übersah er auch gern die kleinen Schwächen Anderer, wenn er deren innerem Kern vertraute. Wem er einmal seine Freundschaft zugewendet hatte, den hielt er fest bis in den Tod, liess sich durch nichts irre machen und zog den Schwankenden zu sich herauf, statt ihn sinken zu lassen. In seiner Brust wohnte die echte Menschenliebe, er achtete stets die Rechte und die individuellen Neigungen Anderer, er verzieh leicht erlittene Kränkungen und lächelte still über die Torheit der staubgeborenen Menschen. Von Kleinlichkeit oder Missgunst habe ich niemals auch nur einen Schimmer in ihm entdeckt, er ging ruhig und fest seinen Lebensweg, er hatte die Leidenschaften in sich zum Schweigen gebracht, und "hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns Alle bündigt, das Gemeine."

Doch war sein Temperament ursprünglich heftig, er brauste früherhin leicht auf, aber es ging ihm ebenso rasch wieder über. In späteren Jahren ward er nur noch zornig erregt, wenn er eine wirkliche Schlechtigkeit zu bekämpfen hatte.

Sonderbar! in seiner geistigen Bildung war er etwas stehen geblieben. Zwar las er noch in seinen letzten Lebensjahren lateinische Schriftsteller ohne Wörterbuch, namentlich den Horaz, dessen Oden er liebte. Auch wusste er viele Strophen seines Lieblingsdichters Schiller und ganze Scenen aus dessen Dramen auswendig, ich hörte einmal, wie er in seinem Arbeitszimmer auf und abgehend das Lied "an die Freude" tiefsummend vor sich hin sprach. Claudius und Lessing verehrte er sehr. Aber von der neueren Litteratur, mit Ausnahme der Uhland'schen Gedichte wollte er nichts wissen, und auch in den Goethe'schen Geist drang er nicht recht ein.

Die neuere Philosophie blieb ihm gänzlich fremd. Er hatte in seiner Jugend Kant studiert, der in Blut und Le-

ben in ihm übergegangen war und an dem er unverbrüchlich fest hielt. Bei dem ungeheuer arbeitsamen Leben, das er führte, hatte er nicht gar viele Mussestunden, und diese widmete er lieber ausreichend seiner Familie und seinen Freunden. Zu tiefergehenden Studien fehlte es ihm an Zeit und auch an der nötigen Spannkraft nach ermüdendem Tagewerk.

Ebenso hatte er für die politische Entwicklung der neuen Zeit, welche in seinen letzten Lebensjahren begann, kein volles Verständniss mehr. War von Übergriffen der Regierung die Rede, so schwieg er oder wandte sich ab, ja er warnte seine Söhne einmal vor jeder Beteiligung an der Politik, welche ihm gefährlich erschien.

Dagegen war ein entschäddener Zug in ihm, und den haben wir Alle geerbt, das war die Abneigung gegen das Pfaffentum. Er hatte ein tiefes Misstrauen, ja einen wahren inneren Widerwillen gegen das exklusiv kirchliche Prinzip. Wennschon er die christlichen Tugenden die Duldung, des Verzeihens, der Menschenliebe, der stillen Ergebung in das Unabwendbare in hohem Masse übte, so verhielt er sich doch gegen die christliche Offenbarung und die Glaubenslehre durchaus abwehrend. Sein Urbild war hierin Lessing's Nathan, die Geschichte von den 3 Ringen erzählte und erwähnte er oft, sie enthielt seine eigene Auffassung, der er gleichmässig ohne jedes Schwanken treu blieb. Für einen Anhänger Luthers mochte er sich daher auch nicht ausgeben, der Mann war ihm zu grob, zu unvermittelt, zu einseitig und schroff, zu sehr auf seiner individuellen Auffassung des Schriftentums pochend, die er nicht etwa für sein subjektives Bedürfnis allein notwendig fand, sondern die er mit einer Art Gewalttätigkeit auch Anderen aufdrängen wollte. "Und er konnte es doch auch nicht so recht wissen", meinte mein Vater, "ein jeder trägt seinen Gott in der eigenen Brust". Sehr zuwider war ihm hienach auch die Ausdrucksweise des protestantischen Pastorentums und er ging niemals in die Kirche, er verlegte eben das Christentum in den Geist, nicht in die Schrift und das Wort.

Wir, die spätere Generation, die wir durch philosophische und naturwissenschaftliche Studien hindurchgegangen sind, wir stehen nicht mehr ganz auf diesem Standpunkte, wir nehmen die Geschichte von den 3 Ringen zwar praktisch

in unserem Verhältnis zu Andern an, nicht aber als Denkinhalt für sich selbst. Denn immerhin verkündet sie doch nur wieder einen Glaubenssatz, der den Widerstreit in der Brust des Einzelnen ausgleichen mag, der aber kein positives, sondern ein bloß negatives Resultat liefert und unvermeidlich zum Indifferentismus führt. Form und Inhalt lassen sich einmal nicht trennen; es ist nicht erforderlich, dass wir den Inhalt zu einer bestimmten Vorstellung erheben, aber wir müssen denselben in konkreter Denkform bringen, wenn er als Wahrheit überhaupt für uns vorhanden sein soll. Es tritt hinzu, dass der menschliche Geist sich mit dem Erkannten niemals abfinden lassen, sich niemals dabei beruhigen kann; sein eigentliches Wesen verlangt, dass er es sich nicht genug sein lässt, dass er fort und fort sucht und ringt und sich selbst entwickelt, getrieben von der tiefsten Sehnsucht nach dem göttlichen Lichte. Wohl mag man es die Tragik des menschlichen Lebens nennen, dass der Drang nach Erkenntnis, den die Natur in uns gelegt hat, niemals befriedigt werden kann, dass es keinen Abschluss für uns giebt, als den Tod. Aber Wohlan! diese Tragik ist der Inhalt des Lebens selbst, Bewegung ist Leben, Stillstand Tod. Seine Befriedigung muss der Einzelne darin finden, dass er jenem göttlichen Drange folgt und unablässig dem Lichte zustrebt. Was er nach Massgabe seiner Kräfte so erreicht, das ist für ihn zugleich das Rechte. Wir können nicht zu objektiven, ausser uns liegenden für Alle endgültigen letzten Resultaten gelangen, die Arbeit des Bewusstwerdens bildet, wie ein neuerer Philosoph sich treffend ausdrückt, selbst das Resultat.

Gleichwohl lässt sich bekennen, dass die Auffassung meines Vaters eine sehr schöne und wohltuende war .. Sie hat ihn ruhig geleitet auf seinem Wege, hat ihm das milde Herz erweckt, das überall versöhnend sich betätigt, hat ihn Gerechtigkeit gegen Andere gelehrt und den Widerspruch mit sich selbst erspart, den so viele, edle Naturen zerspaltet und in ihrem Wirken hemmt. Ich greiße ihn glücklich darum. Könnten und wollten die Frommen und Strenggläubigen, die exklusiven Glaubenseiferer ein solches Leben voll Duldung, Güte und Tatkraft betrachten und begreifen, sie müssten, so sollte man meinen, irre werden an ihren Vorstellungen

gen von Rechtfertigung durch den Kirchenglauben, von Sedität und Verdamnis. Wie ist einem solchen Leben gegenüber Ketzergerichtsbarkeit, wie sie noch heute in den Frommen Kreisen waltet, auch nur möglich!? Das frage ich mich oft, und dann muss ich, wie mein Vater es tat, still wenn auch wehmütig lächeln über die Verkehrtheit, die Leidenschaftlichkeit und die Torheit der Menschen.

Mein Vater starb am 24. November 1844 in seinem 68sten Jahre. Sein Lebensabend war milde und schön; aber er wurde zuletzt doch etwas müde. Als er einmal bei Swinemünde Abends am Meeresstrande mit mir wandelte, - es war im August, um die Zeit der Verlobung meiner Schwester Therese mit Julius Gierke, - da legte er seinen Arm in den meinen und indem er das Haupt der Abendröte zuwendete sprach er leise: Du Konrad, sieh das Abendrot, wie schön es ist! ich habe im Ganzen ein befriedigtes Leben geführt, wie man das so nennt, nicht mehr Unglück traf mich, ja vielleicht noch etwas weniger, als die meisten Andern. Äussere Sorge ist mir fern geblieben, deine Mutter steht mir treulich zur Seite, Ihr seid alle gut eingeschlagen und macht mir Freude, alle Vier. ich möchte mit keinem Könige tauschen. Und doch, ich kann Dir nicht sagen: besonders wenn ich in das Sternenlicht und in die Abendröte sehe, dann fasst mich oft ein mächtiger Drang mich diesem Erdenstaube zu entringen, dann verlangt es mich aus dieser Welt des Zweifels und der Täuschung hinaus in die Gewissheit und ich sehne mich nach Licht und Klarheit, nach Lösung dieses dunklen Lebensrätsels. Dann schwieg er lange still, ich fühlte, wie mir unter'm Gehen das Auge nass wurde, ich konnte aber nichts sagen und drückte nur schweigend seinen Arm, der in dem Meinigen ruhte. Nach einer Weile bemerkte er indem er den Blick an den Boden heftete, auf dem wir gingen: "Nun meine Enkel möcht' ich noch sehen, - das möcht' ich wohl."

Es wurde ihm dieser Wunsch noch erfüllt. Als er von uns schied, waren wir alle 4 glücklich verheiratet und hatten Alle schon Nachkommen. Oft noch hat er auch meinen ältesten Sohn Wolfgang auf seinen Knien gehabt und ihn sinnend betrachtet. Ahnte er, dass Wolf in voller Jugendblüte von uns scheiden und ihm nachfolgen sollte?

Geliebter teurer Vater! mit der innigsten Liebe und

Verehrung blicke ich auf Dich, Deine Güte, Deine hohe Sittenreihheit zurück, und heilig ist mir Dein Andenken! Du bist mir stets ein Vorbild gewesen in allen meinem Tun, ich habe wohl keinen entscheidenden Lebensentschluss gefasst ohne dass ich mich gefragt hätte, ob er in Deinem Sinne und Geiste wäre. Beglückend wirkt Deine Liebe zu mir, das Beispiel, das Du uns gegeben, in mir fort, ich fühle mich dadurch erhoben vor mir selbst, gestärkt die Tugend zu üben, das Rechte zu tun und dem Unrecht zu trotzen.

---

Ich erzähle Euch nun von meiner Mutter. Sie war in der Tat eine vorzügliche Wirtin, sie verstand es, ohne sich selbst abzuquälen oder sich gar zu kleinen Diensten zu verstehen, wie das in Verkennung ihrer eigentlichen Aufgabe so viele Frauen nicht unterlassen können, - den Haushalt in angemessenster Weise zu leiten. Unsere Küche war einfach aber gründlich und schmackhaft, das ganze Hauswesen prompt und ordentlich, ohne Schein, so recht reell, behaglich und vollauf. Überall hatte die Mutter ihr Auge in Keller, Küche und Garderobe, das ging treppauf, treppab. Dabei hielt sie sich persönlich immer sauber und nett und nie habe ich eine Vernachlässigung an ihr wahrgenommen. Wir Jungen hatten die Ansicht, dass sie mit dem Gelde etwas zu genau wäre; es ist auch wahr, sie rückte schwer heraus, wenn uns ein kleiner Wunsch auf der Seele lag, dessen Befriedigung eine Ausgabe erforderte. Dann sagte sie wohl: "Kinder! das ist überflüssig, das wollen wir uns nur sparen." Sie hat aber durch ihre Sparsamkeit und gute Wirtschaft meinem Vater zudem Wohlstande verholfen, der seinen Kindern zu Gute gekommen ist. In grossen Dingen, wo es etwas Wesentliches galt, gab und gewährte sie mit vollem Händen, nur bei kleinen Ausgaben, deren Nutzen ihr nicht unbedingt einleuchtete da besann sie sich und zeigte sich schwierig. Sie entschloss sich daher auch sehr schwer, etwas fortzuwerfen oder zu reponieren, was noch irgend verwendet werden konnte. So z.B. bei der Kleidung. Meines Vaters Röcke, waren sie allzusehr aus der Mode gekommen, wurden für meinen ältesten Bruder Otto umgearbeitet, von dem erbte sie Waldemar, und wenn der sie ausgewachsen hatte, dann kriegte ich sie, oft schon in sehr

bedenklicher Verfassung. Ich erinnere mich, dass einmal ein paar Beinkleider auf mich übergingen, die mir noch viel zu lang in den Beinen waren: ich apponierte lebhaft, aber es half mir nichts, sie mussten unten umgekrempelt werden, was mich höchlich genirte.

Meine Mutter stammte aus Berlin. Ihr Grossvater Fischer war dort ein sehr wohlhabender Brauer; er besass ein grosses Grundstück in der Grünstrasse, wo das Gewerbe betrieben wurde. Sein einziger Sohn, der Vater meiner Mutter sollte auch wieder Brauer werden; aber der junge Herr war in Reichtum erzogen und viel zu vornehm dazu geworden. Nach seines Vaters Tode verheiratete er sich, noch sehr jung mit einer geborenen Goltdammer und lebte in Berlin auf grossem Fusse. Dann vertauschte er sein städtisches Grundstück gegen ein Rittergut und verlor dadurch, da er auch die Landwirtschaft nicht verstand, wohl aber mit 4 Pferden fuhr und viele Gäste bei sich sah, in nicht langer Zeit sein Vermögen. Als er, erst einige 30 Jahre alt starb, war Alles dahin und seine Witwe mit ihren beiden Töchtern blieb in ziemlich dürftiger Lage zurück. Die älteste dieser Töchter, Dorothee, war meine Mutter, die zweite, ein schwächliches Wesen, lebte später im Hause meines Vaters.

Meine Mutter galt in ihrer Jugend für sehr hübsch, ich kann mir das schon denken. In späteren Tagen hatten ihre Züge etwas sehr strenges; ein fest geschlossener Mund, eine feine stark gebogene Nase, deuteten auf harte Entschiedenheit hin, die ihrem Charakter auch eigen war. Sie hatte sich bis in ihr hohes Alter sehr gut konservirt und behielt auch als Greisin eine gewisse frische Farbe und ein höchst ausdrucksvolles Mienenspiel. Noch muss ich erwähnen, dass sie ungemein lebhaft war und sehr leidenschaftlich werden konnte, was ihre Kinder wenn ich nicht irre, von ihr geerbt haben.

Durch meine Mutter sind wir denn auch mit der Goltdammer'schen Familie nahe verwandt. Grossmutter Fischer war, wie ich schon erwähnte, eine geborne Goltdammer, Schwester des hier sehr bekannten und hochangesehenen Kaufmanns gleichen Namens. Dieser, für uns Kinder der "alte Goltdammer", war eine brave Natur, ein rechter preussischer Patriot des alten Schlages. Als die Franzosen in Stettin

einrückten, warf er die grossen Vorräte seiner Produkthandlung: Kaffee, Zucker, Reis etc. in die Oder, damit sie der Schmach entgingen, dem Landesfeinde Unterhalt zu gewähren. Seine vornüber gebeugte Gestalt mit dem eisernen Kreuz auf der Brust und dem etwas unwilligen und verdriesslichen Ausdrücke floss uns Kindern vielen Respekt ein; wir zogen uns gerne zurück, wenn er sich sehen liess, ob schon er ein gutherziger Mann war. Von seinen beiden Söhnen übernahm der ältere, Eduard, später sein Handlungshaus, der jüngere, Theodor, der sich als Herausgeber des Archivs für Strafrecht einen gewissen Namen erworben hat, ist vor nicht lange als Obertribunalsrat in Berlin gestorben. Eduard hatte die Befreiungskriege mitgemacht und trug auch das eiserne Kreuz im Knopfloche. Er war ein guter und wackerer Mann, wie sein Vater, jedoch kränklich und eigensinnig und etwas beschränkt. Seine Gattin war Auguste Sander, eine Tochter des alten Kanzlei-Direktors, meine Pathe, eine gescheute und talentvolle, nicht sehr feine Frau.

Theodor ist mir von je her durchaus komisch erschienen; er dichtete stark, hielt sich für geistreich und war affektirt in Gang, Sprache und Benehmen.

Die Töchter des alten Goltdammer waren die Justizrätin Minna Pufahl, die Frau Bank-Direktor Petersen und die Gattin des Kaufmannes Linannhieselbst. Durch die Goltdammersche Familie hängen wir auch mit den Schleich's und Bergemann's zusammen, ich weiss aber nicht recht wie, ich glaube die Frau des alten Goltdammer war eine geborne Bergemann.

Von meiner Grossmutter Fischer vermag ich nur mitzutheilen, dass sie von Allen, welche sie kannten, verehrt und geliebt wurde. Namentlich mein Vater, der sie nach seiner Verheiratung in sein Haus nahm, hielt sie, wie er uns oft gesagt hat, sehr wert; sie war gütig und liebenswürdig, hatte aber, wie bereits erzählt, viel Leid in ihrer Ehe erfahren und starb, noch nicht 50 Jahre alt. Sie liegt in Hökendorf auf dem Dorfkirchhofe begraben.

Das Verhältnis meiner Eltern zueinander, wie ich es auffasse, war einzig in seiner Art. Meine Mutter reichte an den Vater lange nicht heran, ja sie verstand seine milde grossherzige Natur zum Teil nicht wie er ihr denn auch

in jeglicher Bildung weit überlegen war. Jung verheiratet hatte sie das Leben wenig kennen gelernt, ihr fehlten die Vergleiche und so hatte sie an Vielem Vieles auszusetzen, ereiferte sich leicht und war in der Regel sehr kurz angebunden. Mein Vater übte hierbei eine wahrhaft grossartige Nachsicht. Die Tüchtigkeit meiner Mutter, ihre treue Hingebung an ihn und ihre Kinder, ihre grosse Lebhaftigkeit und Frische, ihre unabhängige, allem Gemeinen abgewendete wenn auch oft einseitige Sinnesart liessen ihn jene kleinen Fehler völlig übersehen und, wie ich glaube, auch nicht empfinden, dass sie ihm geistig eigentlich nicht ebenbürtig war und jener höheren Lebensauffassung, die ihn beseelte und leitete, nicht nahe stand. So kam es heraus, dass er bis an sein Ende mit einer gewissen Galanterie sich gegen sie benahm, während sie sich mehr ablehnend gegen ihn verhielt und ihn gar zuweilen mehr bevormundete, als gerade nötig schien. Er liess sich das mit einem stillen Zug von Humor gefallen, - ach! es war reizend! So gab es eigentliche Disharmonie zwischen meinen Eltern gar nicht; ich glaube, sie haben keinen Tag ihrer langen Ehe im Missklange miteinander gelebt. Die Zartheit, mit der mein Vater meine Mutter behandelte, entsprang aus seiner herzlichen Liebe zu ihr und zugleich aus seiner Überlegenheit, und ist mir stets als geradehin musterhaft erschienen.

Schwere Stunden sind auch meinen Eltern nicht erspart geblieben. Sie verloren in kurzer Zeit hintereinander ihre 3 ältesten Kinder. Theodor starb siebenjährig an den Röteln, seinen Tod hat meine Mutter niemals überwunden. Sie besass ein kleines Pastellbild von ihm, das sie in ihrem Schreibspinde vor jedem Auge verschloss, wir Kinder haben es bei ihren Lebzeiten niemals zu sehen bekommen. Nur zuweilen, wenn sie allein war, holte sie es hervor und betrachtete es weinend; ich traf sie einmal so schluchzend mit dem Bilde in ihrer Hand, da stand sie rasch auf von ihrem Sitze, verschloss das Andenken wieder, wischte sich die Tränen ab und drückte mich an ihre Brust. Nie habe ich gehört, dass sie auch nur den Namen Theodor's aussprach; er soll ein schöner sehr hoffnungsvoller Knabe gewesen sein.

Der Zweite, Rudolf, kam auf traurige Art um's Leben. Er spielte auf der Strasse, da rannte ein durchgegangenes Pferd daher und trat ihm mit dem Huf in den Rücken; er hat-

te davon wohl eine innere Verletzung erhalten, die ihn nach etwa 1/2 Jahre und vielen Leiden tötete. Nachher starb noch meine älteste 5 jährige Schwester Dorothee Therese.

Meine Mutter hat, als sie ihre Blüten in das Grab sinken sah, unsäglich gelitten, es war bei ihrer leidenschaftlichen u. erregten Natur, die jeden Schmerz doppelt fühlbar machte, ernstlich zu besorgen, dass sie ihr Leid nicht überstehen würde. Doch sie beruhigte sich allgemach. wieder, wenngleich sie eine Versöhnung mit ihrem Schicksal niemals fand. Noch dazu war das damals die Zeit der französischen Ockupation. Auch meinem Vater blieben diese Erinnerungen so schmerzlich, dass er davon selten und nur andeutungsweise zu uns gesprochen hat.

Ich möchte das Bild meiner Mutter noch etwas vervollständigen. Sie war von schlanker, biegsamer Gestalt, ein wenig über Mittelgrösse; in ihrem lebhaften Blicke lag etwas höchst Kluges; aber ich kann nicht sagen, dass ihr Auge eigentlich seelenvoll gewesen sei. Ihre geistige Bildung hatte, der damaligen Sätte entsprechend eine Art französischer Beimischung und befähigte sie, eine angeregte und mit einem gewissen esprit versetzte Unterhaltung zu führen. Dagegen sah es mit ihren Kenntnissen nur schwach aus, sie besass überhaupt nicht grosse Lern- und Aneignungs-fähigkeit, wie das bei so eigenartigen Naturen häufig der Fall ist. Dennoch fehlte ~~er~~ es ihr nicht an treffendem Verstande und gesunder Einsicht in die ihr naheliegenden Verhältnisse, und was sie als gut erkannt hatte, das führte sie stäts mit Energie und Ausdauer aus. Sie war ein ganzer Charakter, sie stand in sich ganz fest und bedurfte deshalb auch keiner kirchlichen Vermittlung, der sie gänzlich abhold war und abgeneigt blieb bis an ihren Tod. Meinen Vater liebte sie treu, war stolz auf seine Vorzüge und hegte und pflegte ihn, der auf äussere Dinge wenig achtete, mit aufopfernder Sorgfalt und Hingebung.

Rührend auch ist mir immer die beharrliche Zuneigung geblieben, welche sie ihren Bekannten aus alter Zeit bewahrte. Erschien so eine Jugendfreundin von damals dann ward meine liebe Mutter immer ganz Feuer und Flamme und wusste gar nicht, was Alles sie der alten Freundin zu Liebe tun sollte.

Sie überlebte meinen Vater noch 18 Jahre und starb in dem hohen Alter von 84 Jahren.

### Meine Kindheit.

Ich bin am 30. September 1814 an das Licht gekommen. Bei meiner Taufe am 17. December standen unter Andern 3 junge Damen Gevatter, nämlich, wie der Taufschein besagt: die Demoiselles Emilie Goltammer, Charlotte Schleich und Auguste Sander.

Es war in dem Zeitraum zwischen den Schlachten von Leipzig und Waterlow, und man behauptete immer halb scherzhaft, es sei von dem kriegerischen und streitbaren Geiste jener Zeit etwas in mich übergegangen. Wenigstens habe ich von meiner Mutter oft genug hören müssen, ich sei als Kind erschrecklich obstinat, wie man es nannte, gewesen und habe entsetzlich viel "gebrüllt". Besonders als ich die Masern gehabt, wäre ich sehr unnütz gewesen, hätte immerfort aus dem Bette steigen und mit den Fäusten mir in die entzündeten Augen fahren wollen, was mir ausdrücklich verboten gewesen. Ich muss das wohl glauben, wenschon ich zu der Vermutung Grund habe, dass meine Mutter in ihrer grossen Lebhaftigkeit und mit sehr reger Einbildungskraft mir später mancherlei angedichtet hat, was historisch denn doch zweifelhaft sein möchte.

Dass ich ein äusserst lebhafter schwer zu lenkender Junge gewesen, wird wohl richtig sein.

Meine Mutter schalt sehr viel. Sie hatte die sonderbare Ansicht, dass Kinder und Dienstboten von Zeit zu Zeit in bestimmten Perioden ausgezankt werden müssten, auch wenn sie nichts verbrochen hätten, damit sie <sup>oder über ihnen wachenden Regimente</sup> inne blieben und sich nicht "gehen" liessen. Es war damit nicht so schlimm gemeint, aber es summen mir ihre zuweilen etwas langen Strafpredigten, die gerne eine moralische Färbung annahmen, noch heute vor meinen Ohren, ich sehe sie mit drohend erhobenem Zeigefinger vor mir stehen und höre sie sagen: "Wenn das Euer Vater wüsste, es würde Euch schlimm gehen, ich will es ihm diesmal noch verschweigen, wenn Ihr mir versprecht, es niemals, niemals wieder zu tun, - das nächste mal nehmt Euch in Acht!"

Dass mein Vater uns als Schreckbild hingestellt wur-

de, war eigentlich ganz verfehlt: denn er war nichts weniger als hart, und bestrafte uns nur höchst selten. Wir fürchteten ihn daher auch in dieser Richtung gar nicht. Aber in das Herz schnitt es mir doch jedesmal, wenn meine Mutter mich bei ihm verklagte und ich fühlte, ich hätte ihm Verdruss gemacht.

Manchmal wurde er aber doch auch zornig. Ich weiss nicht mehr recht, was ich verübt hatte, nur so viel erinnere ich mich, dass ich für geraten fand, mich vorläufig den Augen meiner Mutter zu entziehen. So versteckte ich mich im Pferdestalle. Nun wurde das ganze Haus, jeder Winkel nach mir durchsucht, ich war nirgend zu ermitteln. Schliesslich retirirte ich auf den Heuboden u. sass da den ganzen Tag ohne Mittag und Vesperbrod. Erst gegen Abend wagte ich mich heraus, ich war hungrig geworden und hoffte, dass der erste Sturm vorüber sei. Bei meiner Mutter war das auch der Fall, sie hatte sich über mein Verschwinden sehr geängstigt und schloss mich, den Wiedergefundenen, mit mütterlicher Weichherzigkeit in ihre Arme. Mein Vater dagegen war sehr böse, fasste mich bei den Schultern und drückte mich gegen die Wand, indem er murmelte: "Du - Junge! Du wirst uns noch in die Grube bringen"! Diese Ansicht hatte ich aber keinesweges, im Gegenteil, ich liebte meinen Vater von früh auf mit der innigsten Zärtlichkeit; das wusste er auch, es war nur so ein augenblicklicher Zornausbruch, der ihm jenen Worte in den Mund legte. Sonderbarerweise gebrauchte er sie öfter, wenn er heftig wurde. Lächelte er doch selbst späterhin darüber, wenn wir ihn, als wir Männer geworden, daran erinnerten.

Ein andermal hatte ich wieder etwas verbrochen und meine Mutter ertappte mich dabei. Ich weiss aus was ich konnte, meine Mutter setzte mir nach, durch alle Stuben ging die Jagd, ich war schon in der grössten Gefahr von ihr eingeholt zu werden; da gewann ich die Stubentür, lief auf den Flur, die Treppe hinunter, aus der Haustüre hinaus bis in die Pelzerstrasse. Dort machte ich Halt u. sah mich um. Meine Mutter stand am Fenster, ich sehe sie noch vor mir, wie sie befehlend mir zurückwinkte, mit decidirtem Finger auf das Fensterbrett klopfend und die Lippen bewegend. Ich hörte ihre Worte nicht, aber ich wusste, wie sie lauteten: sie sagte: Du kommst

Augenblicks zurück, Augenblicks! hörst Du? gleich auf dem Fleck kommst du zurück, - sonst .... In diesem Zustande ging das aber nicht, ich kehrte mich daher um und wanderte gelassen ab, die Pelzerstrasse entlang an das Bollwerk. Dort promenirte ich eine Stunde umher, das bunte Getreibe betrachtend, u. als ich so dachte, dass der mitterliche Zorn sich etwas abgedampft haben würde, rückte ich wieder zu Hause ein. Es war aber noch zu früh u. ich musste eine ziemlich lange Strafpredigt über mich ergehen lassen. Indessen das Strafgericht war noch milde genug.

Ich erzähle Euch diese kleinen Ereignisse ohne mein Benehmen dabei zu entschuldigen. Wenn Ihr einmal Kinder habt, gewöhnt sie besser an Gehorsam. Ich glaube überhaupt, ich habe doch mehr dumme Streiche gemacht, als eigentlich zulässig war. Eben fällt mir noch ein solcher ein.

In Petrihof, unweit der Stadt an der Eschezallee gelegen, wohnte ein Gärtner, der eine ganz neue ausländische Blume in seinem Garten zog. Die Stettiner wanderten da hinaus, das Wunder zu betrachten. Auch meine Eltern gingen auf ihrem Spaziergange heran; es waren ein paar Georgienstauden, die ersten, welche hierorts eingeführt waren. Während nun meine Eltern nach vollzogener Besichtigung im Treibhause Kaffee tranken, - der Gärtner verabreichte dieses Getränk *an die* Besucher, - tummelte ich auch draussen herum und geriet auch zu den hohen Georginen - ich fand, dass die langen Stengel zu Reitpferden sehr geeignet wären und knickte mir rasch ein paar davon ab, brachte sie zwischen die Reine, die Blumendolden als Schwanz auf der Erde nachschleifend und in den Hand als Reitpeitsche einige kleinere Blüten. So jagte ich seelig durch die Gänge und setzte über die Blumenbeete hinweg. Man kann sich den Schrecken und den Verdruss denken als der Frevel entdeckt wurde. Die Sache liess sich mit einem Stücke Geld abmachen.

Als ich so 6 oder 7 Jahre alt war, begegnete mir ein schlimmer Unfall, ich erlitt beim Spielen in Hökendorf eine Quetschung des linken Arms. Der Schmerz war stark, ich konnte den Arm nicht bewegen, sagte aber im Hause nichts, sondern nahm mich zusammen und ging

nach dem Abendbrod zu Bette. In der Nacht nahmen die Schmerzen zu, ich konnte nicht schlafen und der Arm schwoll mir dick an. Meine Mutter war am Morgen sehr erschrocken, es wurde gleich angespannt, sie fuhr mit mir zur Stadt und der Chirurgus Bomberg wurde aufgesucht. Damals wurden äussere Verletzungen immer von den sogenannten Chirurgen behandelt, die promovirten Ärzte befassten sich damit nicht, sie waren blos für das Innere. Unser Wundarzt war ein geringer und unwissender Mann und quälte mich mit scharfen Einreibungen und Bandagen schrecklich. Ich litt sehr und mein Zustand wurde von Woche zu Woche schlimmer. Da führte ein gutes Geschick den Generalarzt der Armee, Dr. Wasserfuhr in unsre Stadt, meine bekümmerte Mutter wendete sich an ihn, und ich erinnere mich noch recht gut seines ernsten Blickes, als er mich untersuchte. Er fand, wie ich später, erfuhr, den Arm in folge der Quetschung von Eiterkanälen durchzogen, sein erster Gedanke war schleunige Amputation. Er bestellte mich auf den anderen Morgen zu sich in seine Wohnung. Als ich mit meiner alten Kinderfrau Mariette Kneip ankam, fand ich noch einen andern Herrn bei ihm; er streichelte mich und gab mir einen Kuchen. Unterdessen war mein Arm entkleidet u. er rief den andern Herrn heran. Sie betasteten das kranke Objekt lange und aufmerksam. Dann sagte der Generalarzt plötzlich zu dem Andern: "halten Sie einmal den Arm hoch", und ehe ich mich dessen versah, hatte er mit scharfem Messer, das er im Rockärmel verborgen haben musste, einen scharfen Schnitt getan vom Ellenbogen herunter bis zum Handgelenk. Es war so rasch gegangen, dass ich gar nicht recht zum Bewusstsein des Schmerzes gekommen war. Nun musste mein Arm gebadet, die Wunde gereinigt werden: dann verband er mich sorgsam. Späterhin hat er noch einmal unter ähnlichen Umständen so einen Schnitt gemacht. Ich verdanke ihm, wo nicht das Leben, doch wenigstens meinen Arm.

Fast ein Jahr verstrich allmählich: was war aus dem blühenden wilden Jungen geworden? ein blasser schmerzgequälter stiller Knabe. Als die Wunde geheilt war, was lange dauerte, war mein Arm krumm; ich musste täg-

lich stundenlang an einer Maschine sitzen, welche die Krümmung gerade recken sollte, musste den Arm im Schlachthause in warmem Ochsenblut baden und wurde vor jedem Stoss, jedem Fall durch beständige Aufsicht gehütet.

Endlich erlaubte man mir, es war im Februar, wieder einmal ohne Begleitung auszugehen. Da wachte, als ich draussen war, die alte Lebenslust plötzlich in mir auf. Die Sonne schien hell vom klaren Winterhimmel hernieder, die kräftige Luft, die Freiheit dehnten meine Brust, ich fing an zu laufen u. zu springen, mich auf die Schlitterbahn zu wagen. Weh mir! Ich glitt aus und fiel gerade auf den schlimmen Arm und die Wunde brach wieder auf. Ach wie glossen die Tränen meiner Mutter, die mich so treu gehegt und gepflegt! Glücklicherweise heilte der Schaden bald wieder, und ich bin schliesslich mit einem im Ellenbogengelenk etwas schiefen Arm davon gekommen; der Arm ist auch ein wenig schwächer geblieben. als der andere; sonst fühle ich nichts mehr und habe auf der Universität doch auch damit fechten gelernt.

Dieses Jahr der Krankheit und des Schmerzes hat auf meine Entwicklung einen sehr bestimmenden Einfluss geübt. Meine beiden Älteren Brüder, die im Alter kaum ein Jahr aus einander waren, hielten unzertrennlich zusammen und teilten schlechthin Alles mit einander, so dass ich als dritter mehr oder weniger ausgeschlossen war und nur so nebenher ließ, was ich sehr empfand. Waren nun meine Brüder, da sie Älter als ich, schon so wie so mir an Kräften überlegen, so trat dies/jetzt nur um so greller hervor. Bei unseren Streitigkeiten zog ich natürlich immer den Kürzeren, u. bekam die Hauptprügel. Wut u. Verdruss nagten darüber an meinem Herzen, ich isolirte mich mehr und mehr, ging meine eigenen Wege und trieb mein Wesen für mich. Meine Eltern liessen mich gewähren u. waren sehr liebevoll und zärtlich gegen mich, sie unterstützten die kleinen Interessen und Neigungen, die ich gewann und erfüllten gern diesen und jenen Wunsch, den ich hegte.

In der Schule ging es recht gut mit mir, ich lern-

te, besonders immer zu Anfang recht gut und brachte oft vorzügliche Zeugnisse nach Hause. Zuerst besuchte ich die Schule des Schlossküstlers Hoffmann, der ein kleines graues Kitchenhäuschen am Marienplatz, wo jetzt das Gymnasium steht, bewohnte. In unserer Schulstube hing, das weiss ich noch, an der Tür ein kolorierter Bilderbogen, zwei zerlumppte, sich raufende Jungen darstellend. Hatten sich nun ein paar von uns gebelgt, so mussten sie zu ewiger Schmach und Schande die folgende ganze Stunde unter dem Schreckbilde an der Tür stehen.

Ich war diesem meinem ersten Lehrer sehr zugetan, und bin auch dem folgenden, dem späteren Prediger Mohr zu Rosow bei Stettin, einem wohlwollenden Manne stets anhänglich geblieben.

Nachher kam ich in die Schule des Rektors Möschke. An diesem Mann, der später als Superintendent in Neuwarp gestorben ist, kann ich nur mit der grössten Erbitterung zurückdenken. Er war ein roher und jähzorniger Mann, und sein erstes Lehr- und Zucht-mittel bestand in einem ledernen Kantschu, einem scheusslichen Instrument, mit dem er die armen kleinen Jungen unbarmherzig durchpfügelte. Ich selbst habe nur so einmal einen verirrten Hieb bekommen, weil mein Vater, schon meines Armes wegen, sich jede körperliche Misshandlung meiner Person verbat. Aber ich sah es mit an, wie er die Andern um kleiner Fehltritte willen durchhaute, ich hörte wie sie schrien und jammerten und ihn anflehten, und das Herz kehrte sich mir in der Brust um, dass ich ihnen nicht beistehen konnte. Zuletzt wurde meine Abscheu vor diesem Wütrich so gross, dass ich meinen Vater erklärte, ich ginge nicht wieder hin in die Schule, ich könnte nicht. Er hatte das Einsehen und brachte mich auf das Gymnasium; ich war 9 Jahre alt und kam nach Sexta. Zuerst ging da Alles wieder ausgezeichnet; ich wurde als vorzüglicher Schüler sehr gelobt und kam gleich bei der ersten Censur von dem untersten Platz auf die erste Bank.

In demselben Sommer wurde zur Erinnerung an den Bischof Otto von Bamberg, der die ersten Christen in Pommern getauft hatte, das sogenannte Ottofest gefei-

ert. Auch unser Gymnasium veranstaltete einen festlichen Redesact mit Gesang und Prämienvverteilung an je zwei der besten Schüler in jeder Klasse. Auch ich wurde bei der Feier hervorgerufen und erhielt die grosse bronzene Medaille, die ich noch jetzt verwahre. Sie hat mir indessen mehr Leid als Freude eingetragen: denn der Neckereien neidischer Kameraden darüber war kein Ende und auch meine Brüder titulirten mich oft spottend den "Medaillenritter". Ich habe manchen Strauss deshalb ausfechten müssen.

Leider dauerte auch die Freude in der Sexta nicht lange. Weiss der Tausend! wir Jungen hatten gar keinen rechten Respekt vor unseren Lehrern. Da war einer, der hiess Küsel, ein pockennarbiger alter Mann, der die Gewohnheit hatte, sich mit dem Rücken oder mit der Seite an das Klassenspind zu stellen und daran zu scheuern, wie ein Schwein an seinem Trog oder an einem Türpfosten sich schewert, - was ihn juckte, kann ich nicht sagen. Seine Hauptermahnung an die unruhige Jugend lautete immer: ein jeder setzte sich an seinen Ohrt und spreche mit kein Wohrt. Und diesen schönen Vers wiederholten wir dann im Chor.

Nach diesem alten Küsel, als er einmal wieder in seiner Juckarbeit begriffen war, schoss ich eines guten Vormittags aus einer Federpose, die wir zu einer Art kleinen Kanone einzurichten verstanden, so dass das Geschoss, eine Erbse, ihm gerade in's Gesicht flog. Nun ging die Untersuchung los, ich wurde als Täter ermittelt und bestraft.

Den Rest gab mir bald darauf ein Vorfall mit meinem späteren sehr teuren Freunde, dem Musiklehrer Carl Löwe, der die Gesangstunden im Gymnasium leitete. Ich sollte den Text eines geistlichen Liedes erklären, weigerte mich aber dessen, indem ich behauptete, ich verstünde das Lied nicht u. wüsste gar nicht, was damit gemeint wäre. Löwe wollte mich in seiner etwas frommen Art berichtigen und da das nicht fruchtete, nannte er mich einen dummen Hans. Dies nahm ich übel und fing an, einige unwillige Bewegungen zu machen, namentlich mit den Füßen auf den Boden zu schur-

ren und zu trommeln, was dann der Klasse das Signal zu einer allgemeinen Trommelei gab. Es wurde sehr schlimm. Eigentlich sollte ich als Anstifter der Rebellion mit einer Karbatsche ausgehauen werden; doch begnügte sich der Direktor endlich damit, mir sehr ernst in's Gewissen zu reden und mich auf den untersten Platz zu setzen, wo ich nun als schlechter und bösertiger <sup>Schüler</sup> noch ein ganzes Jahr sitzen blieb, während ich als einer der ersten in der Klasse zu Michaelis nach Quinta versetzt werden sollte. Es war dies das damals noch übliche, gewiss ganz verfehlte Zuchtmittel in mildereren Fällen. Was hat denn das Trommeln mit den Kenntnissen und der Reife für eine höhere Klasse zu tun? Freilich die körperliche Züchtigung für schwere Vergehen war auch nicht gerade anlockend. Der alte Schulwärter Hiltze musste die Exekution vor der ganzen Klasse vollstrecken. Er zählte dabei die Hiebe; die Jungen schriehen wie toll dabei, dann sagte Hiltze: der Herr Direktor haben's befohlen, vier, fünf, sechs, - halt' still mein Kind, sieben, acht u.s.w. .. Man schüttelte sich das leicht wieder ab, eine rechte Schande war es nicht, ja ein Junge, der eine recht ansehnliche Tracht Prügel bekommen hatte, wurde von seinen Mitschülern eher mit einer gewissen Hochachtung betrachtet.

Späterhin ist es mir auf der Schule abwechselnd sehr gut und dann wieder recht schlecht gegangen; ich möchte wohl wissen, ob das an mir oder an den Lehrern lag? Durch die Quarta kam ich im Fluge, in Tertia galt ich als unverbesserlich, in Secunda und besonders in Prima fand ich im Ganzen doch Anerkennung, besonders bei dem Professor Schmidt, dem Ethymologen, der das deutsche Wort Fuchs von dem griechischen  $\alpha\lambda\upsilon\omega\tau\eta\zeta$  ableitete also: *Lopex, peex, pom Fuchs*: Fuchs. Er ist auch dein Lehrer gewesen, mein Ernst und auch dir war er geneigt.

Noch muss ich hier einer schlimmen Geschichte gedenken, die mir in Tertia mit dem Professor Böhmer passierte. Dieser, ein sehr heftiger Mann, schritt öfters dazu Ohrfeigen an die Schüler auszuteilen, was in Tertia sonst nicht mehr Mode war. Ich hatte darüber

raisonnirt und wurde nun in das Konferenzzimmer citirt, wo mir Böhmer erst Vorhaltungen machte und dann ebenfalls eine Ohrfeige applicirte. Mir ist von jeher jede Gewalttätigkeit des Stärkeren gegen den Schwächeren, besonders körperliche Misshandlung äusserst zuwider gewesen. Der Schlag, der nun mich selbst traf, versetzte mich daher in eine unaussprechliche Wut, ich ergriff das auf dem Tisch stehende Tintenfass und schleuderte es nach Böhmers Kopfe ohne ihn jedoch zu treffen, dann fuhr ich auf ihn los und stiess mit dem Fusse nach ihm. Natürlich hielt er den 13 jährigen Jungen leicht fest, ich riss mich aber doch los und rannte in die Klasse zurück, wo einer der anderen Lehrer unterrichtete. Dort schrie ich mit von Tränen halb erstickter Stimme: Böhmer hat mich geschlagen, ich räche mich! und damit griff ich nach meiner Mütze und eilte nach Hause. Mein Vater sah den Vorfall sehr ernst an, ich wurde aus der Schule zurückbehalten, wohin mich auch niemand mehr gebracht hätte, und mein Vater verlangte, dass Professor Böhmer mich begütigen solle. Das wollte dieser nicht; so kam es zur Beschwerde bei den Behörden, die, wie ich glaube, dem Prof. Böhmer schliesslich eine Missbilligung eingetragen hat. Nach 6 Wochen ging ich wieder in die Klasse, Böhmer gab mir die Hand u. sagte mir, ich müsse meine Leidenschaftlichkeit zügeln und solle das Vergangene nur vergessen, wie er es auch tue. Ich habe es aber niemals vergessen, vielmehr lebte ein dumpfes Rachegefühl in mir fort. Ich habe, als ich erwachsen und kräftig geworden war, stundenlang abends mit einem Stocke in der Nähe von Böhmers Wohnung gestanden und auf ihn gelauert. Wehe ihm, wenn er mir in die Hände gefallen wäre, was glücklicherweise auch für mich, nicht geschah.

Das war nun die Erziehung, durch die Schule. Es ist so unsinnig, das aufkeimende Ehrgefühl eines Jünglings durch solche Rohheiten zu brechen. Mit einem einzigen Schlage kann sehr viel zerstört werden und ich glaube in der Tat, dass eine sehr leidenschaftliche Heftigkeit, welche ich oft nicht habe bemeistern können, zum Teil daher ihren Ursprung hat.

Späterhin als ich Referendar in Stettin war, hat sich Prof. Böhmer mir genähert und wir haben uns zuerst

über den Vorfall, den auch er nicht vergessen hatte, ernsthaft ausgesprochen. Nachher sind wir recht gute Freunde geworden. Böhmer, hatte seinen Beruf verfehlt, er war zum Lehrer völlig ungeeignet, aber sonst ein Kenntnisreicher, in seiner Art sehr liebenswürdiger Mann von vielseitiger Bildung. Als er i. Jahre 1841 starb, bin ich aufrichtig trauernd seinem Sarge gefolgt.

---

5.

Hökendorf.

Meine Grossmutter, die Frau des Hofrates Christoph Ludwig Z. war eine Tochter des Pupillenrates Warrenshagen in Stettin. Der letztere gründete das kleine Vorwerk in Hökendorf, welches noch jetzt, weit über 100 Jahre im Besitz unsrer Familie ist und dem auch Ihr manche schöne Stunde in der freien Natur verdankt.

Das Grundstück ist im Kerne altes Erbzinsland der Hökendorfer Kirche. Der Urgrossvater Warrenshagen baute darauf Wohnhaus, Scheune u. Stall, legte den Garten an und pflanzte die herrlichen Bäume, welche es umgeben und noch heute seinen schönsten Schmuck bilden. Ein Teil der prächtigen Eichen mag indessen wohl älter sein und damals schon gestanden haben. In der Folge erwarb Onkel Kriminalrat, als er im Besitze des Gutes war, im Jahre 1811 noch zwei waldige Berge von der Staatsforst dazu. Der alte Pupillenrat Warrenshagen hat sich in Hökendorf viel aufgehalten und von dem frischen Quellwasser, das, wie die Bauern sich ausdrücken, "Allens ut de Bookhaid" künmt, Morgens getrunken; die Leute schrieben es daher, dass er fast 90 Jahre alt wurde.

Das kleine Gut ist dann immer in der Familie vererbt, von Onkel Kriminalrat auf Onkel Kriegsrat, von diesem auf meinen Vater, der es bis zu seinem Tode besessen hat. Dann ward es der Lieblingsaufenthalt mei-

ner Mutter, und nach deren Tode gedieh es auf meinen Bruder Otto, den Justizrat, der es noch heute inne hat. Ich hatte gleiche Ansprüche daran, und es ist mir sehr schwer geworden, denselben zu Gunsten meines Bruders zu entsagen. Allein es liess sich nicht anders machen. Gemeinschaftlicher Besitz wäre bei der Verschiedenartigkeit unserer Auffassung der Verhältnisse eine Quelle des Verdruesses geworden und eine Teilung desselben zwischen uns hätte ihm den Reiz genommen, der in der kleinen Acker- und Vieh-wirtschaft liegt. So wie es war, in seinen alten Grenzen und Malen, so musste es bleiben, das sahen wir beide ein. Nun schlug mir mein Bruder vor, wir wollten darum lösen; ich bin aber wohlüberlegt darauf nicht eingegangen: denn wäre ich der Glückliche gewesen, der das Besitzlos zog, mein Bruder, der auch mit ganzer Seele an dem Gute hing, hätte, in seiner Eigenart, das nicht verwunden und wir Brüder wären dadurch, wie ich sicher glaube, sehr von einander getrennt worden. Ich erwog ferner, dass mein Bruder in sehr viel besserer äusserer Lage war als ich, und dass er als Advocat in Stettin fest sass, während ich als Verwaltungsbeamter leicht an einen anderen vielleicht weit entlegenen Ort gestossen werden konnte. So entschloss ich mich, es ihm zu lassen.

Als mein Vater noch lebte, fuhren wir alle Sonnabend Nachmittag in ganzer Familienstärke hinaus und blieben bis Sonntag Abend, zuweilen auch bis Montag früh dort. Auch die Pfingsten, das Frühlingsfest feierten wir auf dem schönen Landsitze und während der Schulferien hausten wir Jungen da.

Hökendorf und seine Umgegend haben noch heute einen Reiz für mich, wie fast keine andere Landschaft der Welt. Die Schweiz, Salzburg und Tirol habe ich kennen gelernt, und doch wenn ich nach Hökendorf heimkehrte, ergriff mich stets von Neuem sein stiller Zauber. Die Herrlichen Linden, Kastanien und Eichen, die blühenden Obstbäume, der durch den Garten eilende Waldbach, die ganze umfriedete, von Bergen umschlossene Stille des Gehöfts, der dunkel schattende Buchenwald mit seinen Schauern, - Alles das klingt wieder in meinem Gemüt u. hat mächtig auf meine Jugendent-

wicklung gewirkt.

Die Kinder in der Stadt stehen der Natur alle viel zu fern, sie sehen nicht das Entstehen und Vergehen draussen, ihre Auge, ihre Sinne, ihre Betrachtung werden mehr künstlich als natürlich geweckt. Es ist ein unermesslicher Vorzug, schon in jungen Jahren in der freien Natur zu leben, mit ihr still zu verkehren und sie auf den Verstand u. das Gemüt wirken zu lassen.

Ach! und die pfiffigen, gesunden, praktischen Bauernjungen, wieviel kann man von ihnen lernen! Mein Kamerad, der Fritz Krüger, konnte der klettern, konnte die Vogelnester im verborgensten Busche finden, konnte die Sprangenruten zum Fange der Rotkehlchen und Fliegenschnepper aufstellen! Das habe ich denn Alles von ihm gelernt und auch betrieben.

Zuletzt hatte ich eine ganz hübsche Vogelei-Sammlung. Den Schmetterlingen jagte ich in der Regel allein und ohne Fritz nach; aber bei dem Käfersammeln half er, und Raupen brachte er mir, die wir in gläsernen Häfen sich verpuppen und als bunte Falter auskriechen liessen.

Wo meine Sammlungen, welche freilich nicht auf wissenschaftlicher Grundlage ruhten, geblieben sind, das weiss ich gar nicht mehr. Damals machten sie meinen Stolz aus; ich hatte unter den Schmetterlingen zumal, ganz selten und schöne Exemplare von Pfauenaugen, Schwalbenschwänzeln und Trauermänteln, alle selbst gefangen! Auch die Dämmerungs- u. Nachtfalter waren gut vertreten, ich besass sogar einen "ganzen Tottenkopf". So schweifte ich über das Feld in die Niederung und in den Wald, von Jagdlust getrieben, mit dem Netze in der Hand. O! wie klopfte mir einmal das Herz gegen die Rippen, als ich auf einem Jagdzuge einen Seegelfalter, einen höchst seltenen Gast, der in meiner Sammlung noch fehlte, auf dem Bauernfelde von mir schweben sah! Da lässt er sich nieder, ich schleiche leise heran, er fliegt wieder auf, ich folge ihm weiter und weiter. Endlich, endlich, da ist er im Netz, ich drücke ihm die Brust ein, er ist ganz unbläddirt, und lege ihn neben mich an die Erde, um eine Nadel aus dem Besteck zu holen,

mit der ich ihn aufspießen wollte. Da führte ein böses Geschick eine Sau daher, die vom Hofe ausgebrochen war und auf dem Acker herumschnupperte. Ich hatte sie nicht bemerkt, sie nahte mir unversehens und mir nichts dir nichts hatte sie meinen Seegelfalter aufgegrasst. Ich prügelte wie wahnsinnig auf sie los, sie rannte davon meinen Seegelfalter im Leibe. Es war schamlos von dem Schweinevieh.

Jedes von uns Kindern hatte seinen eigenen kleinen Garten; der meinige lag zuerst in der Nähe der Spargelbeete bei dem wilden Birnbaum, später in der Ecke zwischen Hof und Dorfweg unter den Ulmen. Hier durfte ein jedes nach seinem Belieben schalten. Es wurden Rasenbanken aufgeschüttet und belegt; den Platz umgab der Besitzer mit Hecke und kleinem Zaun und grub, säte, pflanzte, <sup>darin</sup> okalierte und pflanzte Bäume und Sträucher und begoss schliesslich Alles aus eigener grünlackirter Gässskanne, Hosen und Wamms gleichzeitig trinkend und die Stiefel durchweichend. Die selbstgezogenen Früchte, Blumen und Samenreien verkauften wir dann gelegentlich an die Eltern für schweres Geld. Besonders meine Schwester Therese, die in ihrem Garten nahe dem Backofen zwei grosse Apfelbäume besass, betrieb einen sehr einträglichen Obsthandel und schickte sogar einmal einen Korb mit Äpfeln, es waren Daueräpfel auf den Markt nach Stettin.

Unfern der Bank hatten wir uns einmal eine unterirdische Räuberhöhle gebaut, in der wir stundenlang sassen, und wenn es sich so traf, auf die Vorübergehenden mit Geschrei herausstürzten.

Als ich in die Jünglingsjahre trat, zog mich der Wald doch mehr an, als der Garten. Sonntags früh nahm ich meine rotlederne Tasche über die Schulter, den Knotenstock aus Dorn in die Hand und wanderte ab, zum erst zur Mittagszeit zurückzukehren. Ich kannte damals Weg und Steg weit in der Runde, jeden Fussfad, jeden bemooften grossen Stein, der im Walde lagerte als Zeichen der Vergangenheit; ich kannte die Flora des Waldes, viele einzelne Bäume, die Stimmen der Vögel, ich wusste, wo diese ihre Nester bauten und

wo das Wild seine Lagerstatt hatte. Es waren seelige Stunden!

Wie hätte die Waldeinsamkeit nicht auch auf ein Gemüt den tiefsten Eindruck machen können; es war ganz selbstverständlich, dass mir, wenn ich so dahinwanderte durch die Schluchten und über die Berge oder wenn ich auf dem Moos gelagert in die hohen vom Windhauch leise bewegten Baumwipfel emporblickte, oder dem Ton eines Vogels lauschte, dass mir dann Vers und Reim von selbst in den Sinn kamen.

Das Ästhetische Element beherrschte damals die gebildeten Gesellschaftskreise sehr stark und zwar meistens auf der Grundlage der Romantik. Politische Interessen gab es nicht recht, das öffentliche Leben war so gut wie tot. Dafür kannte und liebte man seine Dichter, machte selbst Verse und trieb Musik und schwärmte für die Natur. Ich meistens <sup>hCS</sup> begann schon als ganz kleiner Junge Gedichte zu machen, welche möglichst sauber in einem Heft gesammelt wurden, auf dessen Deckel ein alter Schreiber meines Vaters, Namens Görs, mit Frakturbuchstaben kunstvoll geschrieben hatte: Gedichte von K.Z. eigenes Fabrikat.

Übrigens hatte mein Vater diese Neigung in seinen Jugendjahren gleichfalls gehabt und ich weiss noch den von den Tanten uns mitgeteilten Anfang einer Strophe, welche mein Vater als Kind verfasst hat. Damals war in Stettin Militairgouverneur ein Herzog von Bevern. Dieser General hielt sich einen sogenannten zahmen Bären und einen Hirsch, die in der Stadt frei herumspazierten und allerlei Unfug verübten. Der Bär besonders, wo er einen Braten witterte, ging er mir nichts dir nichts brummend in das betreffende Haus und in die Stube, vertrieb die am Mittagstisch sitzende Familie, welche bei seinem Erscheinen die Flucht ergriff, stieg auf den Tisch und frass den Braten auf, worauf er sich befriedigt wieder entfernte. Der Hirsch trieb es einmal viel schlimmer. Er prominirte eines Tages in den Anlagen vor dem Königstor, wo mehrere Kinder spielten, die ihn wohl geneckt haben mögen. Plötzlich wurde er

böse, fuhr auf ein kleines Mädchen los und beschädigte es mit seinen Läufen lebensgefährlich. Hierüber entstand in der Stadt grosse Aufregung und mein Vater verstieg sich sogar zu einem Zorngedicht, welches anhob:

Ich sass an meinem Busen  
und pflückte Cedernholz,  
da kam ein gräulich Thiere,  
genannt Hirschebull  
und trampelte mich todt.

Die ferneren Strophen habe ich leider nicht im Gedächtnis behalten.

Was meine eigenen Werke angeht, so habe ich sie nicht aufbewahrt, vermag also keine Proben davon zu liefern.

Doch ich kehre nach Hökendorf zurück. Wir Jungen hatten da jeder einen Esel. Ich möchte wohl wissen, wer die Fabel erfunden hat, dass Esel Diebsteln frassen? die unseren wenigstens, das kann ich versichern, dachten gar nicht daran, wiewohl sie wiederholt dazu aufgefordert wurden. Aber faul waren sie sehr und insofern machten sie ihrem Geschlechte alle Ehre. Es bedurfte aller möglichen Kunstgriffe, um sie überhaupt nur in Trab zu setzen und diese Anregungen mussten noch dazu abwechseln, weil die Esel sich sehr bald an eine gewisse Sorte derselben gewöhnten, so dass diese dann ihre Wirkung verfehlte. Aber dennoch waren die Langohren eine Quelle des Vergnügens für uns, wir bitteten darauf u. sperrten sie gelegentlich vor einen kleinen Wagen, bald alle 3 breit, bald einen vor den andern. In der Sandkuhle hinter dem Garten lieferten wir gar Turniere auf ihnen. Das machten wir so, dass wir gegeneinander losritten und dann jeder der Reiter den andern vom Esel herabzuziehen oder zu stossen suchte.

Auch meine Schwester Therese benutzte das Gespann und ritt quersattel auf dem ältesten Esel, der am wenigsten bockte. Besonders der jüngste hatte, zum Teil wohl in Folge unseres Unterrichts die Kunst des Bockens sich in vorzüglichem Grade ange-

eignet. Wir selbst wussten damit Bescheid, wurden aber doch oft genug abgeworfen und ein Fremder konnte auf dem Tier nun gar nicht sitzen bleiben. Der Esel hatte eine Stelle auf dem Kreuz, wenn man ihn da drückte, dann nahm er sofort den Kopf zwischen die Beine, erhob sein bekanntes Feldgeschrei und schlug häuten und vorne aus.

Einmal war Gesellschaft in Hökendorf, und die Kutscher versuchten auf dem Hofe ihre Reitkünste, darunter ein ehemaliger Kürassier aus Pasewalk, ein schwerer Mann, der meinte, das müsste ja mit dem Teufel zusammenhängen, wenn das schwache Vieh ihn abschmeissen sollte. Ja er war kaum hinaufgestiegen u. Bruder Otto hatte den Esel auf das Kreuz gefasst, als das Bockchen losging und der Kürassier auf der Erde lag, sich den Staub aus den Augen wischend. Nun äusserte der Referendarius von Ranmer, der spätere preussische Kultusminister unseeligen Andenkens, der auch zu den Gästen gehörte, der Kutscher-Kürassier wäre mit dem Esel nur zu roh umgegangen, man müsste ihn nur recht ruhig u. fest behandeln, dann werde er sich schon fügen; er, Ranmer, habe bei den Gardedragonern als einjähriger Freiwilliger gedient, er wisse mit derlei Dingen umzugehen.. So wurde denn der Esel in den Garten geführt und Herr von Ranmer setzte sich drauf. Zuerst ging es auch ganz leidlich einmal den Steig auf und nieder, dann aber bockte der Esel wieder und der Reiter fiel so unglücklich mit dem Kopf zuerst auf die Erde, dass er seinen hohen Filzhut breit drückte und auf dieser Basis kopfstehend mit den Beinen in der Luft heruntelegraphierte, bevor er mit diesen den Boden wieder erreichte. Es sah zu lächerlich aus; zum Glücke hatte er keinen Schaden genommen.

Aber auch noch andere Streiche verübten die Esel. Schwester Therese hatte einige Freundinnen zum Besuche, die Esel wurden angespannt und die jungen Damen fuhren damit in den Wald. Sie hatten Frühstück und Lektüre mitgenommen; auf einem schattigen Platze wurde halt gemacht, die Esel wurden abgesträngt und sollten einstweilen grasen, die Freundinnen frühstück-

ten und liessen sich etwas vor. Da fiel es den Eseln ein, dass es zu Hause im Stall doch besser wäre, als hier im Freien, wo sie sich ihr Futter erst selbst suchen sollten:" sie reckten daher die Schnauzen gen Himmel, brüllten ihr "Ahi Ahi!" und machten sich plötzlich im Trabe auf den Rückweg. Die jungen Mädchen setzten ihnen erschreckt nach, konnten sie aber nicht einholen, und so waren sie mit dem Wagen mitten im Walde und wussten nicht, wie nun nach Hause kommen. Schliesslich machte sich Therese zu Fuss auf den Weg und holte Hülfe aus dem ziemlich entfernten Gehöfte, während die fremden Stadtfreundinnen im Walde allein blieben in der schrecklichen Angst, dass sie von Räubern überfallen werden könnten.

Es war ein höchst trauriges Ereignis, als der Älteste Esel mit <sup>dem</sup> Tode abging. Das arme Tier bekam die Maulsperre, eine Art Kinnbackenkrampf, der es hinderte das Maul aufzumachen und zu fressen. Wir hatten gehört, man müsste solchen Patienten einmal unversehens gegen den Kopf schlagen, dann löste sich manchmal der Krampf. Da maulschellten wir denn in tiefer Betrübniß unseren Jugendgefährten; aber es half Alles nichts, das Maul blieb schief und er musste daran glauben. Unsere Trauer war gross und auch manche stille Träne floss um den Dahingegangenen.

Eigentlich gaben wir Schwester Therese die Schuld an seinem Untergang. Sie war auf den Einfall gekommen Semmel zu backen, weil keine frische mehr vorhanden war. Das wurde nun ein wunderbares Gebäck, so steinhart, dass es niemand beissen konnte; auch die Schweine, denen es vorgeworfen wurde, versuchten sich vergeblich daran, u. auch die Esel, bekanntlich sonst keine Kostverächter verschmähten es und liessen es liegen, bis auf den Ältesten, der, wie wir behaupteten, aus Freundschaft zu der Bäckerin eine davon mühsam zerkaute. Kurz darauf kriegte er dann die Maulsperre, von der harten Semmel meinten wir, - halb im Ernst, halb im Spasse.

Ich habe schon bemerkt, dass wir in der guten Jahreszeit regelmässig am Sonnabend Nachmittag nach Hökendorf hinausfahren und bis Sonntag Abend oder Montag früh dort blieben. Wir freuten uns die ganze Woche darauf und waren seelig, wenn der Sonnabend anbrach. Es bildeten sich für diese Fahrten und den Aufenthalt in Hökendorf selbst allmählig manche Gewohnheiten aus, ein gewisses Herkommen, welches wir das "Hökendorfer Recht" nannten.

Zuvörderst ging mein Vater mit uns Jungen immer durch die Stadt "voran". Sobald der Wagen vor die Haustür vorfuhr, wanderten wir ab; wir Jungen warteten schon längst mit Spazierstöcken bewaffnet und von dem bellen den Axur, der sich auch unbändig auf die Reise freute umsprungen auf dem Flur, bis der wuchtige Schritt meines Vaters auf der Treppe erschallte. Dann ging es aus der klingelden Haustür hinaus, die Pelzerstrasse entlang, den Altbötenberg hinunter und dann längs des Bollwerks über die Langebrücke auf die Lastadie vor das Parnitzer Tor, wo uns der bepackte Wagen bald einholte. Diese Packerei war es, der mein Vater aus dem Wege ging; er pflegte jedesmal, wenn er die Körbe, Vorräte und Sachen liegen sah, diese alle eingeladen werden sollten, zu sagen: Na Kinder! heute kommen wir bis ganz hin nach Hökendorf, denn ehe das Alles eingeschachtelt ist, sind wir wenigstens schon bis Damm.

Dass wir aber nicht den geraden Weg bis zum Tor wählten, hatte wohl seinen Grund in der Toilette, welche für den Hökendorfer Aufenthalt angelegt wurde. Wie dort draussen alle möglichen in der Stadt reponirten Sachen das Ameublement und der Hausrat bildeten, so wurden auf meiner Mutter Geheiss auch die schlechtesten Kleider angezogen, mit denen man sich in der Stadt nicht mehr sehen lassen konnte. Wir schlugen deshalb die Seitenwege ein, um vor das Tor zu gelangen.

Unterwegs gab es dann noch mannigfachen Aufenthalt, indem allerlei Nützliches eingehandelt werden musste, bald irgend ein Stock, bald ein Pfund Tabak um einen alten Raucher im Dorfe damit zu beglücken, bald Feuerstein und Zündschwamm in einer alten Bude am Bollwerk oder was sonst gebraucht und nicht gebraucht wurde. Ganz regelmässig sprachen wir bei dem letzten Bäcker auf der

Lastadie vor und kauften dort grosse Massen von Semmeln u. Brätseln ein, mit denen wir unsere Taschen und Botanisirtrommeln füllten. Holte uns dass das Fuhrwerk vor dem Tor ein und hielt an, um uns aufzunehmen, dann bombardirten wir das Erkaufte in den Wagen, wo meine Mutter, über die immense Verschwendung uns Vorwürfe machend, es einsammelte und in einen grossen braungeblümten Beutel tat, worin sich das übrige mitgenommene Gebäck befand. Ich glaube, es ist nie der Fall vorgekommen, dass von den Semmeln etwas übrig geblieben wäre: denn der Appetit solcher Jungen in der frischen Landluft u. bei der kräftigen Bewegung ist beispiellos.

Hat es in der Welt auch jemals ein Bärsbrod wieder gegeben, wie die Frau des Verwalters es zu backen verstand? Auch dieses Ideal von Brod verschwand förmlich vor unseren Angriffen und oft wurde es nötig, dass wir noch am Sonnabend mit der *Essequipage* durch den Wald zur Mühle fahren mussten, um neue Zufuhr von dort zu holen.

Am Sonntag früh erschien dann eine alte Frau mit einem Körbe auf dem Rücken welche aus Damm frische Semmeln, sogenannte Rosenbrote, wie sie nur in Damm vom Bäcker Burgatz damals gebacken wurden, brachte. Diese alte Frau, deren Namen ich niemals erfahren habe, hiess schlechtweg "Frau Semmel"; sie war schon über 70 Jahre alt, und ging mit ihrer Last so immer halb Schritt halb Trab. Für jeden Taler an Semmeln, welche sie auf dem Lande, wo sie das Gebäck meilenweit umhertrug, los wurde, bekam sie vom Bäcker 2 gg Rabatt, - das war ihr Verdienst, von dem sie zugleich ihren alten Ehegatten ernähren musste.

Dieser Alte hatte noch als Husar den 7 jährigen Krieg unter dem alten Fritz mitgemacht, nur war er schon sehr schwach, konnte nicht mehr arbeiten und wartete geduldig seines Ausganges. Nur eine Leidenschaft behielt er bis an seinen Tod, das war die für Tabak. Erst kaute er ihn, dann trocknete er das Gekaute auf dem Fensterbrett an der Sonne, um es hinterher zu rauchen, und endlich schnupfte er die Asche, die mit einem Tropfen wohlriechenden Öles versetzt wurde. Ihr könnt wohl denken, dass wir ihn zuweilen mit einem Pakete Taback beglückten; er liebte besonders eine Sorte, die

wir am Bollwerke in Stettin erhandelten und welche sich dadurch auszeichnete, dass auf dem umhüllenden Papier in rotem Drucke ein Neger abgebildet war, der mit Behagen aus einem langen Rohr dieses Kraut schmauchte: darunter stand mit grossen Lettern "Habanna original"; ich vermute der Inhalt war so weit nicht her. Auch schenkten wir dem Alten einmal eine Pfeife. Als wir sie ihm einhändigten, flog ein heller Freudenstrahl über seine ernsten schon stumpfen Gesichtszüge, seine alte Pfeife hatte auch schon gar zu lange gedient: "sie hat so viel Beiluft", sagte er, "ich kann sie nicht mehr rein kriegen". Als in einem der folgenden Frühjahre Frau Seemel in Hökendorf wieder erschien und wir sie nach dem Befinden ihres Gemahls fragten, erwiderte sie: "Nun ist er im Winter blind geworden und nun bin ich ihm Übermann. Wenn er nun nicht tut, was ich will, dann hau' ich ihm an die Ohren und renn' fix weg und denn kann er mich nicht wieder schlagen, weil er mich nicht sehen kann". Der alte Husar wurde über 100 Jahre alt. -

Doch wir sind auf unserer Fahrt noch nicht bis Damm. Vorher in der Nähe des Blockhauses brannte mein Vater regelmässig sein kurzes Pfeifchen an. Wir Jungen hatten das Recht, sie "anzurachen", was mit einiger Mühe verbunden war, weil es mit der Luft des Pfeifchens auch nicht immer ganz in Ordnung war. Sie ging auch beständig zu unserer grössten Belustigung wieder aus, und es mussten dennar jedesmal grosse Stücke Feuerschwamm verwendet werden, um den Taback wieder anzuzünden. "Ja Kinder!" meinte mein Vater, dann, "wenn ich paffen wollte, wie ein Stadtsoldat, dann würde sie schon brennen, aber leise, leise rauchen und andere durch den Qualm nicht inkommodiren, das ist die Kunst!" So rauchte der Gute denn auch mitunter kalt, d.h. er zög die Luft durch das Rohr ohne dass der Tabak glühte.

In Hökendorf angekommen stiegen wir bei den ersten Häusern des Dorfes aus und liessen meine Mutter mit den Sachen voranfahren. Mein Vater mit uns Jungen wanderte hinter dem Dorfe herum den Fusspfad, welcher sich zwischen den Aekern und Gärten dahinzieht, rechts in der Entfernung von einigen 100

Schritten der grüne Buchenwald, links die Häuser des Dorfes. Langten wir dann auf unserem Besitz an, dann war der Wagen schon abgepackt und wir halfen ihn auf den Scheunenflur schieben, wo er von Regen und Wetter geschützt sein Unterkommen fand. Demnächst ging es in die Erdbeeren oder auf die Kirschbäume. Abends gab es saure Milch und dahinter kriegte ein jeder, auch von uns Kindern ein wenig doppelten Kümmerl vom Hermanns drüben, welche als Gegengewicht gegen die kalte und fette Milch für zuträglich gehalten wurde. Bloss meine Schwester Therese, als sie heranwuchs, weigerte sich in jungfräulicher Schüchternheit davon zu nehmen; als sie sich indessen später verlobte und ihr Bräutigam einmal kusserte, die süddeutschen Frauen wären uns darin vor, dass sie doch auch zuweilen einen ordentlichen Schluck tranken, da überwand sie sich stille und zog unter allgemeinem Beifall der Familie ein ganzes Glas von dem Doppelten aus.

Am Sonntag Morgen stand mein Vater frühe auf und arbeitete einige Geschäftssachen ab, die in der Hökendorfer Mappe zu diesem Zwecke mit herausgenommen waren. Dann nahm er seinen Krückstock, trat hinaus in den Morgen und wandelte einsam durch den Garten, des Frühlebens in der Natur sich erfreuend und die Bäume musternd, die er gepflanzt. Es war dies letztere indessen mehr eine gemütliche Revue und ein ideales Interesse an der Baumzucht, so eigentlich praktische Erfolge entsprangen daraus nicht. Da stand mein Vater dann mit rotkarirtem Halstuch und der alten gelbgeblühten Wade vor diesem und jenem Baum, klopfte ihn betrachtend mit seinem Stock an den Stamm und suchte in seiner Liste auf, welche den Standort und die Sorte eines jeden bezeichnete. Es stimmte nie. Dies ist "Seidenhemdchen", murmelte mein Vater nach tiefem Blick in sein Verzeichnis, Ihr werdet sehen, eine sehr schöne Art. Nachher, dann erwies sich die Sorte aber als eine ganz andere, und wenn wir dann ein wenig spotteten, dann drohte er uns mit dem Stock und bemerkte lächelnd: "Verwünschte Jungen!"

Zum Gärtner hatte er keine Anlage; aber die Natur wirkte auf sein Gemüt und sein ruhiger, freundlicher gütiger Blick ist mir oft tief in's Herz ge-

drungen, wenn er, die Hände auf dem Rücken daher wandelte, so dass ich auf ihn losfuhr und ihn voll innigster Kindesliebe umschlang. Er strich mir dann das wallende Haar aus der Stirn und sagte: mein Konrad, - diese Seelenruhe hier! und dann ging er weiter. Ich kann an meinen Vater und seine reine menschliche Güte nicht denken ohne die tiefste Bewegung. Seelig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. -

Am Sonntag hatten die Eltern häufig Gäste draussen, oft schon zu Tische. Die Menschen waren damals anspruchsloser, als heute; eine Suppe, ein Eierkuchen, ein Braten, das war genügende Bewirtung; an ein Diner im modernen Sinne dachte man gar nicht. Aber die Bowle durfte nicht fehlen.

Bismal hatte meine Mutter sich vergriffen und statt der letzten Flasche Mosek ein Mass Branntwein, wie er für die Kutscher draussen vorrätig gehalten wurde, in die Bowle gegossen. Was war nun zu tun? An anderem Wein zu einer ganz neuen Bowle fehlte es, auch aus der Stadt liess sich so rasch keiner mehr herbeischaffen. Das trübte aber die Heiterkeit nicht, man beschloss das schreckliche Getränk bei Tisch unbefangen heranzureichen und abzuwarten, was für Gesichter die Gäste dazu machen würden. Es schmeckte ganz niederträchtig, und dazu der Fuselgeruch! "Nun wie schmeckt Ihnen der Kardinal?" fragte meine Mutter ihre verdutzten Nachbar. "O! es geht ja so" meinte dieser etwas ausweichend. "Dann müssen Sie aber auch trinken", entsetzte meine Mutter. Er wäre heute nicht ganz disponirt, versetzte jener. Nun klopfte meine Mutter an ihr Glas und hielt eine sehr schöne Rede, in der sie sich nach historischer Darlegung des Herganges den frevelhaften Angriff auf den Geschmack ihren Gästen bekannte und entschuldigte. Allgemeines Vergnügen, darüber! Nachher wurde den Hofleuten und Kutschern das Getränk preisgegeben, die es dann auch bis auf den letzten Tropfen vertilgten. So verschieden ist der Geschmack in der Welt, - Alles relativ!

Nachmittags ging es in den Wald. Das Esselfuhrwerk brachte den Kaffee dorthin auf einen schönen schattigen Platz. Da wurde dann im Chor gesungen und muntre ländliche Spiele des jungen Volks wechselten mit heite-

rer Unterhaltung ab. Abends gab es wohl noch gar einen Tanz auf dem Rasen im Garten, an dem auch die Älteren Teil nahmen, oder man erstieg eine Anhöhe und freute sich der Landschaft mit der untergehenden Sonne.

Da zog gegen Abend ein schweres Gewitter auf mit furchtbarem Donner und Blitz und strömendem Regen. Nach Hause könnt ihr nun nicht, hiess es da, Ihr bleibt Alle hier. Das wurde ein Gaudium ohne Gleichen. Die Älteren bekamen Betten, wenschon nicht ausreichende, für die Jugend wurde im sogenannten Saal eine Streu hergerichtet, Strohbunde und darüber Laken und Decken, was eben da war; ein jeder deckte sich mit seinem Mantel zu. Bis tief in die Nacht dauerte das Gelache und Geplauder, wir schliefen endlich prächtig, und anderen Morgens früh ging es von dannen und zur Stadt zurück.

Auf dem Kirchhof zu Röckendorf, unter schattenden Linden und Akazien liegen meine Eltern und drei meiner Söhne begraben. Neben ihnen sind die Ruhestätten vieler anderer Glieder unserer Familie. Die in noch früherer Zeit Geschiedenen, unter ihnen meine 3 Ältesten Geschwister sind in einem an die Kirche angebauten Erbbegräbnisse beigesetzt.

---

## 6.

### Im Elternhause in Stettin.

Der Aufenthalt auf dem Lande hat, wie ich schon bemerkte, das Gute, dass er die unmittelbare Anschauung des Kindes und das Verständnis für das Leben in der Natur stärkt und erweckt. Es versteht sich indessen von selbst, dass die geistige Entwicklung damit Schritt halten muss. Bei dem Landvolke fehlt zumeist dieses geistige Gegengewicht. Es ist mir oft aufgefallen, wie man auf dem Lande z.b. den Tod auch der nächsten Angehörigen nur als einen organischen Vorgang ansieht, über den man nach vollbrachter Klage sich nicht weiter zu betrüben hat. Wird doch die Lücke in der grossen Reihe durch die Geburt neuer Ankömmlinge bald wieder ausgefüllt und ist doch immer noch ein Überschuss

der Gebornen über die Gestorbenen vorhanden. So hat die Kuh ein Kalb gekriegt und der alte Schimmel ist gefallen. Es liegt hierin doch eine gewisse Roheit, die besonders bei den Begräbnissen hervortritt, welche in der Regel als Gelegenheit zu Schmaus und Trank von den Hinterbliebenen und ihrer Sippe benutzt werden. Ihr hättet nur diese ungeheuren Massen groben Napfkuchens, diese Krüge voll Bier und Branntwein sehen sollen, die in das Sterbehaus getragen wurden, als der Bauer Adam, das Zeitliche segnete. Es ging dabei auch recht laut her, nachdem die Glocken am Kirchturm verstummt waren, und wenn das Ganze nicht mit einem Tanzeschloss, so verhinderte dies lediglich die bestehende Sitte, nicht das Gefühl der Familie und der Genossen. Nach Jahresfrist schon heiratete die Witwe einen Bauerknecht weil doch der Hof nicht ohne Wirt bleiben konnte. Seltsam genug ist es, - wenn ich diese Betrachtung hier anknüpfen darf, dass bei den bevorzugten Gesellschaftsklassen die Bestattung der Toten gleichfalls in eine gewisse Festlichkeit auszuarten pflegt, freilich in so fern im umgekehrten Sinne, als hier das Gepränge an die Stelle des Napfkuchens tritt. Je reicher der Sarg geschmückt ist, je mehr Equipagen und Leidtragende in Gala folgen, je schwülstiger und gerührter die Rede des Predigers, je bombastiger und unwahrer schliesslich der Nachruf in den öffentlichen Blättern, desto erhebender und vielbesprochener die Feierlichkeit. Es muss das wohl mit dem Unsterblichkeitsgedanken zusammenhängen. Nur in den Mittelklassen des Volks, wo überhaupt die meiste innere Bildung zu finden ist, entspricht die Bestattung geliebter Toter noch oft dem wahren menschlichen Leidgefühl. Die stille Träne der Liebe, die um den Geschiedenen fliesst, ist doch auch mehr wert als Trommelwirbel u. Parade, als salbungsvolle geistliche Rede und Napfkuchen. Wie ist das nun, dass hinüber Gefühl u. Urteil auseinandergehen können? - -

Also dass wir Jungen im Ganzen praktische und gerade Menschen geworden sind, schreibe ich zum grossen Teile dem Einfluss unseres Sommersitzes zu, der auch auf unser Stadtleben zurückwirkte. Haus und Hof in der grossen Domstrasse wimmelten von Tieren aller

Art. Ich muss zuerst unseres Hundes gedenken, des treuen Axur, eines gelbgrauen Mopses, der unser steter Begleiter war.

Schon seine Mutter, Nette mit Namen war bis an ihren Tod unsere Freundin und Hausgenossin. Die MopsGattung ist jetzt ausgegangen. Nette war ein sehr hübsches feines Exemplar mit hellgrau-gelbem in's Schwärzliche spielende Felle. Man kann sich unsere Freude und Aufregung denken, als sie eines Nachts einiger junger Möpse genesen war und wir am Morgen die neue Familie vorfanden. Ein paar von den jungen starben, andre wurden verschenkt, den schönsten behielten wir, - das war Axur, der dann auch zur Alleinherrschaft gelangte, als seine Mutter Nette etwa ein Jahr nachher mit Tode abging.

Mein Bruder Otto namentlich liebte den Axur schwärmerisch, und nahm ihn Abends gern mit in sein Bett, wo sich Axur dann am Fussende auf die Decke legte, zum Verdrusse meiner Mutter, die ihm nicht sehr gewogen war, weil er Löcher in die Fussteppiche kratzte und in unbewachten Stunden sein Schlüfchen auf dem Damastsofa in der Wohnstube zu halten liebte. Deshalb war er auch vor meiner Mutter stets auf der Flucht und konnte oft nur durch unseren Schutz vor Schlägen gerettet werden, was natürlich sein Verhältnis zu uns nur um so inniger gestaltete. Kunststücke lehrten wir ihn nicht, - es bestand ein sehr ungezwungenes Verhältnis zwischen uns. Nebenbei teilte er unser Frühstück und Vesperbrot und wir sorgten dafür, dass er in seinem Schlafkorb immer ein gutes Kissen hatte.

Als er ein Jüngling geworden war, kam er in verdriessliche Händel. Er hatte in Hőkendorf seine Neigung an eine junge Dorfschöne verschenkt, welche zwar grösser als er aber doch ähnlichen Kalibers war. Dieser stattete er von Stettin aus zuweilen nächtliche Besuche ab. Das kam so heraus: wir wunderten uns, ihn zuweilen gegen seine sonstige Gewohnheit Morgens spät in seinem Korb noch schlafend zu finden, oft sogar bestaubt, zottig und beschmutzt. Axur! fragten wir, was ist das, was treibst du? er schlich mit eingezogenem Schwanz davon.

Nun war er einmal bei einer unserer Sonnabendfahrten nach Hőkendorf aus ärgend einem Grund zu Hause gelassen worden. Wir schliefen schon sanft, da gegen Mitternacht schlugen die Hofhunde an und es begann ein sehr lebhaftes Bellen der verschiedensten groben und feinen Hundestimmen. Was tausend! rief Bruder Otto aus dem Schlafe erwachend plötzlich, das ist ja Axur's Blaffe. Leise standen wir auf, um die Eltern nicht zu stören und eilten hinaus, da fanden wir ihn dann mit seiner Schönen am Hoftor stehen, wo ihm der Eingang von den Einheimischen verwehrt wurde. Wir liessen ihn ein und nun kehrte seine Geliebte, die ihn begleitete, ins Dorf zurück.

Wie der kleine Mann so spät allein den weiten Weg von Stettin her hatte machen können, wie er durch die Tore gedrunken war, blieb ganz erstaunlich. Aber die Liebe überwindet ja bekanntlich alle Fährlichkeiten. Nun war uns auch sein zottiges Aussehen <sup>in der Stadt</sup> des Morgens erklärlich. Wir ermahnten ihn ernstlich, diese nächtlichen Reisen aufzugeben, er kehrte sich aber nicht daran und musste es endlich schwer büssen. Denn einmal kam er mit Blut und Schmutz bedeckt, arg zerbissen, hinkend und heulend bei uns an. Ob ein Nebenbuhler oder die blosse Roheit der Dorfhunde ihn so zugerichtet, blieb unentschieden. Aber Schaden macht klug, er gab nun sein zartes Verhältnis auf.

Dagegen traf ihn einige Jahre später ein schlimmer Unfall. Es war in den Hundstagen, wo jeder Hund in der Stadt ein Zeichen, das ihn legitimirte, am Hals tragen musste. Ein Scharfrichterknecht ging in den Strassen umher und fing die zeichenlosen Hunde ein, die, wenn der Eigentümer sie nicht schleunigst auslöste, als der Tollwut verdächtig getötet werden mussten. Axur musste sich das Zeichen wohl abgestreift haben, genug! er kam nicht zu Mittag und es wurde erst Abends von Nachbarn ermittelt, dass der Scharfrichter ihn mit dem Lasso gefangen und in den Sack gesteckt hatte. Es war schon zu spät, wie konnten zur Scharfrichterei nicht mehr hinaus und verbrachten daher die Nacht in der grässlichsten Angst um unseren

Getreuen. Unsere Phantasie spiegelte uns die Hinrichtungsscene vor, wir sahen sein Haupt vom Rumpfe getrennt in den Staub rollen, sahen seinen Körper zur Gewinnung des "Hundefettes" am Feuer braten und hörten sein bekanntes Bellen u. sein Hillegewinsel. Sobald der Morgen graute waren wir in Begleitung unseres Kutschers auf dem Wege nach der Lastadie. Da fanden wir ihn denn zu unserer unsäglichen Freude noch lebend vor in einem Stalle des Gehöftes, aber in welcher Verfassung! und in welcher Gesellschaft. Pudel, Spitze, Bullenbeisser, Pinscher, Fleischerhunde, gemeines und vornehmes Volk, alles durcheinander knurrend, heulend, bellend. Unser Axur klapperte beständig mit den Zähnen aufeinander, in solcher Angst und Bedrängnis war er, und wie sah er aus, wie hatte er sich verändert! In der einzigen Nacht war ihm vor Gram die sonst schwarze Schnauze vollständig grau geworden. Wir zahlten nun das Lösegeld und nahmen ihn mit uns, indem wir ihn streichelten und liebkosten. Der Scharfrichter stand breitbeinig, die Faust in der Seite da und lachte, -- wie hassten wir den Bösewicht.

Axur wurde sehr alt. Zuletzt verlor er Gehör und Gesicht; unser Kutscher Friedrich Düsing musste ihn, um seine Lebensqualen zu enden, in Hökendorf erschießen. Da liegt er auch nicht weit vom Backofen begraben.

Auf dem Hofe und in der nicht benutzten Küche des Erdgeschosses residirten unsere Kaninchen, nachher Meer-schweine. Könnte ich malen, ich würde Euch den grauen Kaninchenbock, der unser Stolz war, noch heute vorstellen können. Oben auf dem Boden war der Taubenschlag, in den Zimmern flatterten Kanarienvögel und Stieglitze und 2 Papageien kreischten da. Der kleinere von den Papageien, den wir wohl an 30 Jahre gehabt haben, ging frei ausserhalb seines Dratbauers herum; er konnte nur ein einziges Wort sprechen und zwar "Marike", so hiess unsere alte Kinderfrau; sonst war er nicht gelehrt. Aber der grössere in dem messingnen Bauer plauderte wacker. Wenn mein Vater Morgens durch die Stube ging, dann sagte er: Guten Morgen Papa Zitelmann." wobei ihm das Z ausserordentlich schwer fiel, so dass er oft damit ansetzte, ehe es herauskam. Auch rief er in unsere

Unterhaltung oft ein "Dummer Witz" hinein, was mein Vater ihn gelehrt hatte, und dann sang er mit der Stimme eines alten Mannes und hustete dazwischen, wahrscheinlich seine früheren Besitzer nachahmend. Lachten wir dann, dann bemerkte er häufig mit einer gewissen Indignation: Papagei real para Portugal! - Grosses Leid war, als einmal der Kanarienvogel meiner Schwester sich aus seinem Bauer befreit hatte u. nun in der Stube herumflatternd dem Paparei-Raubvogel zu nahe kam. Der langte ihn sich durch die Sprossen seines Käfigs und zerriss und rupfte ihn wohlgenut. Es zog ihm dies den bittersten Groll Theresens zu, die viele Tränen um ihren Liebling vergoss. Nachdem er gestorben war, wurde er ausgestopft und stand dann in seinem grünen Kleide mit gelbem (langen) Schnabel lange Jahre auf dem Sekretair meiner Mutter in der Eckstube, neben dem gleichfalls ausgestopften Kanarienvogel.

Es sei übrigens bemerkt, dass das Tierwesen hauptsächlich von meinen Brüdern gepflegt wurde. Ich hatte zwar Teil daran, ging aber doch mehr meine eigenen Wege und hatte meine besonderen Freundschaften und Bündnisse. Diese führten mich vielfach in das Haus des Hoffiskals Reiche am Marienplatz und nebenan zu der Familie des Seehandlungs-Rechnungsrates Ebert. Des letzteren zweiter Sohn Herrmann war mit mir gleichen Alters und in derselben Klasse des Gymnasiums.

Eines Tages hatte ich Hermann besucht und wir wollten zusammen in den Anlagen vor der Stadt spazieren gehen. Als wir auf den Hausflur traten, wurden wir von einer ganzen Schar niedlicher junger Mädchen aufgehalten, die, indem sie sich bei den Händen gefasst hielten, eine Kette bildeten und uns so den Ausgang verwehrten. Herrmann Ebert zog sehr höflich seinen Hut, machte eine zierliche Verbeugung und redete die jungen Wesen mit "meine Damen" an. Ich staunte ihn an und stiess ihm in die Rippen indem ich meinte, er sei wahnsinnig geworden. Darauf aber wendete ich mich gegen die Mädchen und rief: "Platz da! Ihr verdammten Gänse, was fällt Euch ein?!" und durchbrach die Reihe. Das war die Einleitung. Draussen machte ich Herrmann Vorhaltungen über sein Benehmen, er belehrte mich indessen, dass ich mich wie ein Bauer, ein Bär

betragen hätte und dass man sich gegen das schöne Geschlecht stets galant verhalten müsse. Mir kam dies höchst komisch vor, wir erzürnten uns beinahe über diesen Punkt.

Inzwischen spann sich die Bekanntschaft fort, die fröhlichen Kinder, welche wenig jünger waren, als wir, so 12, 13 Jahre alt, gefielen mir so übel nicht und ich liess mir ihre Neckereien bald gern gefallen. Vollends aber in ihren Kreis hineingezogen wurde ich, als für den Winter im Reich'schen Hause eine Tanzstunde eingerichtet wurde, an der ich Teil nehmen durfte. Es wurde sehr bedenklich; die kleinen Intriguen und Liebschaften blühten bald auf das Schönste. Eigentümlich war dabei, dass die Jungen sich regelmässig in Mädchen verliebten, bei denen sie nicht recht Gehör fanden, und die jungen Damen umgekehrt wieder in Jünglinge, die sich aus ihnen nicht viel machten. Ich selbst verliebte mich bis über die Ohren in ein Kind, welches von mir nicht viel wissen wollte, Emma hiess es, und wurde wiederum von Mariechen, eines noch viel hübscheren Geschöpfes Zuneigung betroffen, das mir ziemlich gleichgültig war. Das Stück ging mir ziemlich nahe; ich war im Grunde keine leichtfertige Natur sondern hatte das Bewusstsein eines gewissen Ernstes, einer tieferen Auffassung in mir. Deshalb entbrannte ich auch in die hellste Eifersucht gegen einen Nebenbuhler, den ich so wie so nicht leiden konnte, und nahm mir vor, meine Schöne gelegentlich vor demselben zu warnen. Eines Abends also steuerte ich auf sie los und flüsterte ihr zu: "Emma! hüte Dich, Du bist von Schmeichlern umgeben." Dass hieraus ein Erfolg erwachsen wäre, ist mir nicht bekannt geworden. Ich fühlte mich aber sehr unglücklich und warf mich in die Dichtkunst. Es regnete Verse, in die sich meine Liebesleid aufgelöst haben wird. Emma hat nachher geheiratet, ist früh Witwe geworden und lebt noch in kümmerlichen Verhältnissen; ich habe sie nach ihrer Heirat niemals wieder gesehen und nur gehört, dass sie einen Sohn hat, der als modern frommer fanatischer Pastor in seiner Gegend von sich reden macht. Mariechen sah ich als reife Jungfrau in Berlin wieder, sie war ganz reizend geworden und kam

mir mit alter Herzlichkeit entgegen; es fehlte nicht viel, so hätte sich das Stück aus unserer Kindheit jetzt umgedreht. Aber Mariechen hatte etwas Phrasenhaftes, das mich von ihr zurückhielt, und meine Ziele waren damals in anderer Richtung, auch schon zu ernsthaft geworden. Sie ist, wie ich jetzt gehört, frühe gestorben, sie war eine liebliche Blume.

Übrigens denke ich an jene erste Zeit der aufkeimenden Gefühle nicht ungern zurück; sie brachte <sup>auch</sup> viel Heiteres und Ergiebiges. Besonders führten wir sehr schöne Komödien auf, im Kostüm mit selbstgelieferten Dekorationen. Eine der letzteren stellte eine Strasse dar mit grossartigen Häusern, welche jedoch so niedrig konstruiert waren, dass der Schauspieler, wollte er im untersten Stockwerke aus dem Fenster sehen, sich auf den Bauch legen musste. Das genierte uns aber nicht, wir waren mit Feuer u. Flammen dabei und setzten die Heiterkeit der älteren Zuschauer getrost auf die Rechnung unserer vorzüglichen Kunstleistungen. Ich selbst galt als sehr talentvoller Darsteller. Besonders der "Nachtwächter" von Th. Körner, in dem ich die Titelrolle gab, trug mir vielen Beifall ein. In den Zwischenacten wurde hinter der Scene gesungen und 4 händig auf dem Piano gespielt. Es war ganz nett. Wo mögen sie Alle geblieben sein, die Genossen jener Tage? Von einigen weiss ich's, von vielen nichts; etwas Ausgezeichnetes war nicht darunter.

---

## 7.

### Einige Tanten und ein Portugiese.

Tante Jettchen, Tante Fritschen, Tante Minchen, ein unverehelichtes Dreigestirn. Jettchen und Fritschen Warrenshagen waren Kousinen meines Vaters und uns nahe verbunden, ein paar alte Damen, von denen die Ältere beständig krank war und von der jüngeren, einem zwerghaften Wesen aufopfernd gepflegt wurde. Sie wohnten in dem alten

Kirchenhause an der Ecke der Fuhrstrasse nahe dem Schloss bei dem Konstorialrat Richter zur Miete; wir haben sie da oft besucht. Tante Jettchen zeichnete sich durch eine enorm herabhängende Unterlippe aus und war erschrecklich weise. Die Sprüche der Weisheit flossen förmlich aus ihrem Munde, sie war in beständiger Belehrung begriffen, ohne indessen besondere Erfolge damit zu erzielen. Das kleine Tante Fritzchen hingegen erschöpfte sich in allerlei Fragen, welche sie an diesen und jenen richtete, ohne meistens auf eine Antwort Anspruch zu machen; sie war ein reines Fragezeichen; es gibt solche Wesen, die sich beständig in Fragen bewegen. Als meine Mutter einmal mit ihr spazieren fuhr, begegnete ihnen bei der Ausfahrt aus dem Berliner Tor ein Wagen, der Strassenkehrrikt geladen hatte; Bei der Heimfahrt durch ein anderes, das jetzige Königstor kam ihnen wieder ein Wagen entgegen, und nun, ein langes Schweigen unterbrechend, fragte Tante Fritzchen meine Mutter: "Liebe Doris, ob das wohl derselbe Wagen ist, der vorher durch das Berliner Tor fuhr?" Meine Mutter wollte sich ausschütten vor Lachen, als sie zu Hause anlangten, — sie wusste es wahrhaftig auch nicht.

Was aber alle Begriffe überstieg, das war die Reinlichkeit der beiden Alten, sie lebten eigentlich nur im Abwischen, Abwaschen und Scheuern. Wenn sie im Sommer verreisten, <sup>dann wurde alles vorher blank geputzt,</sup> die Wohnung gescheuert und dann fest verschlossen.kehrten sie demnächst zurück, so war das Erste, dann wieder gescheuert wurde, obwohl in der Zwischenzeit kein Fuss ihre Räume betreten hatte.

Tante Jettchen forderte viele Ehrerbietung von uns Kindern, ermahnte uns oft zum Fleisse und zum Guten im Allgemeinen und war uns eigentlich überaus langweilig, besonders wenn sie uns zum Belege für ihr gewiegtetes Urteil Fabeln oder so was erzählte mit stark moralischer Nutzenanwendung. Sie starb; bevor ich erwachsen war, Tante Fritzchen lebte aber noch viele Jahre. Meine hauptsächliche Erinnerung an sie ist, dass sie stets müde war und häufig schon während des Abendessens bei Tische einschlief.

Mein Vater wurde der Erbe ihres kleinen Vermögens und der unendlich Flicken welche sie hinterliess.

Ausser den Flickern fand sich in ihrem Nachlasse aber auch eine solche Menge <sup>von</sup> kleiner Gerätschaften vor, dass meine Mutter in helle Verzweiflung darüber geriet: denn für das Fortwerfen war sie, wie ich schon erzählt habe, nicht gestimmt und gebrauchen konnte sie den Schurr-murr auch nicht. Tante Minchen wühlte in allen diesen Herrlichkeiten mit der grössten Energie wochenlang herum, ihre ganze Seele war dabei, besonders, da sie sich selbst ein Andenken davon aussuchen sollte. Sie konnte lange nicht zum Entschlusse kommen, die verschiedensten Wünsche und Begehrungen kreuzten sich in ihrer Seele. Endlich wühlte sie sich seltsamerweise einen sehr schön polierten Nachteimer aus. Das Vergnügen in der Familie war sehr gross, als sie mit niedergeschlagenen Augen ihre Wahl verkündete; sie hat bis an ihr seeliges Ende an den Neckereien darüber zu leiden gehabt, mein Bruder Otto fragte sie unaufhörlich mit ernsthafter Miene: Liebe Tante! hast Du heute schon an Tante Fritzchen gedacht? worauf sie ihm einen kleinen Schlag versetzte und er erwiderte: Nun die Andenken sind doch dazu, dass man sich bei ihrem Gebrauche der teuren Verstorbenen erinnert.

Tante Minchen war eine jüngere Schwester meiner Mutter, zu früh auf die Welt gekommen und nur durch Bäder in Milch und Wein und durch Einwicklung in Watte am Leben erhalten. Sie blieb auch ihr Lebenlang ausserordentlich schwächlich und kränklich, war aber in ihrer Jugend recht hübsch und von zierlicher Gestalt gewesen.

Mein Vater gewährte ihr ein Asyl in seinem Hause; da führte sie mit eigenem Dienstmädchen ihre eigene kleine Wirtschaft, und war nicht geniert, genierte auch uns nicht. Sie hatte viele ältere Freundinnen, mit denen sie köstliche Kaffeestündchen feierte. Da ging es mit Klatsch zuweilen schlimm her: denn ein jeder wusste irgend ein Anzügliches zu berichten.

Der grösste Feind dieses Kreises war der alte Sander drüben, den sie förmlich hassten. Der alte Sander war eigentlich eine bösertige Natur, er schimpfte immerfort und führte mitunter recht unzaubere Reden. Nur einmal habe ich ihn weich gesehen, das war, als ihm seine Frau starb, eine übrigens auch treffliche, gute, allerorten, wo es zu raten und zu pflegen gab, hilf-

reife Frau. Als sie, die den Gemahl noch am ersten im Zaum zu halten verstand, mit Tode abging, war er ganz untröstlich und weinte wie ein Kind. Konsistorialrat Richter tröstete ihn geistlich und machte ihn darauf aufmerksam, dass er sie dereinst "droben" wiedersehen werde. Da erwiderte der Alte: Was hilft mir das, da sitzt sie denn unter einem Rosenstock und ich komme in den Brummstall.

Sander hatte eine Tochter, die Bertha hiess und auch einen kurzen Fuss besass, wie er. Bertha nun gehörte auch zu dem Freundinnenkreise von Tante Minchen und musste sich doch auch einmal mit einer Einladung herausbeissen. Sie benutzte dazu einen Nachmittag, an dem ihr Vater abwesend sein wollte. Es gab C/hocolade und sehr vielen Kuchen. Die alten Damen sassen traulich zusammen und liessen es sich wohl sein, — da auf einmal öffnete sich die Tür und der alte Sander mit einem dicken Stock bewaffnet trat auf die Schwelle mit bösem Blick und den drohenden Worten: "Ihr verdammtes Pack, was wollt Ihr hier! gleich macht Ihr, dass Ihr fortkommt, sonst soll Euch das Donnerwetter auf das Kreuz fahren"! Die Chocolaschwwestern sprangen entsetzt und schreiend von ihren Sitzen auf und stoben auseinander, liessen Alles im Stich und entflohen, verfolgt von dem schimpfenden Alten, der sie buchstäblich fortjagte.

Das war dann doch zu arg. Bertha schwor Rache. Der Alte hatte eine Katze, die er sehr liebte und fütterte und häufig auf den Schoss nahm. Diese ergriff Bertha, schleppte sie auf den Boden und warf sie aus der Dachlucke auf die Strasse hinunter. Das tat dem Vieh aber merkwürdigerweise gar keinen Schaden, es lief unversehrt davon. Nach diesem Vorfall wird die Abneigung der alten Dame gegen den Sander wohl noch sehr gewachsen sein.

Tante Minchen war an sich ein friedfertiges herzensgutes Geschöpf. Ihre Verehrung für meinen Vater war grenzenlos und nicht minder stark ihre Bewunderung für die Vorfälle meines Schwester Therese, die ihr für den Ausbund alles Geistes und

aller Schönheit galt.

Eine Dame unserer Bekanntschaft hatte einmal geäußert, Therese wäre zwar liebenswert, aber hübsch wäre sie doch eigentlich nicht. Das hinterbrachten wir natürlich Tante Minchen, welche darüber in starken Zorn geriet und einmal über das andere ausrief: "Wie? nicht hübsch? Therese nicht hübsch? das ist ja eine wahre "Infanterie" von der L ....., sie wollte wohl Efferterierie sagen.

Mit den französischen Ausdrücken, die ihr von ihrer Jugend her im Kopf herumschwirrten, kam sie überhaupt vielfach in die Brüche, wie denn auch ihre ganze Bildung eine sehr schwache war. Ich weiss aber doch wahrhaftig nicht, was ich vorziehe, diese harmlosen Wesen ohne Kenntnisse, aber auch ohne Ansprüche u. oft mit reicher Gemütsbildung, oder die in den jetzigen "Höheren Töchtereschulen" mit allerlei halben Kenntnissen und Wahrheiten belasteten jungen Mädchen, die sich auf ihr Wissen etwas einbilden und sich dadurch zu Präntationen verleiten lassen, welche ihnen übel genug anstehen. Nun! Tante Minchen war frei genug davon; sie hatte eigentlich so gut wie gar nichts gelernt und kannte die einfachsten Dinge auch in der Natur nicht. Wir ärgerten sie einmal sehr mit der Behauptung, dass sie ein Säugetier sei. Über diesen Vorwurf schämte sie sich ausserordentlich u. wurde ganz rot; wir holten einige Lehrbücher hervor und bewiesen ihr, dass alle Menschen Säugetiere wären. Von Schwester Therese, die schon verheiratet war, wollte sie das schliesslich auch nicht mehr leugnen, da diese ihr Kind selbst nährte, aber in Bezug auf ihre eigene jungfräuliche Person stellte sie es hartnäckig u. mit Entrüstung in Abrede.

Eine Geschicklichkeit aber besass sie, die ihr die ungeteilte Bewunderung der Damenwelt eintrug: sie strickte vorzügliche Strümpfe; so feine, feste u. zierliche gab es gar nicht weiter, und jedes Paar hatte im Saum noch ein besonderes Muster, das in Perlen oder farbig ausgeführt war. In diesem Fache leistete sie auch quantitativ Ungeheuerliches. So ein Dutzend sprang in das Dasein, man wusste gar

nicht wie? Das lag wohl daran, dass sie beständig strickte, gleichsam mit dem Strickstrumpf zusammenge wachsen war, wie der Kosack mit seinem Pferde.

Selbst beim Lesen strickte sie, sie mochte gehen, wohin sie wollte, immer hatte sie den Strumpf vor. Ihr müsst wissen, dass die "Lektürbücher", wie man das Futter der Leihbibliotheken nannte, der Einsamen Haupttröster waren. Hatte sie ihre kleine Wirtschaft besorgt und mit dem Dienstmädchen ihr Pensum gewundert und ein Bißchen gescholten, dann setzte sie sich zur Lektüre an ihr Fenster. Sie las Alles, was ihr in den Wurt kam, selbst die Älteren, zusammengebundenen Jahrgänge von Zeitschriften studierte sie quer durch. So ein Band täglich war ihr gemaust und sie wanderte von einer Bibliothek zur anderen, mit den Jahren die Vorräte derselben alle erschöpfend. Von dieser Masse des bezwungenen Stoffes kam es auch, dass sie niemals recht wusste, was sie gelesen hatte; zumal wer die Verfasser der einzelnen von ihr vertilgten Romane waren, blieb ihr beständig dunkel. Namen, Inhalt und Wirklichkeit, alles warf sie, besonders in ihrer letzten Lebenszeit bunt durcheinander, und auf unsere Fragen über dies und jenes Buch machte sie oft die allerwunderlichsten Eröffnungen. Am ehesten noch sass etwas von den "Gedankenspähen" und dem "Allerlei" der Journale in ihr fest und wurde gelegentlich gesprächsweise verwertet.

Die gute Seele! für uns Alle hegte sie die grösste Zärtlichkeit, sie war ohne allen und jeden Egoismus und lebte und dachte nur mit uns und für uns. Ihr könnt Euch wohl vorstellen, wie voll von Güte mein Vater für sie war. Dass er ihr, der Schwächlichen und Hilflosen dieses sorgenfreie Alter gewähren konnte, das gereichte ihm zur stillen Genugtuung. Er schützte sie und gab ihr Zuflucht; <sup>hatte</sup> sie jemand kränken wollen, der hätte es mit ihm zu tun bekommen. --

Noch eines anderen Individuums muss ich gedenken, das einmal plötzlich in unsere Familie hineinschnitt. Mein Vater hatte in seiner Jugend einen Freund gehabt, Brunnemann mit Namen, der wegen Mangels an äusseren Mitteln nicht studieren konnte, wozu er entschieden Neigung hatte, und sich deshalb entschloss

auszuwandern. Nach einigen Irrfahrten war er endlich nach Lissabon gekommen und dort in ein Handlungshaus als Kommiss eingetreten. Späterhin etablierte er sich selbst, heiratete eine Portugiesin und kam zu Vermögen. Aber das Gleis ist wandelbar, sein Compagnon betrog ihn um grosse Summen und verschwand dann mit seinem Raube. Brunnemann wurde fallit und starb nicht lange nachher, seine Portugiesenfrau und einen Sohn in Armut zurücklassend.

Das erfuhren mein Vater und der kleine Kriminalrat; sie setzten sich mit dem Bruder des Verstorbenen, einem Gutsbesitzer in Schlesien in Verbindung und beschlossen endlich, den kleinen Portugiesen herkommen zu lassen und hier zu erziehen.

So sprang denn eines guten Tages der ausländische Vogel, ein 8 jähriger Junge, bei uns ein, eine echte süßliche Natur, den halben Tag schlafend und die andere Hälfte von einer geradezu aufreibenden Lebhaftigkeit. Carlos konnte kein Wort deutsch, nur portugiesisch und erzählte uns doch mit ausdrucksvollem Gebärdespiel und Zeichen und Gesten aller Art lange Geschichten, die wir ganz gut verstanden. So predigte er unter Anderem mit laut erhobener Stimme und sang Messe, so spielte er die Vergiftung des Königs von Portugal vor unseren Augen ab und erzählte uns, wie es ihm mit im Weinkeller seines Vaters ergangen war. Da lagen grosse Fässer voll schönsten Madeira-, Mallaga- u. Portweines mit messingnen Hähnen auf geschnitzten Holzgestellen. O! wie gern hätte er von dem herrlichen Getränk einmal gekostet! aber man liess ihn nicht hinein in den Keller. Glücklicher Zufall! bei Gelegenheit eines Festes, das sein Vater im Hause gab, hatte man den Keller zu verschliessen vergessen.

Carlos stahl sich nach unten und zog die Kellertür von innen zu. Leider war kein Glas vorhanden, um damit zu schöpfen. Wie fängt man das nun an? - so wird es gehen: der Junge legte sich rücklings auf den Boden den Mund an die Öffnung (haltend) eines Spundes haltend, und nun drehte er

den Hahn. Da floss der feurige Wein ihm in den Mund, er schluckte was er konnte, aber es strömte fort und fort, er vermochte den Hahn nicht wieder zuzudrehen, die Besinnung schwand ihm u. über sein Gesicht hinweg entlud sich mit vollem Strahl das ganze Fass. Erst am Abend ward er im Weine schwimmend entdeckt; da der Kopf frei gelegen hatte, so gelang es ihn wieder in's Leben zu bringen. -

Einige Wochen nach seiner Ankunft hier wurde er zu einem Prediger auf's Land getan, wo er Deutsch lernte. Er war ganz gescheut aber periodisch sehr träge, so dass er später in der Schule nur langsam vorwärtsrückte. Es ging indessen doch; er wurde Apotheker, weil ihn diese universale Kunst am ehesten nach Portugal zurückführen mochte, und legte ein recht gutes Staatsexamen ab. Demnächst conditionierte er an verschiedenen Orten als Gehilfe und als Provisor, ohne jedoch lange auf einem Flecke zu bleiben, weil er stets den Verdacht hegte, dass die Gattinnen seiner Prinzipale sich in ihn verliebten. Es jammerte ihn das dann und er entzog sich grossmütig den Verfolgungen der armen Frauen.

Schliesslich ging er nach Lissabon zurück; und wir hörten Jahr und Tag nichts von ihm. Wer aber beschreibt unseren Schrecken, als er eines Tages ganz unvermutet und zwar in Begleitung seiner Portugiesenmutter wieder in Stettin eintraf. Die Frau sah höchst wunderlich aus; sie war in lauter dünnes hellfarbiges Zeug, wie das in Portugal wohl Mode sein mochte, gekleidet und trug einen weissen Schleier über dem Kopfe, der auch ihr gelbdunkles Gesicht zum Teil verdeckte. Es war eine kümmerliche Geschichte; die beiden Ankömmlinge verwiesen sich als völlig mittellos, Don Carlos hatte die 1000 M., die seine 3 Wohltäter bei seiner Abreise zusammengeschlossen und ihm eingehändigt hatten, in Lissabon nicht zu seiner Einrichtung verwendet sondern ganz munter verbraucht, und die Frau fror beständig. Natürlich konnte sie kein Wort deutsch sprechen, französisch verstand sie aber auch nicht, und irgend etwas anzugreifen oder für sich zu tun schien sie durchaus nicht Willens. Sie lag vielmehr den ganzen Tag auf dem Sopha oder kauerte in

irgend einer Ecke und fror. Sie ist dann einige Jahre später auf dem Gute ihres Schwagers, der ihr ein Unterkommen gewährte, gestorben. Aus dem Carlos ist auch nicht recht etwas geworden. Er trieb wohl hier und dort die Apothekerei, aber dann gab er sie ohne Grund auf, sprach bald bei diesem, bald bei jenem Verwandten oder Bekannten ein und brachte es zu nichts Tüchtigem. Ob er jetzt noch lebt und wo er weilt, das weiss ich nicht; doch habe seit vielen Jahren keinerlei Kunde von ihm.

## 8.

Eintritt in die Jünglingsjahre. Löwe.

~~Schul-~~Wir drei heranwachsenden Söhne verbrachten die Ferien fast immer in Hökendorf; Tante Minchen führte dann die Wirtschaft draussen und sollte für uns sorgen. Es waren das herrliche Tage, zumal wir in der Regel einige Freunde mit hinausnehmen durften.

Eines Abends in den Herbstferien kamen wir da auf den Einfall Tabak zu rauchen. In der Kaminstube auf dem Pfeifenbrett standen des Vaters Pfeifen, wir machten uns jeder eine davon zurecht, stopften sie tüchtig und pafften darauf los. Tante Minchen kopfschüttelte sehr über dies unerlaubte Beginnen, indessen willfahrte sie doch unserem Begehren uns Milch zu bringen, womit wir den vom Tabakrauche ausgedörrten Mund anzufeuchten gedachten. Nach einer viertel Stunde sagte Bruder Waldemar, er müsse einmal hinausgehen. Wir liessen ihn gehen und pafften weiter. Eigentlich schmeckte es mir nichtswürdig, ich fühlte mich auch etwas schwindlig und mit Bezug darauf bewogen, die Pfeife öfter über den Tisch empor zu heben u. mir den Pfeifenkopf zu besehen, auf dem der alte Fritz abgebildet war, in hellblauem Rocke mit grossem Sterne. Ja ja! da sass der grosse König <sup>und nicht</sup> auf seinem Schimmel und schaute mich aus seinen grossen Augen bedenklich an. Es war ein schrecklicher Blick u. mir wurde sehr schlimm dabei zu Mute, ganz grün und blau vor den Augen, Alles drehte sich in Kreise

vor mir herua. Ich stürzte hinaus, um frische Luft zu schöpfen, da stand Bruder Waldemar, den Kopf auf den Gartenzaun gelehnt in der eländesten Verfassung. Das brauchte ich bloß zu sehen, da ging es mit mir auch los, und es dauerte gar nicht lange, so erschien auch Otto als Dritter im Bunde. Tante Minchen war von Entsetzen ergriffen, sie schleppte frisches Wasser herbei, - Alles vergeblich. Endlich legte sich der Sturm, aber zum Abendbrot konnten wir nichts essen und auch die Nacht war nur kläglich. Erst am andern Morgen nach dem Kaffee wurde uns besser und wir verwünschten den abscheulichen Tabak. Das hat aber doch nicht gehindert, dass wir nachher alle drei das Rauchen doch noch gelernt haben. Ich für mein Teil entbehre noch heute die Cigarre nicht gern.

Hökendorf war unsere hohe Schule. Wir kletterten, sprangen, ritten und übten uns im Werfen mit Steinen und Knütteln, worin wir es zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht haben. Noch in späterer Zeit leisteten wir im Taubenabwerfen Vorzügliches.

Mit den Pferden ohne Sattel, das wurde aber doch meiner Mutter ängstlich und schien ihr gefährlich. Mein Vater war der Meinung, dass man eine Gefahr am besten besteht oder aber vermeide, wenn man sie kennt und mit den darauf bezüglichen Verhältnissen ordentlich Bescheid wisse. So wurde beschlossen, dass wir in der Stadt Reitstunden haben sollten. Zuerst wurden meine Brüder dem alten Gensdarmen Mohms zu diesem Zwecke überantwortet, im nächsten Frühjahr kam ich heran. Wir lernten diese edle Kunst verhältnismässig recht gut; der alte Mohms wurde beinahe unser liebster Lehrer und jedenfalls damals derjenige, der mit uns als Schülern am meisten zufrieden war. Lederhosen, Reitpeitsche und nachher die Sporen waren denn doch auch meine Zierde.

Bei einem Ritte ging es mir aber misslich. Wer weiss, was ich der dunkelbraunen Stute ;

auf der ich sass, getan hatte, genug aber sie ging mit mir durch, in gestreckter Carrière vor den langen Gärten vorbei, den Holweg hinauf, vor den Spaziergängern verüber, wie rasend an der Wache vorbei über die Brücke, durch das Tor über den Paradeplatz bis an die Pforte der Reitbahn, da erst stand das aufgebrauchte Vieh still, ich atmete auf, Fest hatte ich mich angeklammert und war deshalb nicht heruntergefallen; aber absteigen konnte ich auch nicht, mir zitterten die Beine krampfhaft, ich musste aus dem Sattel gehoben werden und konnte nicht stehen, als ich auf die Beine kam. Nun! es lief noch so glücklich ab. Übrigens ist es mir noch öfter passiert, dass ein Pferd mit mir durchgegangen ist, einmal durch ein reifes Erbsenfeld, so dass die Erbsen nur so klapperten.

Als ich 15 Jahre alt war wurde ich bei dem Prediger Richter in der Schlosskirche eingesegnet. Diese Konfirmationen galten damals als ein bedeutender Lebensabschnitt, den man, es war das allgemeine Sitte, nur mit vielen Tränen bestehen konnte und durfte. Wozu eigentlich dieses Geheule dienen sollte und was es bedeutete, ist mir bis auf den heutigen Tag unklar geblieben, besonders wenn ich bedenke, dass die Mädchen nach der Einsegnung als erwachsen in Gesellschaften und auf Bälle geführt zu werden pflegten und die Jungen die bisherigen Knabenjacken und Kittel ablegen und die Kleidung erwachsener Jünglinge anzuziehen für berechtigt gehalten werden. Darüber ist denn noch nichts zu heulen und noch weniger darüber, dass man durch die Einsegnung in die christlich-kirchliche Gemeinschaft aufgenommen wird. Indessen Tränen sollten und mussten vergossen werden, und je mehr so ein Konfirmande bei dem kirchlichen Akt weinte, desto mehr hielt man von ihm. Der ist ein sehr guter Junge, hiess es von diesem und jenem Knaben, er hat bei der Einsegnung ausserordentlich geweint und konnte sich gar nicht fassen, war ganz aufgelöst usw.

Wenn ich ganz aufrichtig sein soll, ich war zum Heulen gar nicht gestimmt. Zwar befand ich mich in einem durchaus gläubigen Zustande und nicht der

leiseste religiöse Zweifel befieng meine Seele; ich hatte damals aber schon so einige Begriffe von Mut, Energie und Standhaftigkeit; doch was half das Alles! Wie ich bei der ausserst rührenden Rede des Predigers meine sämtlichen Kameraden um mich her die Taschentücher ziehen sah und hörte wie sie schluchzten und jammerten, und als gar im Seitenstande der Kirche meine Mutter und Therese sich eine Träne abwischten, da kam es auch über mich und ich brach in ein höchst leidenschaftliches Gewimmer aus. Nachmittags tranken wir in Frauendorf Kaffee, ich im Schwarzen Rock und mit einem Blumenstrausse vor der Brust. Als einige Bekannte zu uns herantraten, äusserte meine Mutter: wir haben heute schon einen "schweren Tag" gehabt.

Ach! wenn es keine schwereren gäbe, und wenn die Tränen alle so wolfeil wären! Spart sie Euch auf, meine Kinder; das Leben ist leidvoll und erst, es kommen Zeiten, wo die heisse Träne ungerufen Euer Auge trüben wird.

Die schweren Tage blieben auch meiner Jugend nicht aus; sie erschienen freilich erst einige Jahre später aber doch immer noch früh genug. --

Als im Sommer 1831 die Cholera zum ersten mal hier auftrat, wurde es auch in Stettin unter den ungebildeten Einwohnerklassen ganz unruhig. Die Leute glaubten, sie würden vergiftet; bald ging das Gerüde, man hätte Gift in die Brunnen geworfen, bald sollten die Ärzte giftige Arzneien gereicht

oder die Bäcker Gift in die Brote gebacken haben. Je nachdem richtete sich die Wut gegen die Beamten, die Ärzte, die Bäcker, die dann mit Steinen auf der Strasse bedacht und beschimpft wurden. Der Pöbel zertrümmerte die Fenster ihrer Wohnungen und misshandelte die Polizeibeamten, welche zu gering an Zahl waren, um mit Erfolg einschreiten zu können. Da wurde denn die Einrichtung einer Stadtwehr beschlossen, in welche sich die ordnungsliebenden Bürger bereitwillig einreihen liessen. Auch aus den oberen Klassen des Gymnasiums traten die Kräftigeren zum Schutze der bedrängten Stadt unter die Waffen.

Ich war damals schon ein grosser Mensch von 17 Jahren und wurde auch zum Dienste verstattet. Mit einem aus dem Landwehr-Zeughause gelieferten ungeheuren Schleppsäbel umgürtet und die ungeladene Jagdflinte über der Schulter tat ich meinen Sicherheitsdienst, half Strassen absperren, Häuser nach Übeltätern durchsuchen, Arretierungen vornehmen und dergleichen mehr. Es war dies eine ziemlich muntere Geschichte; der in diesen unverständigen Menschen liegende Ernst war uns jungen Leuten eigentlich nicht recht klar und berührte uns jedenfalls wenig; wir fühlten uns blos als Kämpfer für's Vaterland und dämpften unseren Eifer um so weniger, als wir zwischen unseren Dienstverrichtungen genügende Zeit fanden uns auszuruhen und von unseren Müttern gehörig <sup>ver</sup>pflegen zu lassen.

Eines Abends war die Kompanie auf dem Paradeplatz, da wo jetzt das Theater steht, versammelt

Es befanden sich auch einige aufrührerische Elemente darunter, so namentlich der Schuster Otto aus der Kleinen Domstrasse, der, nebenbei bemerkt, auch meine Familie mit Stiefeln versorgte= Schuster Otto war ein origineller etwas verdrehter Mensch mit einer stark gebogenen sehr grossen Nase in dem mageren Gesicht, schwarzen Haaren und pechschwarzen aus dem Kopfe hervorquellenden runden und rollenden Augen. Er hatte seiner Meinung nach das "Gras wachsen hören", und kam sich ausserordentlich gewitzig und klug vor; seine Ausserungen waren immer so, als wollte er zu verstehen geben: ich bin der Mann, dem man so leicht kein X vor ein U macht. Wenn er uns zu Stiefeln Mass nahm, verwickelten wir ihn gern in eine Unterhaltung, war er doch in seiner Jugend auf der Wanderschaft bis nach Wien heruntergekommen, wo, wie er erzählte, die Schafe alle so grosse Schwänze hätten, dass sie sie gar nicht tragen konnten, vielmehr auf einem an ihrem Hinterteil befestigten kleinen zweirädrigen Wagen hinter sich her fahren mussten.

Genug dieser Schuster Otto raisonnierte an jenem Abend ganz erschrecklich, behauptete, das Volk sollte blos an der Welt geschafft werden und rief herausfordernd, das litte er nicht. Verschiedentlich zur Ruhe ermahnt wurde er immer leidenschaftlicher und sprang endlich mit geschwungenem Säbel vor die Front mit dem Drohworte, wer hier etwas von ihm wolle, der solle ankommen, er wolle es ihm zeigen.

Ich hatte schon etwas mit Rapplieren fechten

gelernt, und, ich weiss noch nicht, wie es kam, aber ich trat von Kampfeslust ergriffen aus dem Haufen heraus, zog meinen Dragonersäbel rasselnd aus der Scheide und sagte: Schuster Otto, wenn Sie jetzt nicht den Augenblick stille sind, dann hau' ich Ihnen über den Buckel, dass Ihnen Hören und Sehen vergehen soll. Indessen unsere Kameraden drängten sich dazwischen und Schuster Otto wurde vor den Hauptmann geschleppt, der ihm eine sehr patriotische Rede hielt und ihn dann in Verwahrung bringen liess. Es war dies eine lustige Begebenheit.

Einige Tage darauf erschien mein Freund der so genannte Glebower Schulze bei mir und bat mich ihm etwas Pulver zu leihen, er habe sich eine Pistole verschafft und wolle auch in die Wehr eintreten. Ich holte mein in einem Kasten verwahrtes Pulver hervor und prüfte, während Schulze sein Pulverhorn füllte, die alte Reiterpistole; sie hatte ein defektes Schloss und der Feuerstein fehlte <sup>h.</sup> gen. Hierüber in Heiterkeit versetzt bemerkte ich: Na Schulze, damit wirst Du auch keinen Schaden anrichten. Und nun ist es mir unklar geblieben, ob ich die Pistole losdrückte, oder wie das recht geschah, genug! es erfolgte plötzlich ein ungeheurer Knall wie ein Kanonenschlag, - das Pulver flog auf. Schulze war mit einer aus den Angeln gerissenen Tür in die Koffer nebenan geschleudert und hatte nicht viel Schaden genommen; ich selbst aber lag furchtbar verbrannt, halb besinnungslos am Boden. Die Explosion war so stark, dass die Fensterkreuze meines Zimmers aus ihren Rahmen getrieben und viele Fenster

scheiben des Hauses zertrümmert worden. Meine Eltern hatten sich oben an die Mittagstafel gesetzt, als der Schlag erfolgte; sie eilten herbei, ich wurde ins Bett gebracht, die Ärzte kamen, man machte mir allerlei Umschläge, -- ob meine Augen, welche dicht geschlossen waren, verletzt worden, liess sich wegen der Geschwulst des Gesichts nicht feststellen. Ich litt unsägliche Schmerzen; fast möchte ich behaupten, die Hitze von Brandwunden erzeuge noch eine ganz besondere Art der Seelenqual. Vier oder fünf Tage war ich völlig blind, ich dachte mit Schrecken an die Zukunft: was sollte aus mir werden, wenn ich blind blieb! Dahin alle Zukunftspläne, alle Hoffnungen! -- Wenn man nun so über etwas nachsinnt, richtet man wohl die Augen an die Zimmerdecke und zieht die Stirn kraus. Da plötzlich, o Seeligkeit! öffnete sich eine kleine Spalte meines linken Augenslides, ein Lichtschein drang hinein, es war gerade so ein heller wunderschöner Sonnentag. Ich fing laut an zu jauchzen und zu rufen, meine Eltern, meine Geschwister drangen in das kleine Zimmer oben, wo ich lag und als sie vernahmen, dass ich die Tageshelle wieder sah, da war die Freude und die Rührung gross. Meine Mutter sank auf die Knie vor meinem Bett und dankte Gott für meine Rettung, Schwester Theresé umfing zärtlich meinen Hals und mein Vater, ernsten Antlitzes legte still seine liebe Hand auf mein Haupt.

Es ging nur langsam vorwärts. Als nach einigen Wochen die Brandblasen abgeheilt waren, sah ich so verändert aus, dass mich fast niemand wiedererkann-

te. Haare und Augenbrauen fehlten gänzlich und ein rotes mit junger Haut überzogenes Gesicht liess mich auch näheren Bekannten als ein Fremder erscheinen. Im Gymnasium hielten meine Mitschüler mich anfänglich für einen Neuen; die Verwunderung war gross als ich anfang zu sprechen und sie nun inne wurden, wen sie vor sich hatten.

Zwischen dieser Pulverexplosion und rückwärts meiner Einsegnung liegt sonst ein Zeitraum, über den ich nicht viel zu berichten weiss. Ich war ziemlich fleissig, und nebenbei machte ich deutsche Aufsätze über Themata, die mein Vater mir aufgab. Der Lehrmeister war streng; er liess mir nicht das Geringste durchgehen und kritisierte Sätze und Inhalt unbarmherzig. "Setze die Feder nie eher an, als bis Du sachlich Dir klar bist und gehau weisst, was Du schreiben willst; die Form findet sich dann schon von selbst." Diese erprobte Regel suche ich noch heute zu befolgen und empfehle sie auch Euch. ---

Es ist ein eigenes Ding um das erwachende Bewusstsein. Man hat ja auch als Knabe ein Wissen von sich selbst; aber erst mit dem Eintritt in die Jünglingsjahre sagt man es sich deutlich, dass man dieses Wissen von sich habe und beginnt darüber nachzudenken, wie dasselbe beschaffen ist und was man denn recht von sich selbst weiss. Hier nun stiess ich hinsichtlich meiner Person auf schwere Bedenken; ich erkannte, wie wenig ich gelernt, wieviel Torheiten ich getrieben, wie wenig ich meine Umgebung, meine Verhältnisse, und vor Allem mich selbst bisher begriffen hatte. Es

war dies zunächst nur etwas Negatives, das mich in den langen Stunden meines Schmerzlagers peinigte. Aber nachdem ich zur Erkenntnis desselben und zur Kritik über die Welt um mich her und über mich selbst gekommen war, drängte meine Natur bald zum Positiven herüber. Ich sagte mir, das Negative ist kein Inhalt, sondern der Mangel eines solchen, ich muss den Inhalt suchen und die Aufgaben feststellen, die ich als Mensch zu erfüllen habe. Vor Allem handelte es sich hierbei um eine Scheidung des Guten und des Schlechten. Das führte mich auf die Sittenlehre des neuen Testaments, welche in den Konfirmationsstunden des Konsistorialrates Richter gänzlich an mir vorübergegangen war, und auf den Begriff der Sittlichkeit. Und so habe ich damals die Grundlage zu der Lebensanschauung gewonnen, welche mich noch heute leitet. Ich trat nach meiner Genesung sehr ernst und gereift in das Leben wieder ein.

Und noch eine andere Frucht trug ich aus jener bösen Katastrophe mit hinaus: ich war zum vollen Verständnis der Vortrefflichkeit meiner Eltern gelangt. Die Liebe und Verehrung, welche ich bisher für sie hegte, war mehr eine unbewusste gewesen; jetzt war sie mir klar und bewusst geworden und ein Gefühl des Stolzes und hohen Glücks beseelte mich. Das sind schöne Stellen im menschlichen Leben, leuchtende Punkte, die allein schon das Leben lebenswert erscheinen lassen, und die man festhalten muss.

Ich habe nun auch der Musik zu gedenken, für welche der Sinn in mir sehr lebhaft erwacht war und die mir eine schöne Begleiterin durch das Leben geblieben

ist. Schon als 8jähriger Knabe erhielt ich in einem Cirkel bei dem Musik-Direktor Carl Löwe Klavierunterricht nach der Logier'schen Methode. Ich machte aber sehr viel dumme Streiche und lernte spottwenig. Einmal vor dem Beginn der Stunde ritt ich unter vielen Beifallsbezeugungen der übrigen Cirkel-Mitglieder auf dem Fensterkreuz, indem ich mich auf das Fensterbrett setzte und meine Beine rechts und links von dem senkrechten Ständer an der Aussenwand des Hauses hinunterbaumeln liess. Da kam Löwe gerade die Strasse daher und sah das Kunststück. Er jagte mich nun fort, nachdem wir Jahr und Tag mit einander ausgehalten hatten. Wer war froher, als ich! Keine Taste rührte ich in den nächstfolgenden Jahren an, und meine Eltern nötigten mich auch keinesweges dazu.

Nun hatte ich aber als Knabe eine helle Sopran-Stimme, und Löwe benutzte mich bald zu Solopartien bei den Festgesängen, die er mit dem Schülerchor an Festtagen Morgens in der Jakobykirche aufzuführen hatte. Wie Schade! sagte er einmal nach dem Gesange zu mir, dass Du so ein Schlingel bist, hast solche schöne Stimme, solch hübsches Talent. Nun, mir machte das Singen auch Freude. Da steht so ein Junge und singt unbefangen und wie ihm der Schnabel gewachsen ist, vom Chorstande herunter. Die hellen Jubeltöne über die unten versammelte Gemeinde hinweg, manches Herz rührend und zur Andacht stimmend, wo er es gar nicht ahnt, und Viele erfreuend und sammelnd für das nachfolgende Wort der Predigt.

Als meine Stimme, so in meinem 14ten Jahre um-

schlug und ich nicht mehr singen konnte, wurde ich sehr betrübt und fing so von selbst an, wieder etwas auf dem Klavier zu klimpern. Endlich bat ich meine Eltern, mich wieder unterrichten zu lassen. Es war in Stettin ein alter Musiklehrer, der hiess Diedrich, ein übrigens nicht gebildeter Mann, aber für die Technik des Spiels ein guter Unterweiser. Zu dem kam ich in die Lehre mehrere Jahre lang und lernte ganz gut bei ihm. Zuletzt reichte er aber doch nicht mehr aus, und meine Eltern beschlossen, mich Löwe, obwohl dessen Unterricht sehr teuer war, wieder zu übergeben. Löwe nahm mich an und ich war eifrig bei der Sache.

Eines Tages hatte ich ihm die für Klavier arrangierte erste Symphonie von Beethoven, die mit dem Septimenaccord in C anfängt, ziemlich zu seiner Zufriedenheit vorgespielt. Als ich zu <sup>Ende</sup> (ause) war, sagte er: "Konrad, Sie sangen früher so hübsch, wie ist es denn mit Ihrer Stimme geworden? singen Sie mir einmal etwas vor." Ja, was denn? ich kramte unter den Noten, die da zufällig lagen herum und fand nach einigem Suchen darunter die Adelaide von Beethoven, die ich kannte und sehr liebte. Die legte ich auf das Notenpult, Löwe sah mich etwas erstaunt an, dann sagte er: "Na gut, ich werde accompagnieren". Ich sang die Adelaide. Als ich geendet, sah Löwe mit seinen sanften blauen Augen mich freundlich an, stand vom Flügel auf, und ehe ich mich dessen versah, hatte er mich in seine Arme geschlossen. "Konrad," sagte er, "Sie haben eine wunderschöne Tenorstimme, nun lassen Sie das

Klavierspielen sein, ich werde Ihnen Singunterricht geben."

Es waren noch anderthalb Jahre, in denen ich seinen Unterricht empfing und dabei eine herzliche Freundschaft mit ihm knüpfte. Er fand, dass mein Gesang mit dem Seinigen Ähnlichkeit habe und liess sich keine Mühe verdriessen, mich zu fördern. Fast alle seine Balladen habe ich in der Folge bei ihm gesungen und mir selbst begleitet. Es war eine schöne erquickende Zeit für mich.

Im letzten Sommer meiner Schulzeit machten wir in den Hundstagsferien eine Reise nach der Insel Rügen miteinander. Löwe stand damals in seiner vollen Blüte als Mensch wie als Künstler. War schon seine äussere Erscheinung, der friedliche, ich möchte sagen künstlerisch-geistige Ausdruck seines Gesichts höchst anziehend, so war es die Liebenswürdigkeit seines ganzen Naturells noch weit mehr. Sein etwas breites Gesicht mit dem scharf geschnittenen Munde und der starken Nase erinnerte an Napoleon I. und an Immermann in seiner äusseren Struktur. Doch hatte die Freundlichkeit seines Blicks und die Gelassenheit seines Wesens mit dem Ersteren mindestens nichts gemein. Er war sanft, gleichmässig und heiter, sehr harmlos in allen Lebensbeziehungen, kindlich in seinen Anschauungen, eine echte Künstler-Natur.

Auf der Reise verliess ihn sein guter Humor nicht eine Minute. Gesellschaft, Wetter, Reisegelegenheit, Gegend, Alles passte ihm. Auf der Hinreise nach Putbus war die See etwas bewegt und die Magen verschie-

dener Passagiere fingen an zu revoltieren. Das Goltammer'sche Ehepaar, welches mit hinüberfuhr, stand über Bord gelehnt in vielen Ängsten. "Sehen Sie", sagte Löwe zu mir, "die singen ein Duett: erst kommt sie, dann kommt er, dann husseln sie sich beide zusammen." "Nun und Sie", bemerkte ich, "Sie sehen auch so etwas bläulich aus, werden Sie sich nicht am Ende mit Beiden zu einem Terzett vereinigen?" "Ich?" rief er mit einem kleinen Anfluge heiterer Renommisterei "ich? ich bin taktfest, -- ganz wohl, gewiss!" Nach einer Weile vermisste ich ihn auf Deck, er war nicht vorhanden; ich stieg in die Kajüte hinab, -- da lag er in traurigster Verfassung. "Mein Konrad!" sagte er, ich höre noch seine klagliche Stimme, "mir ist schrecklich zu Mut, zum Sterben!" Er war gründlich seekrank geworden.

In Putbus legte er sich sofort in's Bett und schlief wie ein Sack bis zum anderen Morgen. Da wurden wir, schon früh um 6 Uhr durch Musik geweckt; es war die Seebade-Kapelle, welche uns <sup>mit</sup> einem Walzer ein Morgenständchen brachte. Schon nach einer Minute war Löwe aus dem Bette heraus und rannte barfuss und im Hemde auf den Flur. "Was ist das für eine Wirtschaft", hörte ich ihn rufen, "wie können Sie sich unterstehen, so frühe Morgens müde Reisende mit so einem infamen Walzer aufzuwecken? Sehen Sie, wie hell die Sonne aufgegangen ist, wie grün die Natur, wie blau der Himmel, können Sie zum Lobe des Allmächtigen nicht wenigstens einen Choral in der Frühe spielen? -- gleich den Augenblick spielen Sie

einen Choral!" Die Musiker der Badekapelle sahen ihn sehr verdutzt an, einen Choral konnten sie nicht, blos noch mehrere andere Walzer und Gassenhauer. "So lassen Sie das verdammt Spielen ganz und gar sein!" rief Löwe. Ja das wollten sie tun, erwiderten die Musiker, sobald sie für das schon Geleistete bezahlt bekämen. Da eilte Löwe in die Stube und holte fünf Silbergroschen, die er ihnen einhändigte. Das wäre schon überreichlich bezahlt, meinte er, als sie Einwendungen gegen den Betrag erhoben, sie sollten nun machen, dass sie fortkämen, er wäre Löwe.

Da schlichen die Künstler von dannen und Löwe, noch entrüstet, trat an mein Bett, mit 2 1/2 Silbergroschen als meinen Beitrag zu dem Concerte abfordernd, die ich dann auch unter herzlichem Gelächter wirklich bezahlen musste. Hierauf stieg er wieder in's Bett und verfiel auf's Neue in den Schlaf des Gerechten.

Auf der ganzen Reise trug er stets einen grünen Zweig an seiner braunen Ledermütze, knüpfte mit allen Menschen an, die ihm in den Wurf kamen und grüsste höchst freundlich jedes hübsche Gesicht, das uns begegnete.

Wir waren auf dem Jagdschloss des Fürsten Putbus in der Granitz, Als wir da vor der Thür standen, fuhr eine elegante Equipage an mit trefflichen silbergeschirrten Rossen. Ein gallonierter Diener sprang ab, riss den Schlag auf und half einem Herren und 2 Damen bei'm Aussteigen. Die eine der letzteren war auffallend hübsch und sah sehr vornehm aus. Die

Herrschaften liessen einen Tisch vor die Tür bringen, Kaffee servieren und unterhielten sich miteinander. Wir standen bei Seite mit noch zwei Reisegefährten und betrachteten die ansehende Erscheinung. "Was wetten Sie", sagte Löwe auf einmal, "es soll nicht eine viertel Stunde vergehen, so küsse ich der Dame die Hand-" Wir lachten und gingen die Wette auf eine Flasche Wein ein.

Nun näherte sich Löwe jenem Tische, - wir sahen das aus der Ferne mit an, - und knüpfte da eine Unterhaltung an. Wie er diese einfädelte, konnten wir nicht hören, wir zogen uns nun aber näher heran, damit uns das Folgende nicht entgehen möchte. Es dauerte gar nicht lange, so winkte der Herr seinen Diener und liess einen Stuhl heranbringen, auf dem Löwe sich denn auch recht unbefangen niedersetzte.

Eine Vogelstimme liess sich aus den Zweigen vernehmen. "Das ist ein Fink!" meinte Löwe. Man bestritt ihm das, er blieb aber dabei und bemerkte endlich, das müsse er doch wohl wissen, er sei ja von Metier. Wie so denn? fragte die Dame. "Nun ich befasse mich mit der Musik," erwiderte er, "ich bin Löwe, der Musikus aus Stettin." Ich muss bemerken, dass Löwe damals fast auf dem Gipfel seines Ruhmes stand. Seine Balladen waren sehr bekannt und wurden überall gesungen. Es lässt sich denken, dass die Eröffnung über seine Person das Interesse der kleinen Gesellschaft an ihm steigerte. Die Unterhaltung wurde sehr belebt und er war der Mittelpunkt derselben. Auf einmal bog sich Löwe zu der Hand der Schö-

nen nieder, die auf dem Tische ruhte, indem er bemerkte: "Welch' ein herrlicher Brillantring, meine Gnädigste, mit dem Sie Ihre Hand geschmückt haben!" Es ist ein altes Erbstück, erwiderte sie und senkte den Blick gleichfalls auf den funkelnden Stein.

"Einen so schönen Demant habe ich noch niemals gesehen," fuhr er in Betrachtung versunken fort, "wie das blitzt und strahlt! -- aber die Hand", sprach er dann leise, die Hand ist doch noch viel schöner", und damit nahm er die Hand und drückte einen Kuss auf die schmalen Finger. Das war denn doch etwas zu viel und zu dreist für die Begleitung der Dame. Der Kavalier sah erstaunt auf und die andere Dame liess den Tee-  
löffel, den sie in der Hand hielt, auf den Tisch fallen. Aber Löwe liess ihnen keine Zeit, ihrem Erstaunen Ausdruck zu geben, er stand von seinem Platze auf, sagte heiter: "Doch nun muss ich aufbrechen, meine Geführten warten!" Und damit verneigte er sich tief und verbindlich vor der etwas errötenden Dame und den anderen Beiden und trat wieder(auf) zu uns. Er hatte seine Wette gewonnen und anhenkte uns die Flasche Wein am Abend nicht, war aber doch mehr erfüllt von der Poesie dieser Begegnung, die ihm an den folgenden Tagen noch beständig im Sinne lag. Wir vermuteten, die junge Dame sei die Gräfin Chlotilde, eine Tochter des damaligen Fürsten von Putbus gewesen.

Am andern Morgen stand Löwe vor dem Spiegel unseres Logierzimmers und rasierte sich. Er schnitt dabei so entsetzliche Gesichter, dass ich zu der Bemerkung veranlasst wurde, das Messer schneide in der Tat all zu stumpf zu sein. "Ein stumpf ist es nicht recht",

erwiderte Löwe, indem er mir sein beseiftes Antlitz zuwendete, "es will blos nicht schneiden." Nun das ist doch ein und dasselbe, so lassen Sie es doch schleifen," meinte ich. "Wie? schleifen? das Messer?" rief er, "ich werde mich hüten. Wissen Sie Konrad! so ein Messer, das schneidet eigentlich, was die Schärfe betrifft, immer, es hat blos kapricen, und tut man ihm den Willen, so ist man rein verloren mit solcher unvernünftigen Gerätschaft. Aber man muss ihm nicht den Willen tun, man muss immer dreist drauf los rasieren, nachher dann gibt es sich und schneidet von selbst wieder, -- man rasiert sich damit durch, per aspera ad astra!" Er liess es auch nicht schleifen und war voller Siegesgefühl, wenn sein Kinn doch glatt geworden war.

Unsere fernere Reise verlief fortdauernd heiter. Wir hatten uns zu Vier einen Wagen genommen und durchzogen damit die ganze Insel. Unsere Reisegefährten waren ein Justizrat Sello und ein Kaufmann Stange aus Halle. Löwe taufte den ersteren nach dem Schauspieldirektor in Goethes Wilhelm Meister in Serlo um, und den letzteren nannte er Stängel und Stängelchen, indem er behauptete, Stange passe zu seiner Figur nicht. Stängelchen war nämlich ein ungeheuer massiver und dicker Mensch mit einer wahren Stentorstimme, der allerdings mit einer Stange nicht die mindeste Ähnlichkeit hatte und den man, meinte Löwe, durchaus als Diminutivum behandeln müsse. Am merkwürdigsten war Stange's Stimme; als wir an eine Fähre kamen, die am jenseitigen Flussufer der Peene lag und die Fährleute auf unser

Winken nicht gleich achteten, legte sich Stange in's Zeug und brüllte ein so ungeheures: "Hol über", dass die Fahrleute wie von einem Zauberschlage berührt, aufsprangen und in ihr Fahrzeug eilten, um uns überzusetzen. Löwe war voller Bewunderung über diesen enormen Brustton und meinte, wann der singen könnte, das müsste etwas Grosses werden. Nun fing Stange mit seiner ungeheuren Stimme an zu singen; wir fielen beinahe an die Erde vor Lachen und hielten uns die Ohren vor diesen Donnertönen zu. --

In Stralsund sass ein wunderhübsches Mädchen an einem Fenster, wo wir vorbeigingen. Löwe stand still, blickte sie äusserst freundlich an, zog seine Mütze und nickte ihr zu. "Wenn das Ihre Frau Gemahlin sähe!" bemerkte Serlo. "Eid" erwiderte Löwe, "Gaystochen ist weit weg, die erfährt das nicht."

Seine Liebenswürdigkeit steckte die anderen ordentlich an, so dass sie auch ein wenig jung wurden. Serlo, schon ein älterer Herr mit einer Brille wollte es in Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht unserem Löwe einmal nachmachen. Er näherte sich einem Paar hübscher Mädchen, ich (Serlo) glaube in Sagard war es, fing mit ihnen eine Unterhaltung an und sagte der Einen schöne Sachen. Da wendete sich die zu unserem Höchsten Vergnügen ab und äusserte zu ihrer Gefährtin: "Du! wenn ich mir einmal einen nehme, dann muss es so einer mit 'ne Brille sein."

Löwe hatte mehr Glück in solchen Händeln.

Studentenzeit.

So weit war ich nun also. Professor Schmidt sagte schon während des Abiturientenexamens mit seinem gewohnten langsamen Kopfnicken zu mir: Suffecisti! und so trat ich denn in den Stand der "Maulesel", wie man die jungen Leute nach abgelegtem Examen zu nennen pflegte.

Ich warf meine Schulbücher ziemlich befriedigt bei Seite; die Lehrer verstanden es damals wenig, ihren Schülern das Gymnasium lieb zu machen. Der Einzige, dem ich wirklich Dank zu schulden glaube, war der Professor Schmidt, der eine Generation später auch noch meines Ernst Förderer und Freund gewesen ist. Zuweilen etwas absonderlich und wunderlich übte er doch auf viele seiner Schüler einen sehr bedeutenden Einfluss aus, indem er mit seinem etymologischen Scheidungen und Ableitungen sie in die "Tiefen des Wortes" und zu scharfer Denkübung führte. Er starb vor einigen Jahren hochbetagt in seinem Berufe auf dem Katheder in seiner Prima.

Die übrigen Lehrer sind mir gleichgültig geblieben, sie interessierten mich nicht und ich habe bei ihrer Unterweisung viel, viel zu wenig gelernt. Mathematik wusste ich gar nicht, in Geschichte und Geographie hatte ich ganz mittelmässige Kenntnisse erlangt und nur in den alten Sprachen und in den deutschen Arbeiten ging es leidlich. Wie anders muss das in älteren Zeit gewesen sein: mein Vater war ein sehr guter Mathematiker und las bis an sein Lebensende die latei-

nischen Schriftsteller ohne Lexikon und ohne besondere Anstrengung. Dieser Mangel an gründlicher Unterlage hat mich vielfach gehemmt und noch, als ich schon Referendar war, "zu griechischen Studien getrieben" welche mich dann in kurzer Zeit befähigten, den Homer öffentlich zu lesen.

Nun trat ich in die Studentenfreiheit ein. Ich denke an das eigentliche Studentenleben nur mit gemischten Empfindungen zurück, und bin wenigstens weit davon entfernt, die kleinen Musenstädte als das "verlorne Paradies" anzusehen, das die Mehrzahl meiner Bekannten noch heute darin erblickten. Es ist dies ein Thema, über welches ich Manches beibringen könnte; ich enthalte mich aber dessen, da es mir nur darauf ankommt, ein Bild von den Lebenslagen zu entwerfen, in die ich nach einander gekommen bin. Doch das muss ich aus vollster Überzeugung aussprechen, dass(die) Du, mein Ernst, diese Zeit glücklicher und nützlicher durchlebt hast als ich.

Zuerst ging ich nach Heidelberg. Dort hatte Bruder Otto vor mir studiert und als Forscher Corpsstudent der Saxo Borussia einen guten Ruf in Bezug auf Pauken und Saufen hinterlassen. Als ich ankam, ward ich sogleich als willkommenener Fuchs von seinen Freunden in Beschlag genommen; ich trat als Renonia in das Corps ein, weil sich das ganz von selbst zu verstehen schien, ohne Prüfung meinerseits, ohne dass ich die Verhältnisse irgendwie kannte. Sehr erstaunt war ich daher über den beschränkten Corpsgeist und das wüßte Treiben, welche mir denn doch bald offenbar wurden. Ich war da aber schon köpflings hinein-

gestürzt, und fand nun nicht die Energie, mich aus dieser, meiner tiefsten Natur widerstrebenden Verbindung wieder zu befreien. Zwar sagte ich mir schon nach 8 Tagen selbst, dass ich zu einem Studenten dieser Art nicht geeignet wäre und gegen die Liederlichkeit der Älteren Corpsburschen sträubte sich meine sittliche Natur auf das Entschiedenste. Aber ich war leidenschaftlich und ehrgeizig und wollte die Andern im Trinken und Pauken wenn möglich übertreffen.

Besonders wurde die bessere Stimme in mir zum Schweigen gebracht durch die Konflikte, in welche ich bald mit meinen Genossen verwickelt wurde. Es herrschte nämlich bei den Saxo-Borussen eine absolut despotische Wirtschaft, die Fuchse wurden wie völlig rechtlose Wesen behandelt, mussten ganz unten am Tische sitzen, durften dem Corpsburschen nicht zutrinken, ihn nicht einmal anreden, erfuhren Zurechtweisungen der albernsten Art von diesem, und wurden eigentlich *Maltrétiert*. Dies passte mir durchaus nicht, ich wollte mir das hochmütige Behehmen nicht gefallen lassen, erhob Widerspruch und forderte endlich den Senior des Corps in Folge einer nicht verletzenden Äusserung auf Pistolen, indem ich zugleich aus der Gemeinschaft austrat. Das Schweizer Corps, so dachte ich, das muss aus freien Leuten bestehen; zu denen ging ich und sie nahmen mich mit offenen Armen auf. Aber so recht behagte es mir unter diesen aristokratischen Regublikanern auch nicht; die Formen waren zwar etwas milder, aber im Grunde sah ich nur dasselbe geistlose Treiben.

Nun hätte ich mich auf mich selbst zurückziehen

sollen. Allein da näherten sich mir die Saxo-Borussen wieder und boten mir die Hand zur Ausgleichung, indem sie unter sich meinten: Der Fuchs macht sich gut, von dem ist was zu erwarten. Ich liess mich denn auch breitschlagen. Meine persönliche Stellung wurde nach den erzählten Vorgängen ganz erträglich; ich habe auch manchen guten Freund da gefunden und mich sittlich niemals verloren. Gleichwohl betrachte ich die Heidelberger Zeit als eine ziemlich unfruchtbare für mich. Von irgend einer geistigen Bewegung im edleren Sinne keine Spur! Nicht einmal in's Kollegium durfte man gehen; denn wurde man dabei abgefasst, so kostete das am Abend auf der Kneipe ein Viertel Bier.

An einem der ersten Abende erblickte ich, als ich mich zufällig umsah, ein Individuum mit weisser Borussenhütze, das mich unablässig anstierte. Es trug einen langen vor Bier träufelnden Knebelbart und hielt einen Bierkrug in der Hand. Nach einer Weile trat der Inhaber an mich heran und fragte mit weicher Stimme: Zitelmann heissen Sie? -- Ja wohl! -- Sind Sie ein Verwandter von dem, der früher hier war? -- Mein Bruder, ja! -- Na! denn komm', lieber Junge! denn woll'n wir schmollieren! Der Soff! -- und dabei liefen dem Sprechenden die hellen Tränen aus den Augen und er ergoss sich wehmutsvoll in Erinnerungen an Bruder Otto. "Immer der letzte auf der Kneipe", sagte er, "Saufen und Raufen, das war sein Element!" Er wurde Spritze genannt, manchmal auch Joseph von Schweinichen nach einem alten schlesischen Edelmann,

der nur vom Trinken lebte, -- wie er in Wirklichkeit hiess, ist mir entfallen. Das war so einer, der im Studentenleben unterging, im Gegensatz zu meinem Bruder Otto, der der Studentenzeit ihr Recht einräumte, aber sie auch, als er sie hinter sich hatte, hinter sich liess und durch Ernst und Tüchtigkeit sich seine geschätzte bürgerliche Stellung errungen hat. Mit dem "Spritze" war das freilich anders. So eigentlich betrunken habe ich ihn niemals gesehen, aber er zechte den ganzen Tag. Des Morgens, wenn er aufstand, war das erste, dass er ein Glas Bier trank und dann nachher erst wusch er sich; er lebte blos in und für Bier und taxierte alle Begebenheiten lediglich nach Bier. So wandelte er denn in einer Art vom Traum durch die Zeiten. Schliesslich ist er als Schreiber bei einem Advokaten, -- weiter brachte er es nicht, elend gestorben.

In Heidelberg war er Präsident der Cerevisia, einer aus allen Farben zusammengesetzten Vereinigung von jüngeren Studenten, in der diese in die Gebräuche des Cerevises eingeweiht wurden. Leider fanden die Versammlungen dieser Cerevisia gerade an dem Wochenachmittage statt, wo der alte Professor Thibaut seinen Singverein hatte. Löwe hatte mich an den berühmten Juristen und Musiker empfohlen und ich besuchte ihn daher bald nach meiner Ankunft in Heidelberg. -- Von wem bringen Sie mir Grösse? fragte der alte Herr. -- Von dem Musikdirektor Löwe in Stettin, antwortete ich. -- Löwe, Löwe? ja ja, den habe ich einmal irgendwo gesehen, wo er uns solches dummes Zeug vorsang; das ist auch so einer von den neuen leichtfüssigen Komponisten, macht lauter Walzer, kann keinen ordentlichen Satz

schreiben. - Es wurate mich diese Kritik zwar, aber ich mochte dem würdigen Greise in lockigen Silberhaar mit dem schwarzen Sammetkäßchen darauf, nicht widersprechen. Er fuhr fort. Sehen Sie, wenn ich könnte, dann liesse ich die sämtlichen neuen Kompositionen, keine einzige ausgenommen, hier auf den Markt zusammenbringen und alle mit einander verbrennen. Nur in der alten Musik, Händel und Bach noch mit eingeschlossen, liegt Wahrheit und Tiefe, das andere faugt Alles nichts.

Darauf führte er mich vor seine Notenschränke, in denen die Durante's, die Leonardo Leo's, die Pergolese's und Andere in roten Einbänden aufgeschichtet lagen. Ich erlaubte mir eine der Partituren herauszunehmen und zu betrachten und dann den Wunsch auszusprechen, ob der Geheimrat sie mir nicht leihen möchte, damit ich sie zu Hause ordentlich studieren könnte. Er lächelte und meinte: Nein mein Bester! das geht nicht, die Partitur hat ausser mir nur noch die Sixtinische Kapelle in Rom, ja! - und dann die Singakademie in Berlin, aber die hat sie nur von mir, ich habe sie dem alten Zelter in einer schwachen Stunde einmal geliehen. Ansehen, - Alles; aber mitzunehmen, nein! Sie können aber in meinen Singverein kommen.

In diesem Singverein ging es höchst merkwürdig zu. Auf der einen Seite <sup>die beiden Frauen (Frau K. Baumert)</sup> Sopran und Alt zusammen, ihnen gegenüber waren die Herren vom Bass und Tenor postiert. So wie in den Pausen einer der Herrn sich einfallen liess, mit einer Dame zu sprechen, fuhr gleich der Diener mit dem Tische dazwischen oder der alte Thi-

bant in höchst eigener Person trennte sie. Dergleichen Kommunikationen waren hier ganz unerlaubt.

Auch die musikalischen Übungen selbst trugen ein eigentümliches Gepräge. Nichts als ganz alte Kirchensachen zum Teil mit ausserst schweren Harmonien wurden gesungen, -- es klang zuerst immer unentsetzlich. In den Stimmen waren die einzelnen Takte numeriert. Bemerkte der alte Dirigent nur einen Fehler, dann rief er: Halt! Takt 107 oder Takt 19 muss noch einmal gemacht werden. Und dann sollten wir den Takt 107 oder 19 ausser seinem Zusammenhange treffen. Das ging fast niemals und klang abscheulich, und so quälte man sich mit einem einzigen Takte, bei dem wohl 20 mal hintereinander angesetzt wurde, oft lange Zeit.

Meine Mitwirkung war bald zu Ende. Diese Singtage fielen, wie schon bemerkt, gerade auf die Nachmittage, wo die Cerevisca ihre Sitzungen hielt. Ich erschien deshalb bei Thibaut einigemal in etwas angeheitertem Zustande, wurde lauter als nötig, lachte und opponierte. Genug! ich begriff selbst, dass es so nicht ginge: entweder Cerevisia oder alter Thibant. Die erstere trug den Sieg davon und ich blieb aus dem Vereine weg.

Als ich im Herbst von Heidelberg schied, machte ich dem Geheimrat Thibant meinen Abschiedsbesuch: er las mir gehörig die Leviten. Schämen sollten Sie sich, sagte er, mit Ihrem musikalischen Talent und ihrer schönen Stimme. Ja! Zögen Sie noch in den Odenwald und machten sich da einen Punsch im Freien; aber den hellen Tag über in den dumpfigen Bierkneipen liegen und ihre Burschenlieder brüllen, es ist eine Schande!

Ich dachte bei mir, der alte Mann versteht das

nicht. Im Grunde hatte er aber doch recht. --

So eigentliche Studentengeschichten, wie sie in Heidelberg im Schwun<sup>ge</sup> waren, mag ich Euch nicht aufzutischen. Sie sind zu allen Zeiten dieselben gewesen, heute wie vor 40 Jahren; recht viel Witz war und ist nicht dabei. Meine Heidelberger Zeit wurde dadurch noch ungemütlicher, dass wir Preussen sämtlich im Herbst 1833 diese Universität verlassen mussten. Die Angst vor den Demagogen beherrschte damals noch die höheren Kreise in Berlin dermassen, dass in Folge des sogenannten Frankfurter Attentat eine Königl. Kabinetts-Order erlassen wurde, welche das Studieren der Preussen <sup>in Heidelberg</sup> und auf noch einigen anderen süddeutschen Universitäten gänzlich verbot. Über jenes Frankfurter Attentat auf die dortige Hauptwache, welches von der Burschenschaft ausging und dem die Corps absolut fern standen, mag ich mich nicht weiter verbreiten. Es war tief genug angelegt, aber auf unrichtigem Wege <sup>und</sup> mit völlig unzureichenden Mitteln in's Werk gesetzt. Die Zeit der eigentlichen Burschenschaft und der mit religiösen Ingrediensen versetzten Schwärmerei deutscher Jünglinge für ein deutsches Nationaltum war bereits vorüber. Heute leugnet niemand mehr, dass jenen unglücklichen Bewegungen und der Sehnsucht der Jugend, die sich in ihnen aussprach, etwas Richtiges zu Grunde lag.

Für uns Saxo-Borussen hatte die Abberufung aus Heidelberg die schlimme Wirkung, dass wir bis zum Herbst möglichst alle Kämpfe auf der Mensur noch ausfechten sollten. Ich habe mich da auch viel her-

umpauken müssen, einigemal mit Glück, einmal aber mit vielem Unglück: Es war mir ein bis dahin mir völlig unbekannter Gegner gegenübergestellt, der mit dem linken Arm schlug. Das machte mich gleich stutzig, da ich gegen Linksschläger zu fechten noch nicht geübt hätte. So haute ich denn ungeregelt drauf los und obschon ich dem Andern auch Eins auswischte, so bekam ich doch einen sehr üblen Hieb unter das rechte Auge, von dem ich die Narbe noch mit mir herumtrage. Ich wurde sehr krank von der Verwundung, die mich fast das Auge gekostet hätte. Als ich wieder auf die Beine kam, war mein erstes, dass ich das Fechten gegen Linksschläger lernte, und dann beschloss ich, jeden Linksschläger von den feindlichen Korps, dem ich begegnete, zu fordern. So bin ich nachher noch mehreremal, um die frühere Scharte auszuwetzen gegen Linke los gewesen und habe sie, wie man sich auszudrücken pflegt, auch ausgeschmiert. Welch' ein Unsinn! Von Heidelberg aus machte ich eine schöne Reise durch Tirol und Salzburg und ging dann nach München, wo ich bei einem vormaligen Göttinger Studenten, Werner v.d. Schulenburg, den ich unterwegs kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, abstieg. Eines Morgens, als wir noch im Bette lagen, klopfte es an die Tür und hereintrat ein bayrischer Polizist, nach meiner Wenigkeit fragend. Nach mir? Was wünschen Sie? rief ich mich aufrichtend. Ihren Pass! war die Antwort. Meinen Pass habe ich auf der Polizei schon abgegeben, erwiderte ich. Das erklärte der Poli-

zist für "faule Fische" und forderte mich auf, aufzustehen und ihm zu folgen. - Ich dachte gar! rief ich aus, - was habe ich denn verbrochen? - Das wird sich finden, meinte der Diener der Gewalt, einstweilen haben Sie mir Ihre Effekten vorzulegen.

An Effekten hatte ich nun nicht viel. Meine Sachen, die ich in Heidelberg zur Fracht nach München aufgegeben hatte, waren noch nicht angekommen, ich führte von meiner Fusswanderung her bloß einen Tornister mit mir, in dem sich einige schmutzige Wäsche befand. Die wurde nun nach irgend einem verbotenen Gegenstande unter- und durchsucht. Während dessen stand ich gemächlich auf. Sie müssen nun schon entschuldigen, bemerkte ich dem Polizeileutnant ironisch, dass ich in Ihrer Gegenwart Toilette mache, wir haben keinen anderen Salon als diesen hier. - Gut! aber sputen Sie sich, entgegnete der Polizist finster.

Mit dem Sputen, das war nun nicht so recht. Ich fing an, mich langsam und sehr geräuschvoll gänzlich zu waschen, dann putzte ich mir mit vieler Sorgfalt die Zähne und rasierte mich. Demnächst schickte ich mich an, mir auf der Maschine Kaffee zu kochen, während Schulenburg mit allerlei spitzen Redensarten um sich warf. Der Polizist wartete erst ganz geduldig, endlich dauerte es ihm mit dem Kaffeekochen aber doch zu lange und ich musste ohne Frühstück mit. Vor der Tür standen noch 2 Polizeikleute und so wurde ich Morgens um 9 Uhr durch 3 Mann und gefolgt von einer ganzen Schar Strassenjungen den ziemlich weiten Weg nach dem Polizeigebäude transportiert. Hier brachte(mich)

man mich erst in ein grosses Gelass, wo allerlei in der letzten Nacht aufgegriffenes Gesindel versammelt war. Ein etwas 12jähriger Junge kriegte in meiner Gegenwart ausgehauen, weil er mutwilliger Weise "Feuer" durch die Strassen geschrien hatte. Nach einiger Zeit wurde mir eine eigene einsame Zelle angewiesen, wo ich noch mehrere Stunden meinen Gedanken über konstitutionelle Freiheit überlassen blieb. Zu essen bekam ich natürlich nichts, nur einen Krug Wasser setzte man mir hin.

Endlich wurde ich zum Verhör geführt. Die Sache mit meinem Pass klärte sich denn auch bald auf; es hatte mir denselben ein anderer Beamte, als der eigentlich dazu verordnete abgenommen und wohl in ein Fach geschoben, wohin er nicht gehörte. Nun könnte ich wieder gehen, wurde mir gesagt, nun wäre es gut. Ich war äusserst entrüstet und demonstrierte gegen ein solches ungesetzliches Verfahren. Da wies man mir die Tür und bemerkte, ich sollte froh sein, dass ich so davon käme.

Sobald meine Sachen angekommen waren und ich mich besser kleiden konnte, begab ich mich nun zu unserem Gesandten und beschwerte mich bei dem. Er versprach mir auch alles Mögliche, aber ich erhielt bis zum Frühjahr keine Antwort. Dann erst ward mir auf wiederholte Anfragen der Bescheid, dass das Verfahren der Polizei gemissbilligt sei.

Es herrschte in München damals in der Tat eine gräuliche Polizeiwilkkür; die Furcht vor den schrecklichen Burschenschaftlern verschlang auch da alles Wohlwollen gegen die akademische Jugend. Was mich

Armen verdächtig gemacht hatte, ist mir verborgen geblieben, ich stand aber unter polizeilicher Aufsicht und hatte wiederholt Gelegenheit zu bemerken, dass mir irgend ein Polizeisubjekt in gewisser Entfernung folgte, um mein Verhalten und meine Verbindungen zu beobachten.

Doch vielleicht hatte ich zu dieser Überwachung bei der Immatrikulation Veranlassung gegeben. Während dieses feierlichen Aktes im Universitätsgebäude rief nämlich der anwesende Ministerial-Kommissarius, - ich glaube Braun hieß der Mann, - einigen Studenten, die sich mit dem Ellenbogen auf die Barriere auflegten, welche den Raum teilte, zu, sie sollten gerade stehen. Ich machte im Gefühle meines Heidelberger Burschentums über dieses Kommando einige Bemerkungen, und als ich nun Behufs der Immatriculation durch die Barriere gelassen wurde, fragte mich der Herr Braun, indem er mich scharf fixierte, wo ich die Narben im Gesicht her hätte? Ich erwiderte, ich hätte mich bei'm Rasieren geschnitten. Hierauf sprach Braun: Wir verlangen von unseren Studenten unbedingte Offenheit, wir können solche Ausflüchte nicht annehmen, - wo sind die Narben her? - Nun sagte ich, ich könnte unmöglich voraussetzen, dass die Herren nicht wüssten, wie man zu solchen Zeichnungen käme. Braun fuhr mich an: Was ich weiss, das ist gleichgültig, Sie, Sie sollen mir sagen, wo Sie die Narben her haben. Nun! erwiderte ich, ich habe sie in Heidelberg in einer gewöhnlichen Paukerei bekommen.

Braun stand ganz sprachlos. Eine solche Frechheit,

meinte er, sei ihm noch nicht vorgekommen, Einem gerade in's Gesicht zu sagen, dass man ein Verbrechen begangen habe, das übersteige denn doch alle Begriffe - ich könne nicht immatrikuliert werden. Na gut! sagte ich aufsässig, dann ziehe ich auf eine andere Universität, es gefällt mir hier so nicht. Ich hatte nun aber dem Rektor schon den Handschlag gegeben; die Herren flüsterten leise mit einander und schliesslich wurde mir eröffnet; ich könne nur bleiben, aber liesse ich mir das Geringste zu Schulden kommen, so würde ich sofort relegiert werden.

Was die Menschen sich recht dachten, blieb mir unklar. Ich war nach München gekommen mit dem Vorsatz ernstlich zu studieren und meine Ausbildung zu fördern, mich deshalb auch in irgend ein Studententreiben durchaus nicht einzulassen. Die Sache hatte aber doch noch ein Nachspiel.

Im Februar las ich am schwarzen Brett unter anderen auch meinen Namen mit der Aufforderung, mich einem Examen zu unterwerfen. Nähere Nachfrage ergab, dass in Folge höherer Anordnung alle Studenten, welche im Laufe des Semesters irgend wie angestossen hätten oder mit schlechten oder ungenügenden Zeugnissen immatrikuliert waren, ein sogenanntes Strafoxamen ablegen müssten. Nun stand in meinem Heidelberger Zeugnis, ich hätte einigemal den Feierabend übertreten und wäre ein andermal wegen Anwesenheit von nächtlichen Streitigkeiten arretiert worden. Hierauf hin sollte ich als preussischer Untertan in Bayern ein Strafoxamen machen. Es gehörte wirklich wenig Verstand dazu, um zu begreifen, dass die

bezügliche Verordnung nur für die eingeborenen Bayern, welche demnächst im bayrischen Staatsdienst angestellt werden wollten, Geltung haben konnte. Der Rektor, zu dem ich persönlich ging, sah das auch ein, erklärte mir aber, er könne mir nicht helfen, ich müsste schriftlich bei einem Ministerium einkommen.

Nun setzte ich mich denn hin und verfasste eine wunderschöne Streitschrift mit Citaten aus dem Corpus juris und aus den Lehrbüchern über deutsches Privatrecht, in der ich meine Nichtverpflichtung, mich dem Examen zu unterwerfen, ausführte. Ich erhielt denn auch nach einigen Wochen den Bescheid, dass ich von jenem Examen "dispensiert" werde.

In anderer Hinsicht erfuhr in bitteres Leid in München. Zwar habe ich dort an Emil von Lieven einen lebenslänglichen treuen Freund gefunden. Dagegen wurde mir ein anderer Freund und zwar Schulenburg durch den Tod entrissen.

Werner v.d. Schulenburg stammte aus Hannover, wo sein Vater Obrist und Adjutant des Herzogs von Cambridge war. Mein Freund Werner, ein ausserordentlich blühender, hübscher und stattlicher junger Mann liess sich auf Studentengeschichten ebenfalls nicht mehr ein, sondern trieb fleissig, besonders aesthetische Studien. Er machte auch sehr nette Gedichte, ich wurde ihm recht gut, und wir passten trefflich zu einander. So beschlossen wir denn auch, zusammen zu wohnen und mieteten uns, der Residenz gegenüber ein gemeinschaftliches Quar-

tier. Nach etwa 4 Wochen klagte Schulenberg, ihm wäre nicht recht wohl. Wer gibt darauf viel unter jungen Leuten, man legt sich schlimmstenfalls ein paar Tage in's Bett und dann ist es wieder gut. Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als eines Abends spät, ich sass noch bei den Büchern, - Schulenberg anfang wirres Zeug zu reden; er phantasierte die ganze Nacht. Am Morgen lief ich zum Arzte, man gab dem Kranken Arznei, aber er wurde kränker und kränker, und schon nach wenigen Tagen stellten die Ärzte ihre Diagnose auf hitziges Nervenfieber, was wir heute Typhus nennen. Er lag 3 Wochen: dann hauchte er sein junges hoffnungsvolles Leben aus.

Der damalige hannoversche Geschäftsträger in München, Graf Kielmannsegge, ein Schwiegersohn des grossen Ministers von Stein, nahm sich Schulenberg's sehr teilnehmend an, kam wiederholt zu uns, um nach ihm zu sehen und unterstützte uns mit Rat und Tat. Als es sich mit dem armen Freunde zu Ende neigte, wünschte Graf Kielmannsegge, schon um nichts zu verschmähen der Eltern wegen, dass Werner noch das Abendmahl nehmen möchte. Ich holte daher den protestantischen Geistlichen herbei. Der Mann erschien im Talar mit Kelch und Brot und fing, obwohl ich ihn von meines Freundes Zustand vollkommen unterrichtet hatte, sein Geschäft damit an, dass er an Schulenberg's Bett trat und den Kranken mit Pastorenstimme anrief: Herr Baron Werner v.d. Schulenberg! Sie sind sehr krank, Sie haben voraussichtlich nur noch kurze Zeit zu leben, schauen Sie zurück in Ihr

sündiges Leben und bereiten Sie sich vor, dem Trone des Herrn bussfertig zu nahen! -- Soweit war er, da sprang Schulenberg, die letzten Kräfte zusammenraffend aus dem Bett, packte ihn bei der Gurgel und schüttelte ihn, dass der Abendmalswein und das Brot in der Stube nur so umherflog. Wir hatten Mühe, ihn von dem Seelsorger los zu machen. Anderen Tages starb er.

Es waren nur Wenige, die seine Leiche zur Ruhestatt folgten. Freilich der Prediger ging mit und hielt am Grabe auch eine sehr geistreiche Rede: "Was ist der Tod?"-- so begann er, "was ist der Tod? das fragen wir uns immer wieder. Der Tod ist ein Verlassen des irdischen Lebens, weiter nichts!" -- Sehr richtig. Und nun kam ein Schwall allgemeiner christlicher Phrasen hinterher, -- weiter Nichts. Ich war sehr schmerzlich bewegt. Aber die Jugend hilft sich weiter, sie kann bei der Trauer nicht weilen; denn vor ihr liegt noch das weite Feld des Lebens, das sie zu durchschreiten hat, auf dem sie, dem inneren Drange folgend und von Träumen der Zukunft erfüllt, Schätze graben will, Schätze freilich, die sich da zuweilen nicht finden lassen.

Ich hatte mich in das Studium der Philosophie gestürzt. Wer mich fragen wollte, wie ich dazu recht gekommen, dem wüsste ich keine Antwort zu geben. Vielleicht war es Schelling's berühmter Name, der mir den ersten Anstoss gab. Ich nahm bei ihm ein Kollegium über die Geschichte der Philosophie an, und schon nach den ersten Vorlesungen war ich so davon gepackt, dass mich die Paudekten, die ich bei Fuchta

hörte, ganz und gar nicht mehr interessierten. Ich arbeitete mit Lieven gemeinschaftlich die Vorträge Schellings zu Hause aus und wir Beide disputierten dabei lebhaft mit einander. In der Folge habe ich Schelling auch besucht und ihn um Aufschluss über Dies und Jenes gebeten. Er sagte mir freundlich Bescheid und redete mir zu, mich ganz seiner hohen Wissenschaft zu widmen. Kunst, Religion und Philosophie, sie bilden die Stufenleiter, sagte er, deren oberste Sprosse nur durch die letztere zu erreichen ist.

War schon in dieser Beziehung die Münchener Zeit mir äusserst förderlich, so würde sie es nicht weniger dadurch, dass sich mir das Auge für Bildwerk und Skulptur ein wenig öffnete.

Peter Cornelius, der grosse Maler hatte in München eine zahlreiche Schaar von Schülern um sich versammelt, ich lernte einige von den jungen Malern kennen und schloss mich ihnen an. Das muntere Künstlervolk gefiel mir sehr gut; die hier vertretenen Interessen waren ganz andere als die der lärmenden Studenten und schon dieser idealere Inhalt zog mich zu ihnen.

Um 4 Uhr, - bis dahin ungefähr erlaubte das Tageslicht die Handhabung des Pinsels, - wurde Mittag gegessen, dann gruppenweise ein Spaziergang, am Abend fand man sich wieder zusammen bei einem Glase Bier. Es wurde köstlich vierstimmig gesungen und gejodelt, - da zwischen Gespräche über Kunst, Künstler-scherze und Vermuthungen in der Karnevalszeit.

Es sind aus diesem Kreise namhafte Künstler her-

vorgegangen: so Neben der jetzige Direktor der Kunstakademie in Wien, Philipp Volz, Mende, Christian Morgenstern, Grois, Kleinlein u. Andere, denen Allen ich damals ein täglicher Genosse war. Auch Kaulbach habe ich gekannt und bin öfter in seinem Atelier gewesen; er zeichnete damals den Carton zu seiner Harnenschlacht, eine zuerst dunkle Arrabeske, aus der sich nach und nach dem Geiste des Künstlers folgend, hier ein Kopf, dort ein Arm, ein Bein, eine Waffe herausklärte. Kleinlein und Marr sangen wunderschön die Tyroler Lieder; wie frischer Bergquell klang es: Auf d' Alma gehn wi maufi, da brummelt schon der Stier, ja Stier, jua uohhe, jua-uohhe! --

Wir arrangierten auch Picknicks, und zwar so: jeder musste etwas zu einem Salat liefern, -- da erschien der Eine mit gekochten Kartoffeln, der Zweite mit Braten, der Dritte mit Eiern oder Sardinen, noch Andere mit Äpfeln, Senf, Rüben u.s.w. Es war ergötzlich, wenn so jeder mit seinem Beitrage hervorkam, oft von lautem Beifall über eine absonderliche Zutat begrüßt. Das Alles wurde in eine grosse Butte getan, die mitten auf dem Tische stand und durcheinander gerührt. Zuweilen schmeckte es herrlich.

Nebenbei wurden die reichen Gemäldesammlungen Münchens und die Glyptothek besucht, häufig in Begleitung eines der Künstler, der dann durch Erklärung dem Verständnis des Laien zu Hilfe kam.

Das waren also die Lichtpunkte: die Philosophie und die Kunst. Als drittes Bildungselement kam das

Theater hinzu, das ich viel besuchte. Die alte Frau Schröder-Knuht, Esslair und die Crelinger, welche eine Reihe von Gastspielen gab, wissen mich hin. Die Schechner feierte damals ihre Triumphe; sie ist für mich die grösste dramatische Sängerin, die ich jemals gehört habe, weil die Schönheit und Innigkeit ihrer Stimme ihrem vortrefflichen Spiele gleich stand.

Gleichwohl mochte ich in München mich nicht recht heimisch fühlen. Waren es nun die bereits erzählten Vorgänge und Schulenberg's Tod, waren es die durch das Studium der Philosophie angeregten Zweifel und der damit mir entgegentretende Ernst des Lebens und Denkens, - je mehr der Winter vorrückte, um so unruhiger fühlte ich mich, und um die Weihnachtszeit ergriff mich ein so tiefes und schweres Heimweh, dass (ich) ich fast krank wurde. Heimweh!? ja wie kommt das inmitten der reichsten und interessantesten Beziehungen in unsere Seele? In Heidelberg hatte ich keine Spur davon empfunden, und hier in München brach es gewaltsam aus und übermannte mich fast. Ich glaubte, die Ferne kaum mehr ertragen zu können, und eine tiefe Sehnsucht nach Hause zu den Meinen, zu meinem Vater, nach Hökendorf und dem dunklen Buchenwald, nach dem Meer und der weissen Düne überkam mich. Nun stehen die Andern um den Weihnachtsbaum, so dachte ich, und schliessen sich in die Arme, - wer fragt hier in der fremden Stadt nach dem Jungen, der 100 Meilen von Haus, traurig ohne eigentlichen Grund in seiner Stube sitzt und mit nassen Augen in die Ver-

gangenheit zurückdenkt. Immer wieder trat die ernste liebe Gestalt meines Vaters vor meine Seele, ich sah ihn da bei Seite stehen und den Blick wie suchend in die Ferne richten, - gewiss nach mir! ich sprang auf, - es war nichts. Auch der Schlaf wurde mir abwendig, ich wälzte mich Nachts im Bette umher, ohne die erquickende Ruhe des Vergessens zu finden, deren ich bedurfte. Und dann stand ich an Tage wieder stundenlang am Fenster und wartete auf den Briefträger, ob er mir nicht Nachricht aus der Heimat brächte.

Es geht Alles vorüber im Leben, Leid und Lust; die Begebenheiten, die Stimmungen, sie rauschen dahin, wie der Strom, der dem Weltmeere zueilt. Nach einiger Zeit fand ich mich allgemach zurecht und wurde wieder frisch. Aber Kreidestriche malte ich mir doch an meine Tüt, welche die Tage bis zu meiner Abreise aus München anzeigten und von denen ich an jedem Abend einen auslöschte. Zuletzt vergass ich auch das noch und lebte der Gegenwart.

Beinahe wäre ich zu guterletzt noch einmal der Polizei in die Hände gefallen. Von einem einsamen Spaziergange zurückkehrend und in Gedanken über Mancherlei vertieft, wandelte ich um die Schummerstunde einmal den Dultplatz hinauf. Da prallte ich gegen einen mir Begegnenden an; ich sah auf: da stand er leibhaftig vor mir mit zornigen Augen, in schwarzem Sämting und braunen Hosen, König Ludwig I. Sein Henriquatre war unverkennbar, ich liess mir aber nichts merken, sondern brumnte nur so etwas in den Bart, und ging ruhig meines Weges weiter. Aber es dauerte nichts, so war ich von 2 Polizisten angehal-

ten und zur Rechenschaft gezogen. Ich beteuerte, dass ich Seine Majestät nicht erkannt und erbot mich zum Beweise dessen, um der Arretierung zu entgehen, auf der anderen Seite des Platzes herunterzulaufen und dann umwendend dem Könige abermals zu begegnen und ihm die nötige Reverenz zu erzeigen. So geschah es denn auch. Ich machte Front und schwenkte sehr auffallend meinen Hut, Ludwig lächelte und die Gendarmen liessen mich gehen.

Ich könnte Euch aus München noch Vielerlei erzählen. Was erfährt und erlebt nicht ein junger Mensch mit offenen Sinnen und lebhaftem Temperament! Doch es mag genug sein, Ihr sollt mich jetzt auf meine Reise von München nach Bonn begleiten.

Denn dahin ging ich im Frühjahr 1834 und stürzte mich wieder in das Studentenleben. Merkwürdig genug, dass ich das tat, nachdem ich nun doch schon etwas Besseres kennen gelernt hatte. Ich kann mir das jetzt nur so erklären, dass ich noch sehr jung war und nach dem stillen mehr innerlichen Leben in der bayrischen Hauptstadt eines frischeren Ganges, ja einer gewissen Aktivität nach Aussen bedurfte.

Mein erstes Reisequartier machte ich in Augsburg. Da hausten einst die Fugger's, die reichen, deren Nachkommen jetzt unter den Jesuiten eine Rolle spielen, ein Beweis, dass es doch noch "Kamele gibt, die durch ein Nadelöhr gehen". Der Abend war noch lang, was konnte ich Besseres tun, als in's Theater gehn, wo der Don Juan aufgeführt werden sollte. Die Aufführung war höchst mässig, und doch ergriff mich von Neuem die

herrliche Oper, die immer Probe hält und den Hörer fortreisst, sie mag so schlecht gegeben werden, wie sie will. Fängt in der ersten Scene Leporello an: keine Ruh' bei Tag und Nacht, - so ist man gleich bei der Sache und bleibt dabei; denn da kommt schon der Verführer aus dem Palast gestürzt, gefolgt von (seinem schönen Opfer, das ihn zu entlarven trachtet, - Schwerter Klirren, -- der Komthur wälzt sich in seinem Blute, - man folgt in Musserster Spannung der Entwicklung, die man doch schon so gut kennt, bis zu Ende.

Am andern Morgen führen auf der Strasse nach Uem, die ich in einem Hauderer zurücklegte, eine ganze Reihe von Wagen vor uns her. Was ist das für eine Karawane? fragte ich den Kutscher. Schauspielervolk! erwiderte der kurz. Es war wirklich die ganze Gesellschaft vom vorigen Abend, die sich um Mittag in einem kleinen Städtchen, wo wir rasteten, aus den Fuhrwerken entwickelte: Don Juan, Zerline, Donna Anna, Massetto, Donna Elvira, Alle waren sie da nun höchst vergnügt.

Natürlich knüpfte ich das an, mir war so etwas nach Wilhelm Meister dabei zu Mut, und so bin ich 3 Tage lang mit der Bande, die nach dem Rhein übersiedeln wollte, zusammen gereist. Im Ganzen war die Gesellschaft doch nur eine untergeordnete; aber ich hatte derartige Künstler noch nicht in der Nähe gesehen, und so interessierten sie mich doch und wir wurden ganz gute Kameraden.

Ob diese Menschen zum Teil mit einander verheiratet waren oder nicht, das kann ich nicht sagen.

Sie liebten sich quer durcheinander und auch die  
 Eifersucht hatte ihre Rolle zu spielen. Das merkte  
 ich bald, dass Don Juan sich aus Donna Anna, mögli-  
 cherweise seine Ehegattin, gar nichts machte, viel-  
 mehr ein zartes Verhältnis mit Donna Elvira unter-  
 hielt. Am zweiten Abend nahm ich wahr, dass Leoporel-  
 lo die Donna Anna auf dem schummrigen Flur abküsste  
 und Zertine schien mir wieder dem Komthur sehr ge-  
 neigt, der übrigens ein stiller und angenehmer Mensch  
 war. Ganz entsetzlich erschien mir Ottavio, so ein  
 recht verdorbenes Genie mit verlebtem Gesichte und  
 den Hut immer schief auf dem Kopfe. Zerline teilte  
 mir mit, er <sup>wäre</sup> früher Kunstreiter gewesen und erst seit  
 einem Jahr auf der Bühne. Sie und der Komthur, das  
 waren eigentlich die besten, der letztere nicht ohne  
 Streben und einige Bildung, die auf eine gute Her-  
 kunft schliessen liess. Ja er hatte so gar einige  
 Kunstbegriffe und sehnte sich nach einem höheren  
 Wirkungskreise, wie er denn auch deutlich meine Un-  
 terhaltung aufsuchte, ohne dass es mir jedoch gelang,  
 über seine Vergangenheit etwas aus ihm herauszubrin-  
 gen.

Ausser den Genannten gehörte nun noch eine Menge  
 Herren und Damen zu der Gesellschaft, meistens  
 lustige und amüsante Leute. Was mich am meisten wun-  
 derte, war, dass sie unter sich höchst verträglich  
 waren; Neckereien fielen wohl vor aber keine Strei-  
 tigkeiten.

Eines reizenden Mädchens muss ich noch erwähnen,  
 das für das Lustspiel engagiert war, und mit Aufmerk-

samkeit von den Andern behandelt wurde. Man hat bei solchen Erscheinungen gern die Vermutung, dass alle möglichen Lebensschicksale hinter ihnen liegen. Die mitteilende Zerline, die ich ausfragte, vertraute mir, Fräulein Emma wäre von vornehmer Abkunft und aus (dem) einem Kloster ausgebrochen. Ob das in der Wahrheit beruht, weiss ich nicht. Eine edlere Bildung hatte Fräulein Emma jedenfalls nicht, ja sie verstieß ein paar mal so arg gegen die Grammatik, dass mir ihre Qualität mehr als zweifelhaft wurde. Aber hübsch war sie.

Wir schieden mit vielen Händedrücken und Umarmungen von einander. Wenn das Alter nur nicht wäre, das so drohend vor dem Schauspieler dieser Klasse steht; die zeitige Lage desselben in jüngeren Jahren ist eigentlich ganz lustig. Freilich zu tief hinter die Kulissen wird man auch da wohl nicht sehen dürfen.

In Bonn wurde ich von alten Bekannten, die hierher aus Heidelberg übersiedelt waren, herzlich empfangen und trat als Corpsbursche in die Borussia ein. Tolle Streiche und tolle Fahrten wurden genug gemacht, es waren die bekannten Sachen.

In Juni bekam Max von Arnim, der Senior unseres Korps und mein guter Freund schon von Heidelberg, von einem Rheinländer einen hässlichen Hieb über den Kopf. Ich erstand ihm als Rächer, ging mit dem Rheinländer, einem übrigens frechen und sittenlosen Burschen auf die Mensur und haute ihn gehörig zusammen; er bekam, wenn ich mich recht erinnere, 4 oder 5 Hiebe ins Gesicht, die ersten geringfügiger, aber der Letzte entscheidend. Als ich am Abend auf unsere Kneipe kam, wurde ich mit

Jubel empfangen und man "rieb" einen Gansen auf mein Wohl. Es war der 18. Juni, der Schlachttag von Waterloo und der Tag, an dem mir 9 Jahre später mein geliebter ältester Sohn Wolfgang geboren wurde.

Im folgenden Monat musste ich noch ein paar mal auf die Mensur, wobei Glück und Geschicklichkeit mich begünstigten. Indessen meines Bleibens in Bonn war nicht mehr lange. Ich hatte einem Renanen, Namens Petri, einem blassen Renammisten auf dem Markt bei der Pyramide im Zorn hinter die Ohren geschlagen. Dafür wurde ich vom Seniorenkonvent auf 6 Wochen "in Verruf" erklärt, was die Wirkung hatte, dass in einem Umkreise von 2 Meilen um die Universitätsstadt kein Student mit mir verkehren durfte. Ich musste also die Stadt verlassen, und zog nach Nonnenwerthe, die herrliche Rheininsel, wo eine Gastwirtschaft war und wohin abwechselnd eine grosse Zahl meiner Freunde auch aus anderen Corps mit übersiedelte.

Die dort verlebten 4 Wochen bilden den angenehmsten Teil meiner Studentenzeit, und an ihn denke ich gern zurück. Ausflüge in das Siebengebirge, Fahrten auf dem Rhein und fröhliche Kikassifeste in den kleinen Städten wechselten mit munteren Gelagen, körperlichen Übungen und mancherlei Scherz ab; jeder Streit war von vornherein vergönnt und wurde leicht geschlichtet. Auch der Abschiedskommers unseres Corps wurde in Nonnenwert gefeiert. Anfang August hob der Seniorenkonvent freundlicherweise, - eigentlich gönnte jeder dem Petri die Ohrfeige, - vor

Ablauf der Zeit den Verruf auf, ich ging noch auf ein paar Tage nach Bonn zurück und dann schied ich, um eine grössere Reise nach der Schweiz und nach Italien zu machen, zu der mein Vater mir die Mittel geschickt hatte.

Nun kommt noch eine hässliche und doch auch zugleich gute Geschichte. In Heidelberg auf der Durchreise wurde mir meine Briefftasche mit dem Ministerialpass und etwa 200 M Reisegeld gestohlen. Ich hatte auf einem Commers, zu dem ich geladen war, unvorsichtigerweise meinen Rock, in dem die Briefftasche steckte, ausgezogen. Als ich ihn wieder anziehen wollte, fehlte die Briefftasche. Zuerst schwieg ich und suchte umher; Die Sache war delikater; denn nur ein Student konnte der Dieb sein, ich war ja mit niemand anders in Berührung gekommen. Am andern Morgen lief ich zur Polizei, der Fall machte Aufsehen genug, aber das Geld blieb verschwunden, ich hatte nur noch 50 oder 60 M in der Börse, mit denen ich nicht weit kommen konnte. So schrieb ich an meinen Vater und berichtete, ihm, was mich betroffen.

Ich muss es selbst gestehen, es lag nicht so gar fern, und das flüsterten denn auch gute Freunde in Stettin meinem Vater zu, dass ich das Geld durchgebracht und die Mär von dem Diebstahl nur erfunden haben möchte. Aber mein Vater kannte mich besser. Seine Erziehung basierte auf festem Vertrauen zu den besseren Selbst seiner Söhne und führte in<sup>A</sup> dahin, uns unbedingten Glauben zu schenken und uns möglich freie Hand und frei gehen zu lassen. Namentlich auch befolgte er diesen Grundsatz in Bezug auf den

Finanzpunkt, und er hat das nicht zu bereuen gehabt; wir sind weit sparsamer gewesen und haben weniger gebraucht, als wenn er uns knapp gehalten und uns genötigt hätte, ihm hier und dort einen Zuschuss auszudrücken und übriges Schulden zu machen. Ich meinestills habe keinen Pfennig auf der Universität sitzen lassen, -- und so stehen wir ja auch miteinander, mein Ernst! --

Mein Vater schickte mir das Geld gleich wieder und erwähnte in seinem Briefe des gegen mich laut gewordenen Verdachtes mit keinem Wort; ja er bedauerte mich mehr wegen meines Unfalles, als daßs er mich tadelte; doch ermahnte er mich freundlich zu grösserer Vorsicht. Wie dankte ich ihm das, und wie hob mich sein Vertrauen!

Drei oder vier Jahre waren seitdem vergangen, ich lebte als Referendar im Hause meiner Eltern, da kam eines Abends mein Vater in meine Stube und sagte zu mir: "Ich erhalte da so eben einen anonymen Brief mit der Bitte die Einlage demjenigen meiner Söhne auszuhändigen, der im August 1834 durch Heidelberg gereist sei und Konrad heisse; es sollen 100 M dabán liegen, was hast du für Geldgeschäfte?" Ich öffnete den eingelegten Brief und las ihn nicht ohne Bewegung. Der Bieb, ein Heidelberger Student damals, entdeckte sich mir und schickte die Hälfte des Raubes auf Abschlag, mit der dringenden Bitte, ich möchte ihm verzeihen. Ihm hätte, so schrieb er, das ungerechte Gut auf der Seele gebrannt, er wäre in die Welt gegangen, um

seine Tat zu vergessen, hätte in der Schweiz, in Frankreich, in England gelebt und in Algier in der Fremdenlegion gedient. Niemand wäre im Stande gewesen, ihm seine Schuld zu beweisen, und doch habe er nirgend Ruhe gefunden. Nun sei er nach Deutschland zurückgekehrt, und es gebe keine andere Rettung für ihn, als dass er sich mir entdeckte. Stieße ich ihn zurück, so wäre er verloren, ich möchte ihm aber die Hand reichen, an der er sich wieder aufrichten könne.

Oben in der Wohnung meiner Eltern war die Familie versammelt; ich las dort, natürlich mit Verschweigung des Namens, den Brief vor. Niemand konnte eine gewisse Erhebung verbergen. Die Macht des Gewissens trieb hier einen Schuldigen zu einem höchst gewagten Schritt, der möglicherweise ihn seine ganze äussere Existenz kosten konnte. Von mir und dass ich nun doch auf jeden Fall meine Rechtfertigung gefunden, war keine Rede, - ich dachte selbst nicht daran.-

Der Schreiber des Briefes, dem ich übrigens früher nicht näher stand, war nicht gerade schlecht aber eine furchtbar leichtfertige Natur. Ich antwortete ihm ernst, doch beruhigend. Nun wollte er mich durchaus sehen und ich musste ihm keine Zusammenkunft in Berlin versprechen. Diese fiel nun sehr absonderlich aus. Nachdem der Mann die bittersten Tränen vergossen hatte, betrank er sich bei unserem gemeinsamen Mittagmahle gänzlich und erzählte mir in heftigster Selbstanklage lauter abscheuliche Geschichten von sich, die zwar nicht so

schlimm waren, wie die mit mir aufgeführte, indessen doch immer hässlich genug. Ich urteilte nicht unrichtig, wenn ich ihn für völlig unrettbar erachtete. Die zweiten 100 M., die er mir auchentwendet hatte, sollten mir bald von ihm erstattet werden, ich habe sie aber, trotzdem ich ihn erinnerte, niemals erhalten. Der Lump lebte noch eine ganze Reihe von Jahren in Leipzig, wo er sich durch Tagesschriftstellerei ernährte. Er schrieb (mir) einen ganz guten und fließenden Stil und hat ein paar Bücher herausgegeben, die gelesen wurden. Später ist er verschollen.

## 10.

In Berlin.

Von meiner Reise durch die Schweiz und Oberitalien Euch zu erzählen, ist hier nicht der Ort. Ich bemerke nur, dass ich über Strassburg nach Luzern und von dort längs des Vierwaldstätter Sees bis Realp, dann über die Furska, Grimsel, Wengernalp nach Interlaken ging. Von hier zog ich über Bern in die südliche Schweiz, Neuchâtel, Lausanne, Genf, dann durch das Chamonnitäl über den Simplon nach Italien. In Mayland und Genua la superba blieb ich je 8 Tage, in Florenz, wo ich <sup>mit</sup> dem Dichter, Grafen Platen-Hallerninnd zusammentraf, 4 bis 5 Wochen. Endlich kehrte ich über Bologna, Venedig, Wien nach Berlin zurück; ich glaube, es war am 2. November, als ich in Berlin anlangte. Dass diese Reise die mannigfachsten Eindrücke in mir zurückliess und mich vielsei-

tig bereicherte, könnt Ihr ermessen. In Berlin hielt ich mich nicht als Student und geriet etwas in das gesellschaftliche Treiben grösserer Städte. Doch die zerstreuende Abwechslung, welche Tanzvergnügen, Musik, Theater, erfreulicher Umgang mir gewährten, vermochte meine grosse Sehnsucht nach Hause zu meinen Eltern, meinen Geschwistern nicht zu vermindern. Ich zählte die Tage bis Weihnachten, wo auch mir der Christbaum in alter lieber Gewohnheit wieder brennen sollte, wo ich sie wiedersehen und an das Herz drücken sollte, den geliebten Vater, die Mutter, die Therese, meine Brüder, die ein gütiges Geschick alle gesund und wohlauf erhalten hatte, während ich in der Fremde war.

Ich kann es nicht aussprechen, mit welcher Wonne ich am 20. Dezember Abends in den Postwagen stieg, der mich nach Stettin bringen sollte. Die ganze Nacht während des Halbschlafs schwebten alte liebe Bilder vor meinem inneren Auge vorüber, und als nun am Morgen der Postwagen das Steinpflaster erreichte, durch das Stadttor fuhr, da wusste ich kaum mich zu fassen vor Freude und Rührung.

Otto, der nun schon Referendarius war, holte mich von der Post ab. Die Grosse Domstrasse, das alte Haus, sie sahen ja noch ebenso aus, wie sonst, und die Haustür klingelte noch in demselben Tone, + ich hatte ihn unter tausenden heraus erkannt, — Axur bellte wie verrückt und sprang an mir auf, unsere Leute drückten mir die Hand, Therese, meine Mutter umhalsten mich mit lautem Freuden- und Liebesruf, und oben an der Treppe stand mein Vater und schloss mich fest

fest in seine treuen Arme. Erst nach einer ganzen Weile sagte er: Bist Du wieder da, mein Junge? und dann sah er mich ernst und liebevoll an mit seinen gütigen Augen.

Wer nie die Rückkehr in sein Vaterhaus gefeiert hat, der hat eine der schönsten Lebensstunden nicht gelebt.

Als ich nun aus Mantel und Schal herausgeschält war und in die warme Stube trat, wo die Spiritusflamme unter der Kaffeemaschine brannte, da musterte erst die Mutter meine äussere Erscheinung. Die Narben im Gesicht und den blonden Schnurrbart hatte sie gleich heraus. Mein Vater stand in der Fensternische, die Pfeife mit dem grossen dunkelbraunen Meerschamkopfe in der Hand, - sie wahr ihm ausgegangen, - und blickte schweigend auf mich. Dann sagte er, als meine Mutter über die Narben etwas wunderte: Ei lass' nur, Mutterchen, er hat noch sein altes gutes Gesicht.

Und doch bemerkte ich während der folgenden(Ta) Weihnachtstage, dass mein Vater mit meiner Auffassung in dieser und jener Richtung nicht so einverstanden war, wie ich es gehofft und gewünscht hätte. Es ist auch wahr: sehr bescheiden erwies ich mich nicht, etwas obenhinaus, leicht erregt, zum Diskutieren und Absprechen geneigt, mit einigen Begriffen von Gesellschaft und Leben, welche in das solide, jedem Schein fremde, echt bürgerliche Elternhaus nicht passten.

Am Weihnachtsabend fand ich auf meinem Tisch einen versiegelten Brief von der Hand meines Vaters, ich bewahre ihn noch auf und teile Euch im Nachstehen-

den den Hauptinhalt desselben mit. Voranschicken muss ich, dass mein Vater, der das viele Reden und die mündlichen Ermahnungen, welche man möglicherweise doch in den Wind schlug, nicht liebte, meinen Brüdern wie mir bei unserem ersten Scheiden aus dem Hause jedem einen Brief mitgab, den man wohl einen Lehrbrief im höheren Sinne nennen könnte. Der meine steckte in der Briefftasche und war mir mit dieser zugleich in Heidelberg, wie schon erzählt, abhanden gekommen. Zum Ersatz diente der Neue vom 24. Dezember 1834. Er ist mit fester Hand geschrieben, keine Wort darin ausgestrichen oder verändert und lautet im Wesentlichen, wie folgt:

" Mein lieber Sohn Konrad! "

Ein unglücklicher Zufall hat Dich der Zeilen beraubt, welche Dir die väterliche Liebe mit auf den Weg gab, als Du zum erstenmal das Elternhaus verliessest, um <sup>selbstständig</sup> in die Welt zu treten. Du hast inzwischen den ersten Teil Deines akademischen Lebens, denjenigen, in welchem Du der durch deutsche Sitte eingeführten Studentenfreiheit geniessen solltest, beendigt. Ein neuer Zeitabschnitt beginnt mit dem zweiten Teil desselben, mit dem Aufenthalt auf einer Universität, deren ganzes Verhältnis jene Ansicht des Jugendlebens nicht gestattet, und wohl ein heiteres Wesen, aber nicht jene freilich oft gemissbrauchte Ungebundenheit erlaubt, welche den kleineren Universitätsstädten eigentümlich ist.

Damit Dir die früheren Worte der Liebe nicht ganz verloren gehen, damit Du wenigstens einigen

Ersatz dafür haben magst, lege ich den kleinen Geschenken des Weihnachtsabends, an dem wir wieder einmal Alle beisammen sind, (und wer mag wissen, ob es uns wieder so gut wird?) diese Zeilen bei, die Dir zwar nicht meine unwandelbare Liebe, deren Beweises Du nicht bedarfst, wohl aber beweisen sollen, dass Euer Wohl mein stetes Denken ist, auch in den Stunden der Nacht, in welchen meine zunehmenden Jahre den "treuen Jugendfreund Schlaf" mir abwendig machen.

Du hast dem Studentenleben und den daraus erwachsenden Lebensansichten mehr Geschmack abgewonnen, als ich bei Deiner Abreise glaubte, - doch nicht mehr als dass die Reinheit der Sitten, deren Erhaltung der Zweck unserer Erziehung war, dabei ungefährdet bleiben können, und ich bin herzlich erfreut, Dich in dieser Beziehung ganz unverändert Dein Vaterhaus wieder betreten zu sehen. Wohl mag jetzt die feinere Verführung einer grossen Stadt der Unbefangenheit eines jugendlichen Gemüts Gefahr bringen; doch zweifle ich nicht, dass auch da Dein gesunder Sinn Dich auf dem richtigen Wege erhalten wird, zumal der Gedanke an Deinen Vater und an uns Alle den religiösen Gesinnungen zur Seite steht, die wir Eltern mehr als äussere Religionsübungen bei unseren Kindern gepflegt und praktisch lebendig zu erhalten gesucht haben.

So gewiss ich hierbei meiner Sache bin, so gewiss bin ich deren auch darin, dass Deine Ansichten des Studentenlebens und des Lebens überhaupt sich allmählich modificieren und zu einem solchen Bilde

gestalten werden, wie es der Staatsbürger, - der Philister der Form nach, - auffasst, ohne ein Philister im Wesen zu werden, ohne von einer liberalen Gesinnung mehr wegzuschneiden als die Auswüchse, welche die jugendliche Kraft getrieben. So wird es auch Dein Fall sein. Du wirst, vielleicht ohne, dass Du Dir dessen selbst deutlich bewusst wärest, schon während Deines Lebens in Berlin und noch mehr wenn Du späterhin in den Staatsdienst trittst, Deine Ansichten allmählig ändern. Ich rechne dahin besonders die Begriffe von Ehre und Mut. Mein lieber Konrad! es gehört, wie Du einer langen Erfahrung glauben magst, nur zu oft mehr Mut und Kraft dazu, dem Schlechten, dem Unredlichen, dem Bösen in der bürgerlichen Welt mit Ruhe und Fassung ohne an sich zuerst zu denken aber doch auch ohne mit ungeprüften Mitteln im Wahn von Grossherzigkeit einen unzweifelhaft vergeblichen Kampf zu beginnen, - entgegen zu treten, und auch bei ungünstigen Umständen tenax propositi auszudauern als mit einem Hieher einige Gänge zu machen.

Der Arm, der sonst den Hieher rasch geschwungen, dass er zum Kampf des Lebens sich gestählt, vertauscht dann seine Stelle im Leben mit dem Kopfe, der nur zu oft schwere Kämpfe zu bestehen hat.

Dieser allmähliche Übergang soll Dein Berliner Aufenthalt bilden. So sieh ihn an und entwöhne Dich(nach und nach von den Begriffen der ersten jugendlichen Freiheit, die sie sich von der Ehre und vom Mute bildet, - von Eigenschaften in Betreff deren Deines Vaters Sohn nicht zu zweifeln hat, dass sie ihm einwohnen. Dies wird Dir um so leichter sein, wenn Du die

Reizbarkeit möglichst bemeisterst, die in Dir vorwaltet und die Neigung, eine einmal, und oft flüchtig - aufgefasste Ansicht für unbestreitbar richtig zu halten. Nur zu oft irrt selbst das Alter, wenn ihm auch die Erfahrung zur Seite steht, um so leichter die Jugend, welche ihre Meinung, statt sie aus den Dingen ausser ihr zu abstrahieren, aus ihrer eigenen Leidenschaftlichkeit hernimmt.

Deine Studien wirst Du fleissig und nach freier Ansicht treiben, nicht für die künftigen Prüfungen, sondern für die Ausbildung und Kräftigung Deines Geistes und Deines inneren Menschen; Sorge dabei stets für gründliches festes Wissen, doch ohne zu glauben, dass Du den Gegenstand erschöpft hast. Wo Du aber etwas schriftlich zu erfassen hast, da setze die Feder nicht eher an, als bis Du den Gegenstandes so weit Herr bist, wie Du nach Lage Deiner Kenntnisse und nach Deiner Stellung zur Sache es sein kannst.

Bei der Möglichkeit, dass es Dir dereinst vorteilhafter sein könnte, statt des Justizdienstes Dich der Verwaltung zu widmen, versäume nicht, einen Teil Deiner Zeit auf staatswissenschaftliche Studien zu wenden. Alles was man kennt und lernt, ist ein Gewinn, - selbst bei der eigentlich juristischen Ausbildung, da die Justiz ihre Mitwirkung in alle Teile des bürgerlichen Lebens hinaus erstreckt; auch abgesehen von dem Vorteile, den eine allgemeine Bildung

immer gewährt.

Die Gunst der Natur hat dir einiges Talent für die Musik, und was noch mehr wert ist, wahre nicht erkünstelte Freude an derselben verliehen. Erleue Dich dieser Begleiterin durch das Leben als einer Freundin, die Deine Mussestunden ausfüllt und trübe Stunden aufzuheitern sucht. Dass die Musik nie ein Mittel zur Befriedigung oder Erregung lästiger Eitelkeit für Dich sein wird, glaube ich zu wissen; doch sei andrerseits nicht zu abstossend, wenn es hier und da darauf ankommt, durch ein wenn auch nicht bedeutendes Talent, anspruchslos doch nicht aufdringlich zur Erheiterung eines geselligen Kreises beizutragen. Das Gegenteil artet leicht dahin aus, den Schein eines künstlerischen pretiösen Wesens zu geben, - oder vielleicht es zu sein.

Doch genug, - damit ich nicht in den Fehler der zunehmenden Jahre, in diejenige Weitschweifigkeit falle, die selbst der besten Absicht ihre Wirkung nimmt; während das Gefühl für das rechte Mass, diese unschätzbare Gabe des Himmels überall den rechten Punkt trifft und jene wahre Höflichkeit gewährt, die zum Herzen spricht, weil sie von innen kommt.

So ziehe denn noch einmal aus dem Vaterhause und kehre dereinst in gleichem Verhältnisse vorgeschritten, wie seit Deiner vorigen Abreise, zurück.  
zu

Deinem  
ewig treuen Vater.

Nachdem ich gelesen, war ich halb freudig, halb

schmerzlich bewegt, - Ihr könnt Beides begreifen. Inwiefern der Brief meine Individualität einigermaßen unterschätzte, wie ich damals annahm, indem er aus den raschen und lebhaften Äußerungen eines frischen 20jährigen Studenten einen zu ernsten Schluss auf dessen Gesamthalt ableitete und indem er der Besorgnis Ausdruck gab, ich könnte mich zum Nachtheile meines eigentlichen Berufes durch anderweitige Neigungen und Bestrebungen, namentlich durch die Musik zu sehr zersplittern, lasse ich unerörtert. Auf der anderen Seite aber berührte mich die volle Liebe, die auf jeder Zeile hervorleuchtet und das Vertrauen in die Reinheit meines Charakters, welches er zu erkennen gibt, auf das innigste.

So kehrte ich Anfang Januar nach Berlin zurück. Der Winter verging mir rasch. Ich besuchte viele Gesellschaften und auch möglichst oft, soweit es meine Kasse erlaubte, das Theater. Die meinen Eltern nahe befreundeten Familien des Staatsrates Köhler und des Geheimrates Bethe, damaligen Direktors in dem Schuermann'schen Ministerium nahmen mich freundlich auf; auch in der Brauchitsch'schen Familie war ich wiederholt. Es war ein ganz munteres Leben. Musik, Tanz, geistreiche Cirkel, zuweilen auch Kneipe mit alten Freunden aus Heidelberg und Bonn. Ich war sehr frisch und mir "an den Wagen fahren" zu lassen bin ich niemals geneigt gewesen, habe es auch heute noch nicht recht gelernt. Es war in einer Gesellschaft bei Köhler's, neben mir bei Tische sass die liebenswürdige spätere Gemahlin des Geheimrates und Ministerial-Direktors Östreich, die ich sehr gern mochte und mög-

lichst angenehm zu unterhalten suchte. Vielleicht war das ihrem Nachbarn auf der andern Seite, einem Privatdozenten an der Universität, - ich verschweige lieben seinen Namen, + nicht recht: denn als ich der Frau Östreich erzählte, ich hätte gestern gegen Abend an meinem Fenster stehend plötzlich die Flammen aus dem Dache des gegenüberliegenden Hauses herausschlagen sehen, und als ich nun das Fenster aufgerissen und "Feuer, Feuer!" auf die Strasse hinuntergerufen, wären die Leute erst lächelnd vorbeigegangen, indem sie wohl geglaubt, ich machte mir einen schlechten Witz: - Da bemerkte der Privatdozent: Ja! man ist von den jungen Herren dergleichen schlechte Witze gewohnt. Da liess ich nicht stecken, ich bog mich hinter meine Nachbarin zurück und klopfte dem Privatdozenten auf die Schulter, indem ich ihm mimisch zu erkennen gab, dass ich ihm leise etwas sagen wollte. Er neigte auch sein Ohr zu mir hin und ich flüsterte ihm nun herzlich zu: "Flegel!" Er fuhr mit dem Kopfe zurück und blickte auf seinen Teller, ich war sehr gut gestimmt und unterhielt mich mit meiner Nachbarin weiter. Gefolgt ist aus dem Vorfalle nichts weiter; ich bin dem Privatdozenten noch sehr oft begegnet, und wir sind mit vieler Höflichkeit an einander vorübergegangen. -

Zu Ostern kam mein Freund Emil von Lieven nach Berlin. Wir mieteten uns eine gemeinschaftliche Wohnung und hausten das ganze folgende Jahr bis zum Ablaufe meiner Studienzeit miteinander. Ich

hatte den lebenswürdigen und strebsamen Lieven sehr lieb; wir studierten Philosophie mit einander und lebten in voller Eintracht. Er gehörte einer vornehmen lievländischen Familie an, sein älterer Bruder war schon damals General und wurde in der Folge General-Adjutant des Zaren, - ich habe aber niemals auch nur eine Spur von Adelstolz und Hochmut in dem bei uns gewöhnlichem Sinne an ihm bemerkt, - vielleicht weil es in den russischen Ostseeprovinzen in einem gebildeten Mittelstande ziemlich fehlt und die Kultur, dem Bauern- und Handwerkerstande gegenüber vornehmlich durch die Edelleute vertreten wird. Emil war durchaus ein Kulturmensch. Seine ganze Erscheinung, seine Russen Formen, seine Grundsätze und seine wissenschaftlichen Bestrebungen, Alles war an ihm angenehm und erfreulich. Nur in einem Punkte schlug bei ihm der Russe jedesmal und zuweilen in höchst auffallender Weise durch, das war der soziale Ehrpunkt. Glaubte er, dass ihm jemand zu nah getreten sei, dann war er sofort mit Pistolen bei der Hand; man erkannte die sonst friedliche und harmlose Natur gar nicht wieder, er wurde leidenschaftlich und geradezu blutdürstig. "Blut muss ich sehen, Blut"! rief er mir einmal in Wut zu, als er sich von einem anderen Kurländer beleidigt glaubte, und es kostete mich viele Mühe, ihn nur einigermaßen zu beruhigen. Er hat sich auch mehremal auf Pistolen duelliert.

Im Herbst kam Emil zum Besuche in mein väterliches Haus und blieb da etwa 14 Tage. Er lebte

sich ganz bei uns ein, und gewann sich ausnahmslos alle Herzen; auch "Fräulein Theres", wie er mit kurischem Akzent und sehr scharfem "r" meine Schwester nannte, war ihm sehr gewogen.

Wir sind seither in Verbindung geblieben und haben uns dann und wann geschrieben. Lieven besitzt das Gut Masenpoth in Kurland und ist jetzt "Oberhauptmann" seines Bezirks. Im Jahre 1862 kam er mit seiner Gattin, einer geborenen von Firks und mit 3 lieblichen Töchtern nach Deutschland und blieb mehrere Tage bei uns. Es waren schon 26 Jahre, seit wir uns nicht gesehen hatten. Früher ein blühender, auffallend hübscher Mensch, war er schon ganz grau geworden und hatte etwas Starres in seinen Zügen und seinem ganzen Wesen, als ob er so recht aus der Eisregion käme, wo das rascher pulsierende Leben stockt und gefriert.

Es ist fraglich, ob Jugendfreunde nicht ihr Jugendbild festhalten und sich daran genügen lassen sollen? Die lange Trennung, die verschiedenen Lebensverhältnisse und Interessen bringen sie innerlich doch mehr oder weniger auseinander, und es fällt dann schwer, zumal in kurzen Tagen des Wiedersehens den innigen Vereinigungspunkt wieder zu finden. Für meine inzwischen weit fortgeschrittenen politischen Auffassungen hatte Lieven kein Verständnis, von der Entwicklung Deutschlands keinen rechten Begriff, - die russische Granzsperrre auch gegen deutsche Geisteserzeugnisse war so strenge, dass er von(nur) allen Dem, was bei uns vorgegangen, nur das rein Äusserliche

wusste. Er sass noch fest bei der in Russland erst kürzlich bewirkten teilweisen Bauernemancipation, welche wir in Deutschland ganz und vollständig schon 50 Jahre hinter uns hatten. Da konnte ich nun wieder nicht mit, es lag mir allzufern, was die Seele des Freundes so sehr erfüllte.

Indessen die alte Heigung war noch wach, und Emil's sehr liebenswürdige und musikalische Frau befreundete sich rasch mit meiner Ida, Eurer Mutter. Auch die Töchter waren reizend, die jüngste 16jährige ein reines Sonntagskind, die älteste Cornelia ein liebenswertes Geschöpf mit einer Gemüths- und ästhetischen Bildung, wie man sie bei den jungen Damen der pommerschen Aristokratie schwerlich finden wird. Cornelia hat nachher einen Kurländer, Robert von Bolschwingh geheiratet. Der Brief, den sie nach ihrer Verlobung an meine Frau darüber schrieb, ist mit das Lieblichste, was ich jemals gelesen habe, so wahrhaft und poetisch zugleich, so jungfräulich schüchtern und doch so liebeentflammt.

Bevor Lieven im Herbst 1835 nach Stettin kam, war ich, Anfang August an die Ostsee nach Swinemünde gegangen, wohin es mich lebhaft zog. Mich erquickte nach der Staubatmosphäre der grossen Stadt der frische Atem des Meeres, ich lag oft in den Dünen und schaute dem Wellenspiele zu, ich spähte nach den Fischerbooten hinüber, die dort ihre Netze warfen, nach den Seegeln am Horizont, die das Schiff in ferne Lande führen, und liess mich durchwehen von dem kühlen Seewind.

Eines Spätnachmittags sass ich in der Vorhalle des Gesellschaftshauses und rauchte mein kurzes Pfeifchen. An der Veranda, nicht weit von mir stand ein hochgewachsener Mann und schien mich zu betrachten. Mäh incommodierte das schon und ich wollte aufstehn und mich entfernen, da trat der Fremde zu mir und redete mich an. Ich gab ihm kurze Antwort; aber der Mann war doch geeignet mich zu interessieren, seine ganze Erscheinung, seine Ausdrucksweise hatten etwas durchaus Besonderes, und die Gegenstände, auf welche er das Gespräch zu leiten wusste, liessen mich bald erkennen, dass ich es mit einem Manne von Geist zu tun hatte.

Es war der Freiherr von Ungern-Sternberg, der sich durch mehrere Novellen und Romane schon einen Namen in der schönen Literatur gemacht hatte. Wir wurden näher bekannt und sind es viele Jahre hindurch geblieben. Unsere innersten Naturen, unsere Lebensverhältnisse, unsere Lebensanschauungen waren grundverschieden, so auseinandergehend, wie sie bei zweien Menschen nur gedacht werden können. Dennoch leugne ich nicht, dass Sternberg auf mich, der noch im vollen Werden und Wachsen begriffen einen nicht unerheblichen Einfluss ausgeübt hat. Ich war viel mit ihm zusammen. Seine kalte, feine und vornehme Form, durch welche dann und wann wie(uns) ein betender Sonnenstrahl, ein Zug warmer Herzlichkeit und tiefer geistiger Erregung hindurchwehte, seine dichterische weithin schweifende Phantasie, sein prächtiges Zeichentalent machten mir den Verkehr mit ihm an-

genehm und ergiebig.

Sternberg war der Sohn eines reichen estnischen Edelmannes und in allem Luxus der vornehmen russischen Adelsfamilien erzogen. Im Sommer lebten seine Eltern auf ihren Gütern, im Winter in Petersburg, wo sie ein grosses Haus machten. Sein Vater fiel dann in Ungnade bei dem Zaren und wurde aus Petersburg so - dann gar aus dem ganzen russischen Gebiete verwiesen. Das Nähere hierüber ist mir entfallen. Die Güter in Estland gelangten an seine Seitenlinie, die Familie Sternberg's zog nach Paris, wo sie in der altgewohnten Art weiter lebte und das aus dem russischen Schiffbruche gerettete Vermögen nach und nach aufwendete. Als Sternberg's Vater starb, kamen auf des Sohnes Teil nur noch 30,000 Rubel, für bescheidene Ansprüche genug, für eine Gewöhnung wie die seine, indessen viel zu wenig. Schien es ihm doch jetzt noch ganz unmöglich ohne Bedienten sich zu behelfen und anders als im Gasthofs zu leben, wo jede russere Unbequemlichkeit und Sorge ihm fern blieb.

Dieser Bediente, übrigens, ein gemütlicher Schwabe, den Sternberg aus Stuttgart mitgebracht hatte und der seinem Herren sehr ergeben, alle Interessen desselben teilte, war wirklich ein origineller Mensch. Er machte auch Gedichte und zwar sehr wunderbare, höchst ausschweifende Phantasiestücke. Mir kam das Paar immer, wie Don Juan und Leporello vor: wie der Herr, so der Diener. Das Eine der Leporello-Gedichte hub an: "Da sitzt die einsame Katz', es träufelte glühend's Pech auf ihrer Glatz". Bei der

"Katz" schwebte ihm wohl Tiesis gestiefelter Kater vor, den er kürzlich gelesen hatten, nur dass er mit seiner Neigung für das weibliche Geschlecht den Kater in eine Katze verwandelte. Auch die Einsamkeit der Katze liess sich auf dem Heine'schen "einsamer Fichtbaum im Norden auf kalter Höhe" der ihm sehr imponierte, erklären. Wer aber dem armen Vieh das glühende Pech aufträufelte und wie dasselbe zu einer Glatze kam, das konnten wir nicht ermitteln.

In Berlin wohnte Sternberg im Hotel de Rome in 2 kleinen aber eleganten Zimmern und hatte dafür enorm zu bezahlen. Die Rechnungen indessen bezahlte der allerdings ganz ehrliche Bediente, der die Kasse führte. Sternberg selbst bekümmerte sich nicht darum, er wollte nichts damit zu tun haben.

Zur Teestunde bin ich oft zu ihm gegangen. Er rauchte selbst nicht, aber wenn ich kam, so konnte ich sicher sein, dass gleich sein Diener erschien und mir auf silbernem Teller eine ausgezeichnete Havannazigarre präsentierte. Diese kleinen Aufmerksamkeiten des geselligen Lebens sind so wohltuend, und für den, der sie gewährt, so ausserst leicht. Natürlich habe ich die Zigarre so diskret behandelt, dass der Dampf nicht lästig wurde.

In diesen angenehmen Stunden, die sich oft bis zur Mitternacht ausdehnten, unterhielten wir uns trefflich, lasen uns, wenn nicht noch anderer Besuch kam, dies und jenes vor und teilten uns mit,

was wir selbst erfunden oder im Plane hatten. Manchmal sang ich Sternberg auch etwas vor; Opernarien und dergleichen mochte er nicht, er bat immer um die einfachen Weisen der Volkslieder. "Nicht die Balladen", sagte er, "singen Sie mir lieber die herrliche Adelaide von Beethoven". Dann sass er still in seiner Sofaecke, in sich gekehrt, wie in tiefem Traum. Als wir im Frühjahr uns trennten, legte er ein Blatt des Abschiedes in meine Mappe, auf dem geschrieben stand:

"Lass' ein Zeichen Dir gefallen,  
Lass' hier meinen Namen stehn, -  
Wenn vom Baum die Blätter fallen,  
Mag auch dieses Blatt verwehn.  
Tor ist, wer im engen Raume  
Dieser Zeiten weiter strebt,  
Hat er am Erinnerungsbaume  
Einen Sonnentag erlebt."

Sternberg's Äusseres wollte mich zuweilen an das von Goethe gemahnen. Er war ein grosser stattlicher Mann mit starker gebogener Nase und geschlossenen Lippen. Sein grosses dunkelblaugraues Auge war etwas verhüllt, er hielt die Wimpern in der Regel gesenkt. Ich habe nachher noch manches Jahr mit ihm korrespondiert, ihn auch später in Weimar und in Berlin ein paar mal besucht. Sein Ausgang war sehr traurig. Es lässt sich denken, dass die 30,000 Silberrubel, mit denen er nach Deutschland übersiedelte, nicht lange vorhielten, er gab sie so nach und nach für seine dringenden

Bedürfnisse aus, ohne irgend welchen Aufwand im gewöhnlichen Sinne des Worts zu treiben und daher auch in dem Gefühl, dass er sich so viel als möglich beschränke und sehr bescheiden und anspruchlos lebe. Nach 6 oder 8 Jahren waren sie denn auch spurlos verschwunden und Sternberg sah sich lediglich auf sein Verdienst als Schriftsteller angewiesen. Das reichte nicht aus, obwohl er sich mehr und mehr zurückzog und zuletzt sich gar entschloss, seinen Bedienten abzuschaffen, was ihm das härteste Opfer schien, das er der Welt bringen konnte. Ich kam damals gerade nach Berlin, als ihn dieser schwere Schlag wegen des Bedienten getroffen hatte; er war ganz geknickt und wandelte in seiner einfenstrigen Stube, welche er in einem Hotel zweiten Ranges nunmehr gemietet hatte, höchst missmutig auf und nieder. Er bedauerte seinerseits den entlassenen Bedienten auf das Innigste und murmelte immer! der arme Mensch, -- tut mir wirklich leid, -- ein so treuer Junge, -- was soll er nun anfangen?!" -- Nun! er wird sich anderweitig vermieten, meinte ich. "So?!" erwiderte Sternberg gedehnt, indem er stehen blieb und mich ansah, -- "ja so! wenn er das nur tun wird!"

Zuletzt geriet er in schlimme Schulden, wurde gar einmal in's Schuldgefängnis gebracht, -- es schien gar keine Hoffnung mehr für ihn vorhanden. Da beschloss er eine wohlhabende Frau zu heiraten. Dies war nun in der Tat eine höchst seltsame Geschichte. Fräulein Louise v. Waldow war nichts weniger als hübsch, auch nicht mehr jung; aber sie wie ihre Mut-

ter pflegten literarische Interessen und versammelten einen geistreichen Cirkel um sich. Zu dem gehörte der Baron Sternberg auch und so kam denn auch diese intimere Verbindung zu Stande. Der junge Gemahl zog in das Waldow'sche Haus, erschien Mittags und Abends im Frack mit Sammetweste in den Gesellschaftszimmern, wollte aber übrigens mit seiner neuen Frau, der er indessen mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und Aufmerksamkeit behandelte, nichts zu tun haben. Er hatte gleich von vornherein erklärt, heiraten wollte er(sie) das Fräulein, aber Ansprüche dieserhalb dürfte sie an ihn nicht machen.

Seine Schulden waren nun freilich bezahlt und er führte ein sorgenfreies Leben, wofür er seinerseits die geistreichen Tee's der Frau von Waldow seniar verschönerte und den Damen seine Arbeiten vorlas. Allein er liebte seine Gemahling ganz und gar nicht, ja sie wurde ihm endlich fast zuwider und nach einigen Jahren trennte er sich von ihr und zog nach Dresden, wo er vor etwa 8 - 10 Jahren an einem Gehirnleiden nach langer Krankheit gestorben ist. -

Dass ich selbst der edlen Dichtkunst gewaltig oblag und mannigfachen ästhetischen und musikalischen Bestrebungen nachhing, wie hätte das anders sein können? Die Gesamtverhältnisse des damaligen gesellschaftlichen Lebens, die ganze der Politik und den öffentlichen Interessen abgewendete Richtung der Zeit führte von selbst darauf hin. Urteile ich recht, so hat dieses Überwiegen des ästhetischen Elementes über das sittliche, der Mangel ernsteren

und tiefer gehenden Strebens in der Jugend, die Beiseiteschiebung des kategorischen Imperativs die Erschütterungen mit vorbereitet, welche Deutschland noch erfahren sollte. Man kann freilich auch umgekehrt behaupten, dass der damalige Gesellschaftsinhalt eine Folge der Stagnation des öffentlichen Lebens war, welche die Regierungen durch ihre schmählichen Demagogenverfolgungen und durch die Vorenthaltung der verheissenden und verbrieften Verfassungsrechte verschuldeten, so dass das Interesse, wenigstens der gebildeten Welt in andere die Fragen des öffentlichen Lebens und des Vaterlandes nicht berührende Gebiete abgedrängt wurde. Das Eine wird das Andere bedingen; die Ursachen der später eingetretenen Folgen nur in einem bestimmten Punkte zu suchen, ist immer misslich, - es arbeitet da Vieles zusammen, greift in einander und unterstützt sich gegenseitig, um die bestimmte Wirkung hervorzubringen. Indessen gewiss ist, dass die Nation in den 20er und 30er Jahren das Bewusstsein von sich selbst verloren hatte, und dass ein gewisses nachgebornes, alexandrinisches Künstler-tum, ein weit verbreiteter Dilettantismus und die Ergebung des Publikums an ästhetische Genüsse und Produktionen im Vordergrund standen und den edleren Kern der Gesellschaft schwächten. Man taxierte die Menschen nach ihren Talenten, nicht nach ihrem Charakter und ihrer sonstigen Tüchtigkeit. Wer keine Talente hatte, wer nicht sang und Klavier spielte, dem liess man links liegen.

Was mich betrifft, so lag auch mir die praktische Politik und das ganze öffentliche Interesse in jener Zeit völlig fern. Meine ursprüngliche Neigung, die mannigfachen Beziehungen, welche sich in Berlin mir öffneten, führten mich von selbst in jene Bahnen und liessen mich zeitweise meine eigentliche und dringende Aufgabe übersehen. Dazu kam, dass ich von je her mehr produktiv als Rezeptiv gewesen bin. Es ist dies, näher betrachtet, keine glückliche Anlage, sie führt leicht zur Überhebung und zur Zersplitterung und verhindert oft das immerhin mühsame Einsammeln des Stoffs und die Ausbildung des positiven Wissens, auf deren Grundlage allein sich etwas Tüchtiges leisten lässt. Ich habe mich, als es noch Zeit war, zurecht gefunden, aber ich habe auch sehr ernst mit mir zu Räte gehen, sehr strenge arbeiten müssen, um das Versäumte einigermaßen wieder einzubringen.

Nun damals also machte ich massenhaft Verse, verfasste eine lange Beschreibung meiner Reise, in der Phantasie und Wirklichkeit bunt durcheinander liefen, und verstieg mich sogar zu einem Drama, welches "Kopf und Herz" betitelt war und den Widerspruch und Kampf dieser beiden Gewalten psychologisch verarbeitete und zur Anschauung brachte. Natürlich kam der "Kopf", der im Grunde ein Bösewicht war, bei der Sache sehr schlecht weg und die Liebe siegte. Ich habe diesen ganzen Kram, in dem ja auch einige Goldkörner gesteckt haben mögen, bis auf einige Rückstände nachher verbrannt.

Von der Rechtswissenschaft, die doch mein Fach sein sollte, wusste ich so gut wie gar nichts. Staatsrechtliche und philosophische Studien hatte ich in München und auch in dem ersten Winter in Berlin mit Eifer getrieben; aber das Jus war mir unaussprechlich langweilig und daher ziemlich unbekannt geblieben.

Dennoch musste die Sache jetzt angefasst werden. Es wurde mir sehr sauer, aber es musste sein; ich nahm mir fest vor und führte es auch durch, gewisse Stunden des Tages unbedingt den Pandekten und dem deutschen Privatrechte zu widmen, und so stopfte ich möglichst viel Material in meinen Kopf. Leben gewann dieses Studium erst, als ich im Sommer Rechtsphilosophie bei Gans hörte. Nun ging mir ein Licht auf; ich verglich das positive Gesetz mit den Resultaten der Philosophie, und dies machte mir nicht blos Freude, sondern befruchtete auch das was ich schon gelernt hatte und noch lernen musste.

Ich war ganz fleissig und es schien mir daher auch nicht unerlaubt, nachdem ich meine Schuldigkeit getan hatte, Abends, ja auch wohl schon Nachmittags zur Abwechselung und Erholung meinen Neigungen nachzugehen.

Vielleicht macht es Euch Freude, bei dieser Gelegenheit auch von einigen interessanten Persönlichkeiten zu hören, mit denen ich in Berührung kam.

Zuerst sei Euch Frau Henriette Palzow genannt. Als ich noch ein Kind war, brachten meine Eltern einmal einige schöne Sommerwochen in der Granig auf der Insel Rügen zu, wo sie den einen Pavillon des fürst-

lichen Jagdschlusses gemietet hatten. Zu derselben Zeit wohnten dort der Professor Wach aus Berlin, der Maler und dessen Schwester die Majorin Paalzow. Die Letztere war eine stattliche und vornehme Erscheinung mit einem kleinen phantastischen Anfluge. Sie sang sehr schön, und war, wie ihr Bruder, von grosser persönlicher Liebenswürdigkeit. Ich meinstenils schwärmte förmlich für sie, ich war entzückt, wenn sie sang, ich schlich ihr nach, wenn sie spazieren ging, um ihr irgend etwas zu tragen, ein Tuch, ein Körbchen oder was sonst. Am Strande suchte ich bunte Muscheln und Stückchen hellen Bernsteins, im Walde pflückte ich Blumen und überbrachte sie ihr als Zeichen meiner Verehrung. Sie erschien mir wie ein Wesen höherer Art und die holde ~~Freundlichkeit~~, die sie mir erwies, bezauberte mich ebenso, wie die köstlichen Märchen und Geschichten, welche sie mir zu erzählen wusste.

Die hellen Sommertage zogen vorüber, wir kehrten nach Hause zurück; aber das Bild der anziehenden Frau blieb unvergessen in meiner Seele. Als ich nun nach Berlin kam, besuchte ich sie. Ihr Lebensschicksal war sehr ernst gewesen. Von ihrem Gemahl, einem rohen Manne geschieden, lebte sie jetzt ganz mit und für ihren Bruder, der selber unverheiratet, sie auf Händen trug. Aber es hatte schmerzhaftes Krankheit sie befallen und in Verbindung mit jenem ehelichen Missgeschick ihren ganzen Wesen den Stempel der Trauer aufgedrückt, der sie denn auch alle Dinge des Lebens nur von der dunke-

len und schreckhaften Seite betrachten liess. Singen mochte sie nur noch selten, ihre früher so volle und klare Stimme war schwach und gedämpft geworden, sie lag meistens auf dem Sopha, wo sie die Besuche näherer Bekannten annahm, zu denen(ich) in Erinnerung jener schönen Tage auf Rügen auch ich mich zählen durfte.

Mir, der ich im Grunde eine frohe und frische Seele hatte, dem bisher doch nur wenig ernstes Leid widerfahren war, mir kam diese Gemüts- und Geistesverfassung eigentlich höchst sonderbar vor. Indessen die alte Sympathie und Verehrung zogen mich doch immer wieder an ihr Schmerzenslager, und wenn die Unterhaltung sich allzusehr in Leidensgeschichten verlor, dann sprang ich mit einer munteren Mitteilung dazwischen, zwang auch der armen Freundin ein Lächeln ab und glich so die Betrübniß wieder etwas aus.

Schon damals beschäftigte sich Hennriette Paalzow mit literarischen Erfindungen, obschon sie(hat- ) noch nichts hatte drucken lassen. Dies war kein geringer Magnet für mich. Später ist Frau Paalzow eine berühmte Schriftstellerin geworden. Ihre Roman *Godwin Castle*, - Jott! wie köstlich! sagten die Berliner, - St Roche und Thomas Tynnau machten, besonders in den vornehmen Kreisen ungemeines Aufsehen und erwarben ihr auch die Freundschaft König Friedrich Wilhelm's IV, der sie an seinen Hof zog.

Als ich im Jahre 1840 als Assessor in Berlin war, bin ich noch ein paarmal bei ihr gewesen. Ihre Gesundheit hatte sich wieder gebessert, aber sie

war mir doch zu vornehm und zu gross geworden, sprach nur von Prinzen u. Grafen und von ihren Beziehungen zum Hofe und es wollte sich das alte gemütliche Verhältnis nicht wieder finden.

Sonderbarerweise lebte die berühmte Schriftstellerin mit der Orthographie auf durchaus gespanntem Fusse, so dass sie ihre Werke von untergeordneten Geistern, die aber mit der Grammatik Bescheid wussten, korrigieren lassen musste. Als ich mich mit meiner Ida verlobte und ihr eine Anzeige schickte, gratulierte sie mir sehr herzlich und fügte am Schlusse ihres Briefes hinzu: "An meinem lieben Röschen (d.h. meine Schwester Therese) müssen Sie mir auch den alten Liebesgruss bestellen." Der Präposition "an" traute sie von je her nicht: schon bald nach unserem Rügener Aufenthalt schickte sie mir einmal ein Kästchen mit Muscheln und schrieb dazu: "Hier, mein lieber Konrad, sende ich Dir einige Muscheln, welche das Berliner Meer am Strande geworfen hat."

Das kleine goldene Perspektiv, das ich besitze, hat mir Frau Henriette auch einmal, ich weiss nicht mehr aus welcher Veranlassung, zum Geschenk gemacht.-

Auch Adalbert Chamisso und Joseph von Eichendorff, die namhaften Dichter, habe ich öfter gesehen. Der alte Kriminal-Direktor Hitzig, Gründer und erster Herausgeber des neuen Pitaval, ein sehr bekannter Mann in Berlin, war der Schwiegervater des Professors und späteren Geheimrates Franz Kugler, meines Jugendbekannten aus Stettin. Bei Kug-

lers, die im Hitzig'schen Hause wohnten, war ich oft, weniger freilich durch Franz als durch seine zarte lebenswürdige Frau dorthin gezogen. Die beiden Hitzig'schen Töchter Clara Kugler und deren Ältere Schwester Eugenie, Gemahlin des Obristen Bayer, waren ausserordentlich hübsch und anmuthvoll, die Bayer konnte man geradezu schön nennen. Sie waren aber auch höchst angenehm und herzensgut, - ich bewahre ihr Andenken in treuer Seele. Wären sie nicht gewesen, ich hätte ihr Haus wohl schwerlich viel besucht. Franz Kugler's, des Kunsthistorikers wissenschaftliche Verdienste sind anerkannt und ich will sie gewiss nicht schmälern. Der Mann selbst aber war für meinen Geschmack zu affektiert und zu absichtlich lebenswürdig. Schon seine Sprechweise hatte etwas geziertes und unwahres und das trat in allen seinen Lebensbeziehungen hervor. Einmal z.B. hatten wir bei Geppert's eine Probe zu einer musikalischen Aufführung, in der Franz Kugler den Bass singen sollte, Alle Mitwirkenden waren versammelt, nur der Basso fehlte und liess uns wohl eine Stunde warten. Endlich erschien er, anscheinend atemlos aber freundlich sich mit der Bemerkung entschuldigend, er hätte von dringendster und drängendster Arbeit nicht fortgekonnt, nun aber mit raschem Entschluss sich doch losgerissen und wolle jetzt curis expeditus recht vergnügt sein. "Was hattest Du denn für eine dringendste und drängendste Arbeit?" fragte ich ihn nachher. "Lass Dir sagen" erwiderte er, "wir Wissenschaftler sind

gequältes Volk, ich schrieb an meiner Kunstgeschichte." Das konnte er doch unzweifelhaft zu jeder Zeit und deshalb brauchte er uns Alle nicht gerade warten zu lassen, als ob wir Andern Nichts zu tun hätten, zumal die praktischen Geschäftsleute, wie der Justizrat Geppert, die in rastloser Arbeit an die Stunde gebunden waren.

Franz Kugler war doch nur ein Dilettant, er malt-e, komponierte Lieder, dichtete und wissenschaftete, Alles nicht so übel, recht talentvoll, aber nichts ganz, nichts aus geistiger Fülle und Grösse heraus, halbes Werk, zersplittetes Wesen, die Signatur der damaligen Berliner Künstler- und Gelehrtenwelt.

Durch Kugler's wurde ich in den Hitzig'schen Gesellschaftskreis eingeführt, der mir aber eigentlich gar nicht zusagte. Ich muss mir den Vorwurf machen, dass, ob schon meine im Ganzen gesunde Natur mich leicht das Richtige fühlen liess, ich doch in gewissen Vorurteilen und Voraussetzungen festgeritten meinen gesunderen Instinkten tatsächlich nicht immer folgte. So war es im Studentenleben, und so war es in minderer Masse jetzt wieder. Ich ging da immer wieder hin und eigentlich waren mir die berühmten Leute da komisch, Alle sehr liebenswürdig und geistreich und doch dabei erschrecklich langweilig.

An einem bestimmten Wochentage fand sich die erlesenste Gesellschaft von Künstlern jeder Art, Schriftstellern, Malern, Musikern, Gelehrten aller

Farben zum Tee bei Hitzig ein. Man kann sich kaum etwas Lahmeres denken. Obenan sass der alte Hitzig mit einem grünen Schirm die Augen gegen das Licht schützend, um ihn herum ruhten auf den Sesseln die berühmten Leute, nur flüsternd und auf die Orakel des Vorsitzenden horchend, der übrigens meistens nur Kriminalgeschichten erzählte, worin er den Andern "über" war.

Einmal unterhielt ich mich unten am Tische lebhaft mit Frau Clara. Da wurde diese mit einmal etwas ängstlich, ich bemerkte das nicht recht und parlierte mit Munterkeit weiter, vielleicht etwas zu laut. "Ach Gott!" sagte Clara nun, "mein Vater richtet seine Rede an Sie!" "An mich?" erwiderte ich "ich habe kein Wort verstanden, ich sitze ja so fern." Plötzlich erhob der alte Hitzig seine tiefe Stimme und rief: "Junger Freund! hören Sie nur zu, da können Sie etwas lernen und sollten urteilen, verstehen Sie, urteilen, Sie haben Strafrecht doch schon gehört?" Und nun folgte eine dumme Geschichte von einem Soldaten der einem Mädchen einen Kuss gegeben und während der Umarmung gleichzeitig ihre Geldkatze mit 2 Talern Inhalt annectiert hatte. Ob das nun Raub mit "Gewalt an Personen" wäre, war die tiefe Frage. Mich ärgerte dies und ich wurde etwas unverschämt, indem ich meinte: "J! wenn der Soldat dem Mädchen einen Kuss gegeben hat, so war dies nur ein Raub im poetischen Sinne, gegen den das Mädchen am Ende nichts einzuwenden hatte, wenn er auch 2 Taler kostete." Der alte Hitzig zuckte die Achseln

Über den ungelehrten Studenten, die berühmten Leute lächelten so etwas.

Eugenie Bayer ist frühe, noch in der Blüte ihres Frauenlebens gestorben. Clara zog nach dem ebenfalls vorzeitigen Tode ihres Mannes nach München zu ihrer an Paul Heyse verheirateten Tochter Margarethe, die ich oft auf den Armen geschaukelt habe. Dort lebt sie noch jetzt nach sehr harten Schicksalsschlägen, die sie noch getroffen, krank, alt und verfallen.

Es lag nahe, dass ich Franz Kugler, der ja stark vom Fache war, dies und jenes von meinen Gedichten mitteilte. Er fand sie so gut, dass er sie Chamisso zur Durchsicht gab, und dieser forderte mich auf, ihn zu besuchen. So ging ich zu ihm. Er war der Meister, aber doch freundlich und aufmunternd und wählte ein paar Gedichte aus, um sie in den von ihm und Gustav Schwab herausgegebenen damals weit verbreiteten Musen-Almanach aufzunehmen. Doch wurde daraus schliesslich nichts; Schwab schickte sie zurück und schrieb auf den Umschlag: "Wie heisst Der? Zittelmann? - seltsamer Name! - ich muss leider Veto sagen, das Manuscript wächst mir über den Kopf."

Ich war etwas niedergedonnert und grollte mit dem Geschick. Mein Vater, als ich ihm davon erzählte, sagte aber liebevoll, indem er mir die Hand auf den Scheitel legte: Lieber Konrad! es wird sehr viel Durchschnittpoesie gedruckt, Du brauchst sie am Ende nicht zu vermehren.

Von Bettina v. Arnim, dem "Kinde", der seltsamen Frau, erzähle ich Euch noch später. Jetzt wird es

Frühling, die Saat sprosst, das Blatt am Baum will sich entfalten. Jetzt geht es nach Haus, in das stille, bürgerliche, einsame Leben zurück, in die Studierstube, in die Arme meiner Familie, zu denjenigen, <sup>Freu-</sup>den, welche das ernstere Streben und eine tiefere Weltauffassung gewähren.

---

Zweiter Teil.

geschrieben im Jahre 1873.

Vorwort.

Als ich den vorigen Teil bis gegen den Schluss geschrieben hatte, da traf mich der schwerste Schlag meines Lebens: meine geliebte Frau, meine Ida wurde mir durch den Tod entrissen. Wie ich das Leben ferner tragen soll ohne sie, die~~x~~ ich so schwer errungen, mit der ich Alles, Alles geteilt habe, - ich weiss es nicht. Ich kann es nicht ausdenken, dass ich auf immer von ihr geschieden sein, ihre liebe Nähe, ihr trautes Wort entbehren, nie mehr in ihr treues Auge sehen soll. Ach! Käthe, Ernst, Valerie! wie leidvoll ist das Leben! In unserem Hause waren wohl die Bedingungen eines gewissen Glückes, soweit man von einem solchen überhaupt reden kann, vorhanden, - ein Schlag des Schicksals nach dem ändern hat uns, unverschuldet, getroffen, fünf hoffnungsvolle Kinder sah ich dahin sinken und nun ist auch die geliebte Gattin, Eure Mutter, mir von der Seite geris-

sen.

Doch mir geziert nicht die Klage. Hat doch die Teure, die ich mit allen Kräften meiner Seele voll und innig geliebt, mich mehr als 30 Jahre hoch beglückt! und Ihr seid mir geblieben, und nehmt meine Sorge und meine Liebe noch in Anspruch. Wäret Ihr nicht, mir würde, obschon ich noch rüstig bin, der Tod willkommen sein; ich habe mich nie vor ihm gefürchtet, jetzt hat er auch die letzten Schrecken für mich verloren. Wo meine Ida und mein Vater, wo meine Kinder sind, da muss es gut sein, dahin möchte ich auch, es ist mein tiefstes Sehnen. - - -

Monde sind vergangen, seit sie von mir schied. Ich suche durch regelmässige Arbeit ein Verhältnis zum Leben wieder zu finden. Und so gehen die Tage, die Wochen, die Monate dahin, so werden die Jahre vergehen, bis das Ziel erreicht ist, nach dem ich aussuche.

In solcher Zeit drängen die dunkeln Fragen nach dem Zwecke dieses ganzen Daseins mit doppelter Gewalt auf uns ein, und wir können sie doch nicht beantworten. Ich suche mich der quälenden Gedanken zu ent schlagen; ich will zurückblicken in die hoffnungsreichere Vergangenheit. Vielleicht finde ich etwas Ruhe, finde Erholung von angestrengter Arbeit, wenn ich meine Aufzeichnungen für Euch fortsetze. Ein grosser Teil meiner Mannesjahre war schön und brachte mir manche Befriedigung und Freude. Wenn das (Lied) Leid mein Haus umfing, meine Ida und ich, wir tauchten doch immer wieder auf und die Liebe half weiter. Mir hat die Na-

tur im Grunde ein heiteres Herz gegeben, ich bin zum Kopfhängen und zum Trauern nicht angelegt und sehe in Menschen und Begebenheiten leicht die tönigste und die scherzhafte Seite. So hatte ich auch Manches Gute noch zu berichten. Ob mir das jetzt noch gelingen wird, das steht dahin. Mir ist das Auge nun getrübt und das Herz ist mir schwer, seit ich das Liebste verloren. Bei längerem Leben und nach harten Schicksalen wird man geneigt, das Leben zumeist in dunklem Lichte zu sehen, ja vielleicht es zu unterschätzen. Es wird daher auch der zweite Teil dieser Aufzeichnungen unwillkürlich eine dunklere Färbung annehmen, als er vielleicht verdient: denn mir sind die Tränen näher als das Lachen, wenn ich in die vergangenen Tage mich zurückversetze, wo meine Ida mir noch zur Seite stand. Aber ich will dem Augenblick vertrauen, er reiset mit fort und gestattet mir wohl noch manchmal freudigen Aufblick, wenn auch der Grundton ernst bleibt.

---

1.

Vier gute Jahre zu Haus.

(Frühjahr 1836 bis 1840)

So war ich denn wieder daheim in den alten lieben Verhältnissen. Es ist etwas Eigenes um den festen Boden, den man unter den Füßen fühlt, wenn man, selbst noch im Werden und Schwanken, wieder im Schutze des väterlichen Hauses lebt, in dem grossen Kreise

seiner Familie, in Pflege und Sorge der Mutter und unter seines Vaters festem Wort und Blick. "Der Zufall gibt den Freund, der Vorteil den Gefährten, wohl dem, den die Natur den Bruder gab."

Wir Einzelnen gingen in Neigungen und Voraussetzungen mannigfach auseinander, an Reibungen und Missverständnissen fehlte es nicht. Und dennoch war die gute Grundlage bei Allem dieselbe, wir fanden auf unseren verschiedenen Wegen immer den Sammelpunkt wieder, wo wir uns die Hände weichen konnten. Gerade so harte Charaktere, wie sie meiner Mutter, meinen Brüdern und mehr oder weniger auch mir eigen waren, treiben es, wenn sie sonst tüchtig und einsichtig sind, gern in Frieden neben einander. Ernstere Zerwürfe gab es in unserer Familie gar nicht.

Es bestand auch kein Zwang des Familienlebens, und mein Vater hielt jede Beschränkung in dieser Hinsicht unbedingt von uns fern. "Geht wohin Ihr wollt", sagte er, "Ihr seid meine wackeren Söhne, ich weiss Ihr werdet nicht fehl gehen." Und was war die Folge dieses weisen Vertrauens, dieser Freiheit, die man uns liess? - es wird schwerlich eine Familie gegeben haben, die so zusammenhielt, wie die unsrige. Das ist auch im Wesentlichen immer so geblieben und ist noch heute so unter denen, die das Erdenlicht noch sehen. Ich bin überzeugt, dass eine Nötigung zum Verkehr, ein Zwang des Zusammenlebens uns auseinander getrieben hätte. Dass dies nicht geschah, verdanken wir der Einsicht und dem richtigen Urteile meines Vaters. --

Ich erhielt die beiden Zimmer, rechts unten, wenn

man von der Strasse auf den Hausflur tritt, als Wohnung angewiesen, das zweifenstrige zur Wohnstube, indem einfenstrigen schlief ich. Hier richtete ich mich ein, stellte den schönen Kisting'schen Flügel, den mein Vater mir geschenkt hatte, meine Bücher, meine Sachen auf, und fühlte mich ungemein wohl. Das Referendarien-examen wurde gut bestanden.

Die 4 Jahre, welche ich nun in meinem Elternhause verlebte, sind hell in meiner Erinnerung angestrichen; ich kehrte nicht blos in das alte Haus ein, ich hielt auch Einkehr in mich selbst. Studentische Regungen blitzten nur so dann und wann einmal auf, im Ganzen wurde ich still und innerlich und arbeitete, zeitweise wenigstens, sehr fleissig. Bei näherer Betrachtung meiner geistigen Beschaffenheit traf ich natürlich auf böse Lücken, welche möglichst auszufüllen ich bestrebt sein musste. Ich fing zunächst damit an, Becker's Weltgeschichte von Anfang bis zu Ende sorgfältig durchzulesen und mir so einen Überblick über die Weltbegebenheiten zu verschaffen, an dem es mir gänzlich fehlte. Dann erfasste mich ein wahrer Schrecken, dass ich den Homer nicht lesen konnte; ich machte mich also an das Griechische. Endlich griff ich wieder zur Philosophie und studierte energisch Hegels Werke.

Daneben durfte die Juristerei nicht versäumt werden und die praktischen Geschäfte des Referendars nahmen mich vielfach in Anspruch. Soldat bin ich nicht gewesen, das hing so zusammen: als ich zur Universität ging, war ich erst 18 Jahre alt, wollte ausserhalb Preussens studieren und liess mir deshalb von den Militär-Behörden

den üblichen Aufschub bis zum 23sten Jahre geben. In Berlin meldete ich mich dann zum Eintritt, man wollte mich da aber, wie ich glaube, ohne Grund nicht annehmen, verlangten vielmehr, ich müsse nun das 23ste Jahr erst abwarten. Als ich aber 23 Jahre alt und mitten im bürgerlichen Leben und von meinen Geschäften und Studien vollauf in Anspruch genommen war, da passte mir das Exerzieren auf dem Paradeplatz nicht mehr recht, ich war zu alt geworden und wir befanden uns ja im tiefsten Frieden. So berief ich mich auf meinen im Gelenk etwas gekrümmten linken Arm, eine Folge jenes Unfalls in meinen Kinderjahren, und wurde zur Reserve gewiesen. --

Unsere Hausordnung war sehr regelmässig und reich an kleinen Freuden. Am Morgen gegen 8 Uhr, im Sommer auch wohl früher, kamen wir in der Wohnstube meiner Mutter zum gemeinschaftlichen Kaffee zusammen. Da stand an den Stuhl gelehnt die alte dicke Pfeife mit dem braunen Meerschauunkopf und den blauen Troddeln von Theresens geschickter Hand aus Perlen gewoben, und auf dem Platze meines Vaters lag der Fidibus von Papier zum Anzünden der Pfeife. Auf dem Tische stand die grosse Kaffeemaschine mit der Spiritusflamme darunter und daneben ein ungeheurer Korb mit Semmel und Zwieback. Axur bekam auf einer Untertasse seine Milch mit Wasser und eingebrocktem Weissbrot; wenn er überplemperte, kriegte er bittere Schelte von meiner Mutter und zog dann sehr betrübt mit eingekniffenem Schwanz ab. Wir nahmen selbstverständlich seine Partie und entschuldigten ihn, indem wir behaupteten, er

könne nicht das Mindeste dafür. "Wie?!" sagte meine Mutter dann mit der ihr eigenen Ausserst nachdrücklichen Betonung, "Ihr wollt ihn noch verteidigen, den abscheulichen Hund? Ihr könntet wohl etwas Besseres tun, als immerfort seine Partie nehmen gegen Eure Mutter; wie sehen nur die Stuben aus von ihm, und kratzt er nicht fortwährend Löcher in die Teppiche?" Dieses letztere bestritten wir auf das Lebhafteste, die Löcher rührten gar nicht von Axur her, behaupteten wir, die kämen bloß vom vielen Reinmachen. "So, vom Reinmachen?" replizierte dann meine Mutter, "wolltet Ihr denn lieber in einem schmutzigen Stall wohnen als in anständigen Zimmern?" Es war dieser Eifer unseres Mütterchens ein höchst eigentümliches Gemisch von Ernst und Spass. Eigentlich konnte sie den Axur nicht recht leiden, aber auf der andern Seite gönnte sie uns auch wieder die Freude und die gute Kameradschaft mit ihm von Herzen, sie meinte es nicht so schlimm. Meinen Vater belustigten diese Auftritte im Stillen ausserordentlich; er sass mit der heitersten Miene dabei, rauchte sein Pfeifchen an, und verzog dazwischen den Mund zu lautlosem Lächeln. War er recht aufgelegt, dann warf er auch wohl gar ein Wort zu Axur's Rechtfertigung dazwischen, was aber Öl in das Feuer goss. Unsere Mutter wandte dann das Auge ernst nach ihm hin und bemerkte: "Auch Du, lieber Mann? es ist wirklich fast zu arg, dass Du Dich beständig auf die Seite der Kinder gegen Deine Frau stellst." War der Streit bis auf diese Höhe geraten, dann brach in der Regel die allgemeine Heiterkeit los, in die unsere liebe Mut-

ter denn schliesslich auch mit einstimmt.

Die Kaffeestunde dauerte so ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Stunden: dann ging Alles seiner Wege, um sich erst Mittags wieder zu treffen. An Sonntagen freilich, wo die Geschäfte etwas ruhten, wurde auch die Kaffeestunde weiter ausgedehnt, dann gab auch mein Vater noch  $1\frac{1}{2}$  Stunde zu und wir traten sammt und sonders an das Fenster, um den Ereignissen auf der Strasse zuzuschauen. Einige von diesen wiederholten sich regelmässig, wir wurden ordentlich verstimmt, wenn sie nicht eintraten. "Weiss der Tausend!" <sup>bemerkte</sup> (brummt) Mein Vater, "die Steinkohlen lässt sich heute ja nicht sehen." Die Witwe Steinkohl war eine Obst- und Gemüsehändlerin, die in der Pelzerstrasse wohnte, auf welche der Blick aus dem Fenster bis zum Schlosse hinausgeht. Sonntag Morgens trat die dicke, ramassierte Frau mit dem roten Gesicht, die beiden Arme in die Seite gestemmt gewöhnlich in ihre Haustür und blickte streitbar um sich. Sie nahm sodann einen Schritt über die Rinne, den ich nicht näher beschreiben kann und stellte sich mitten auf den Strassendamm, Häuser und Menschen mustern. Zuweilen unterhielt sie sich friedlich mit einem Nachbarn oder einer Nachbarin, die irgendwo in einem Nebenhause das Fenster öffneten. Oft aber auch lagen die nachbarlichen Angelegenheiten nicht zu ihrer Zufriedenheit, besonders war das Fegen und die Reinhaltung des Rinnsteines oberhalb- und unterhalb ihres eigenen Hauses angang. Dann wurde sie zornig und es entstand Streit und Zank, -- wir sahen das an den lebhaften Gebärden der Beteiligten. Zuletzt ver-

schwand sie wieder in ihrer Behausung.

Nachdem sie abgemacht war, erschien in der Regel oben in der Felsenstrasse der alte Bachhusea auf seinem Gange zur Kirche. Er hiess für uns "das Thermometer", weil er je nach der Temperatur früher oder später auf seinem Gange sich die Nase schnaubte. Wir schlossen nicht unrichtig, dass je frischer und kälter die Luft, um so eher auch das Bedürfnis zu jener Prozedur eintreten müsse. Die letztere war etwas umständlich. Erst nahm der Alte seinen Spazierstock unter den Arm, rückte den Filzhut auf den Hinterkopf und zog einen Handschuh aus: dann stand er mitten auf der Strasse still und vollführte nach einigen Weiterungen den ersten Angriff ohne ein weiteres Hilfsmittel als seine Hand, in vornübergebeugter Haltung und mit gespreizten Beinen. Demnächst entwickelte er mühsam ein blau kariertes Taschentuch aus der Rocktasche mit dem er die letzte Politur bewirkte. Ehe das Schnupftuch wieder an seinen Ort gesteckt, der Stock in die Hand genommen, der Hut zurecht gerückt war, das dauerte immer eine ganze Weile. Endlich war es so weit und es ging in langsamem Schritte wieder vorwärts mit ihm, indessen nicht ohne Aufenthalt. Begegnete dem alten Bachhusea jemand und grüsste ihn wohl gar, dann musste er ihm jedenfalls nachsehen, was nicht so ohne Weiteres bewerkstelligt werden konnte, sondern erforderte, dass er Halt machte, seine dicke Person, die in der Axe keine rechte Drehfähigkeit mehr hatte, umwendete und dann wohl so noch hinterher

nickte. Auch die Häuser in der Strasse, die Hände, die da herumliefen, die Fuhrwerke, die Läden mussten betrachtet werden, und das war nur so zu machen, dass der Alte dem zu beobachtenden Gegenstände die Fronte zuwendete. Wir zählten einmal vom Schloss bis zur grossen Domstrasse 12 solcher Stationen. Dann wandelte Herr Bachhusen die grosse Domstrasse hinunter und bog in den Kohlmarkt ein, wo er unserem Blicken entchwand. Von da bis zur Jakobikirche, welche sein Ziel war, hätte er nicht mehr weit. "Na, Herr Bachhusen", fragten wir ihn einmal bei einer Späteren Begegnung, "wie war denn heute die Predigt?" "O gut!" erwiderte er, "der Prediger, - wie heisst er doch? - der hat solche laute und deutliche Aussprache!" Was der Prediger gesagt hatte, wusste er nicht mehr recht, es war ihm wohl mehr um die Gemeinschaft der Gläubigen zu tun gewesen.

Auch ein Mann, der nach einen Zopf und dreieckigen Hut trug, der alte Rodenwolät, ging sonntäglich vor unserem Fenster vorüber und wurde mit Interesse von uns betrachtet, - ein steinalter Bürger Stettins, der von alter Gewohnheit nicht lassen mochte.

Aber nun ist es Zeit, sagte mein Vater, nun an die Arbeit! er küsste meine Mutter und ging in seine Stube. Wir andern verzogen uns gleichfalls.

Gegen 3 Uhr wurde Mittag gegessen. Dazu fand auch Tante Minchen von Oben sich ein. Es gab nur zwei Gerichte, aber gründliche: zuerst Bouillon, meist mit dem abgekochten Fleische darin, dann einen tüchtigen Braten oder sonst ein Fleischgericht,

reichlich und gut bereitet. Dahinter kam noch ein Desert, gewöhnlich Obst. Ich persönlich schnitt bei diesen Mahlzeiten am wenigsten vorteilhaft ab, da ich links von meiner Mutter meinen Platz hatte. Rechts von ihr sass mein Vater, der zuerst bedient wurde, dann kam Therese, dann Otto, dann Waldemar, wenn er heimisch war, dann Tante Minchen und zuletzt erst ich. Die Schüssel gelangte also zu allerletzt und nachdem sie die Klippe des ungeheuren Appetits meiner Brüder passiert war, an mich, und ich hatte da zuweilen nur eine traurige Nachlese, sofern meine Mutter mir nicht noch gütig zu Hülfe kam. Ich kann versichern, dass ich z.B., wenn es Hasenbraten gab, niemals ein Stück vom Ziemer mehr bekommen habe. Der jüngste in der Familie ist in diesen Dingen überhaupt im Nachteil und ich fühle mich bewogen bei dieser Gelegenheit zu bemerken, dass ich bei Ausfahrten fast immer auf dem Kutscherbock hassen sitzen müssen und der Fond des elterlichen Wagens mir lange Zeit ein unbekanntes Land geblieben ist.

Mein Vater trank bei Tisch ein Glas Wein, wir Andern begnügten uns mit Wasser. Nur Sonntags oder an Geburtstage) und sonstigen Festtagen wurde auch uns oder geistige Trank gespendet. Wir wussten, mein Vater an der Spitze, alle möglichen Gründe herauszufinden, welche auch an den Wochentagen dann und wann die Bereitung einer Bowle rechtfertigen konnten. Der Eine oder der Andere warf so verloren hin: es ist heute solches Regenwetter, heute könnten wir eigentlich wohl ein Glas trinken, - oder:

der Wein in Onkel Kriminalrats Keller wird jetzt fast schon zu alt, er muss doch bald getrunken werden. Otto rief plötzlich: Heute vor 3 Jahren habe ich mein Referendariensexamen gemacht, dass muss doch eigentlich gefeiert werden. Meine Mutter überhörte diese Sticheleien zuerst immer, dann aber blickte sie mit ernsten Augen um sich. "Es ist recht traurig", hob sie an, "dass Ihr immer und immer trinken wollt." Wir und immer trinken?! sie glaubte das ja selbst nicht. Zuletzt rückte sie denn auch heraus.

"Heute Kinder!" warf mein Vater einmal hin, "wisst Ihr, was für ein Tag heute ist?" Wir wussten es nicht. "Ich will es Euch sagen, es ist der alte Fritz Geburtstag, - was verdient das?" darüber hegten wir nun nicht den leisesten Zweifel, und wie aus einem Munde erscholl es! eine Flasche Champagner! Das war der guten Mutter denn doch zu arg. "Wie? schon wieder trinken und gleich Champagner?" schalt sie, "schämt Ihr Euch denn gar nicht, wisst Ihr nicht, dass im Trinken etwas Materielles liegt, das gebildeten und gesitteten Leute gar nicht würdig ist. Trinken sind die schrecklichsten Menschen. Heute nun gingen ein paar Arbeitsleute hier vorbei und turkelten von einer Seite auf die andere, es war ein abscheulicher Anblick! Wenn ich so meine Söhne einmal sehen sollte, ich überlebte es nicht! - Es ist nicht mein Scherz, es ist voller Ernst; Trinken hat stets Roheit im Gefolge und stellt den Menschen dem Tiere gleich."

"Ich habe aber noch nie gehört", bemerkte mein Vater anscheinend kleinlaut über diese Standrede, "dass Axur Champagner trünke, Wir aber, so mal, - so dann und - wann" -. Sie liess ihn nicht ausreden: "Du auch wieder, lieber Mann!" so wandte sie sich an ihn, der schon wiederholt mit der Serviette sich über das Gesicht gefahren war, um seine Heiterkeit zu verbergen, - "Du solltest mit gutem Beispiele vorangehen, aber Du bist gerade immer der Anstifter, es ist wirklich eine schöne Erziehung!"

"Nun!" unterbrach sie mein Vater, "die Kinder sind ja doch trotzdem alle recht gut geworden."

"O sprich ihnen nur nicht das Wort", versetzte meine Mutter, "gut? was heisst das? ist das gut, wenn man sich so auf das Trinken stellt? wenn Alles nur auf Trinken hinausläuft? Ihr werdet sehen, was die Folge davon ist, - ich werde jetzt den Champagner holen, aber ich wasche meine Hände in Unschuld, ich habe Euch genug gewarnt, - weiter kann ich nichts tun."

Und damit rasselte sie mit ihrem Schlüsselbunde ab und brachte geschäftig aus dem Keller die ersehnten Flaschen. "Unser Mütterchen, unser teures Mütterchen soll leben! hiess es dann, wenn der Wein im Glase perlte, von allen Seiten, wir stiessen mit ihr an und umarmten und küssten sie, und so schwand denn allgemach ihr Unwille, - denn sie war ja selbst dem edlen Getranke gar nicht abhold.

Diesen häuslichen Humor zu erklären, ist gar

nicht leicht. Das Eigentümliche bei demselben scheint mir, dass sich mit ungemeiner Konsequenz stets dieselben Geschichten wiederholen und auch stets dieselbe Wirkung tun. Diese Scene mit dem Trinken spielte von je her und immer wieder von Neuem in unserer Familie, stets mit ganz demselben Verlaufe. Meine Mutter ging unwandelbar bei dem geringsten Anstoss darauf ein, mit den gleichen nachdrücklichen Ermahnungen und dem nämlichen Erfolge. Ich glaube, dass auf dem Grunde ihrer Seele, vielleicht unbewusst die Erinnerung an die Lebensschicksale ihres Vaters einwirkte; etwas mag auch wohl ihre Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit mitgesprochen haben und endlich ihre sehr lebhaftere Einbildungskraft. -

Nachmittags im Sommer wurde häufig ein Ausflug unternommen, bei dem selten Einer von uns fehlte. Abends waren wir wieder in der Familienstube versammelt und durften nach Tische auch eine Zigarre rauchen, was am Tage in den Räumen meiner Mutter nicht gestattet war. Es bestand aber, wie schon bemerkt, durchaus kein Zwang: wer in Gesellschaft, ins Konzert oder in das Theater gegangen war, der fehlte eben. Nach dem Abendbrot lasen wir uns zuweilen etwas vor, in der Regel nahm jedoch jeder zur Hand, was ihn interessierte. Um halb 11 Uhr oder so herum trennten wir uns.

Das Abendbrot war sehr einfach, gewöhnlich gab es nur eine Milchsuppe und hinterher ein Butterbrot, - Thee war noch nicht allabendlich Mode. Son-

derbarerweise aber bestand die Annahme, dass Fleischspeisen Abends der Gesundheit nicht zuträglich wären. Wenigstens meine Mutter, die, wie fast alle Hausfrauen, einige ärztliche und arzeneiliche Neigungen besass, war von dieser Auffassung nicht abzubringen, und nun spielte häufig wieder so ein Konflikt sich ab, der zu höchst komischen Szenen führte. Mein Vater weigerte sich dann, Milchsuppe zu essen, und meinte, das wäre ein zu schlechtes Leben. "So", sagte meine Mutter, "wilst Du denn ein kränkliches Alter haben, vielleicht gar frühzeitig - ", sie konnte gar nicht weiter sprechen. "Liebe Doris!" replizierte mein Vater, "wenn ich deshalb ein Jahr früher sterbe, immerzu! was tut das?" "So!?" eiferte sie dann, "das sind wirklich schöne Grundsätze, was sollen wohl die Kinder davon denken; es ist doch wahrhaftig unrecht von Dir, sie zu solchen Ansprüchen zu verleiten, die sie in ihrer Lage vielleicht niemals werden befriedigen können. Sich hinterher etwas abzugewöhnen, das ist sehr schwer. Überdies überladet man sich in Gesellschaften den Magen schon genug, sollen wir das zu Hause auch noch tun?"

"Nun nun !" erwiderte mein Vater und streichelte ihr Hand oder Wange, "die Ansprüche, die lassen sich ja wohl noch erfüllen, aber Du hast wohl nichts im Hause?"

"Ja wenn Du es durchaus willst", erklärte sie, "dann werde ich holen, was Du verlangst, aber ich sage Dir, es bekommt Dir nicht, wenigstens auf die

Länge unmöglich, es ist eine Erfahrung bei älteren Leuten -". Aber bei jungen Leuten? wagte dann Einer von uns schüchtern zu fragen. Der kam jedoch schlecht weg und musste sich über seine Unmässigkeit eindringliche Vorhaltungen gefallen lassen.

Belehrte uns die gute Mutter in dieser Art, dann sassen wir ehrfurchtsvoll schweigend da und hörten zu, unsere Heiterkeit bekämpfend. Mein Vater behauptete, dass sie sich zur Bekräftigung ihrer Behauptungen sämtlicher Beweismittel der allgemeinen Gerichts-Ordnung bediene: denn, erklärte er: "Du musst zugeben", das ist das Zugeständnis im Prozesse. "Ich habe es selbst gelesen" - Urkundenbeweis; "Es ist ganz klar, Du wirst sehen", - Augenschein; "Das weiss jeder" - Sachverständige; "Gib acht, sei versichert", Zeugen; und endlich: "ich schwöre es Dir!" - dann sagte mein Vater: Das ist der Eid! -

Unser Haus war sehr erfreulich; es war, so drückte ein Freund sich einmal aus, das Haus des Friedens, der Ordnung und der Tüchtigkeit.

---

## 2.

### Umgang und Freunde.

Auch anregenden Umgang hatten die Eltern; ich muss besonders der Kugler'schen Familie gedenken, die wir sehr oft sahen.

Der Vater des Professors Franz Kugler war Stadtrat, Kaufmann und Gutsbesitzer und ein sehr talent-

voller Mann. Insbesondere sein poetisches Talent konnte man mit Recht ein aussergewöhnliches und höchst ansprechendes nennen. Aber er versah sein weltliches Geschäft nicht gut, und seine ganze Wirtschaft war ungeordnet; es ging das Alles drunter und drüber: er hatte den Fehler unrichtig zu rechnen, und so entsprachen die Erfolge, welche er erzielte, niemals den angewendeten Mitteln. "Sieh, mein Freund!" so sagte er einmal voll Selbstgefühl zu mir, indem er mich auf seinem Vorwerk Waldhof herumführte, "was Du hier siehst, das war früher reiner Sand und jetzt wächst guter Roggen auf diesem Boden". Ja! Roggen wuchs hier allerdings; aber wie hatte er den Sand dazu gebracht, diese immerhin doch nur dürftigen Halme zu tragen? Es ergab sich, dass er den Sand einen halben Fuss dick mit Lehm hatte befahren lassen, was ungeheure Kosten verursacht und nicht einmal dauernden Erfolg hatte, da nach wenigen Jahren der Lehm teils wieder untergepflügt, teils von Sand überweht sein musste.

Kugler legte auch Rieselwiesen an; diese wurden aber auch so teuer, dass praktische Leute spottend meinten, ein Fuder Heu davon koste so viel, als ob es Tee wäre.

So trieb er es mit allen seinen Unternehmungen. Zuletzt fiel er mit einer sehr grossen Schuldenlast; zum Glücke für ihn überlebte er seinen Fall nicht lange.

Ich möchte auch von ihm behaupten, dass das ästhetische Element das sittliche in ihm überwog; er lebte in Phantasien und hielt in realen Dingen nicht

Strich; zerstreut, unklar, am unrichtigen Ort angreifend, unrichtige Mittel wählend, sank er auch moralisch.

Meine Mutter verkehrte ziemlich auf dem Kriegsfusse mit ihm; ihrer reinen und gesunden Natur war er nicht sympatisch, und sie war auch deshalb schlecht auf ihn zu sprechen, weil er die Zinsen für ein Kapital von einigen 1000 Talern, das mein Vater ihm einmal vorgestreckt hatte, um ihn aus dringender Not zu befreien, teils unpünktlich, teils überhaupt nicht entrichtete. Das Kapital ging schliesslich auch gänzlich verloren. Damals war es aber noch nicht so weit damit, - Kugler bezahlte, wie gesagt, blos keine Zinsen. Wenn nun meine gute Mutter einmal verstimmt war oder wenn die Unterhaltung am Familientische eine nicht erfreuliche Wendung zu nehmen drohte, dann murmelte mein Vater, so vor sich hin: "Freund Kugler hätte mir diesmal wohl etwas Zinsen schicken können." Dies war ein unfehlbarer Blitzableiter! denn sofort nahmen die Gedanken meiner Mutter die angedeutete Richtung und sie sagte: "Wirklich? wieder nicht?, es ist doch ein wahrer Skandal! - und das lässt Du Dir gefallen, lieber Mann?"

"Ja, was soll ich denn dabei machen?"

"Was Du dabei machen sollst? - sonderbare Frage! an Deine Familie, an die Kinder sollst Du denken."

"An die Kinder? - wie so das?"

"Nun ich dachte, das wäre nicht schwer zu begreifen. Du hast doch die Pflicht, Dein Vermögen

nicht leichtsinnig zu verschleudern und es dem Ersten Besten nur so hinzuwerfen, dass der sich bene damit tut. Wer so gegen seinen Freund handelt, wie Kugler gegen Dich, der ist geradezu ein Dieb!"

"Gottbewahre!" rief mein Vater mit dem Ausdruck des Erstaunens und mit der heitersten Miene dazwischen.

"Du musst ihn verklagen," fuhr meine Mutter fort, "ihn nicht schonen, dann wird er schon zahlen. Aber Du, Du, wie Du bist! kannst Du ihm nicht wenigstens schreiben. Lieber K. ich muss Dich jetzt ernstlich bitten, mir endlich jetzt sämtliche rückständige Zinsen zu bezahlen, Du bist mir so und so viel schuldig, ich habe auch Pflichten, verstehst Du mein Lieber, und kann es nicht billigen, dass Du mir niemals Zinsen gibst. So schreib' ihm nur, und dann wollen wir doch mal sehen --".

"Liebes Mütterchen!" sagte mein Vater gelassen, "dass ich es nicht billige; wenn K. mir keine Zinsen bezahlt, das weiss er schon so, das brauche ich ihm gar nicht zu schreiben, der ist so klug, sag' ich Dir; --".

"O!" rief meine Mutter, "Du hast blos keine Courage dazu, - nächstens, darauf verlasse Dich, werde ich es ihm sagen, wenn Du es nicht tust."

Sie sagte es ihm aber nicht, es würde ihr auch schwerlich etwas geholfen haben. Denn wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Mein Vater hatte längst erkannt, wie es mit seinem Schuldner stand; er würde sich aber auch übrigens niemals

entschlossen haben, den Jugendfreund gerichtlich anzugreifen.

Zu der Zeit, von der ich rede, bot das gastfreie Kugler'sche Haus einen höchst angenehmen Sammelpunkt. Löwe und Ölschläger verkehrten da häufig und was von ausserhalb an Künstlern nach Stettin kam, das war an Kuglers empfohlen. Ich sah dort Frau Crelinger, die grosse Tragödin mit ihren beiden liebenswürdigen Töchtern Bertha und Clara, den Dichter und Maler Robert Reinick, den jetzigen Hofbaurat Strack u.a.m., wozu soll ich sie alle aufzählen. Musiziert wurde da, nach meinem Geschmacke etwas zu viel und nicht gut genug; auch kann ich nicht sagen, dass der Ton des Umganges und der ganze äusserliche Zuschnitt gerade fein gewesen wäre. Es ging sehr ungeniert, zuweilen etwas zu laut und zu naiv zu; die Bekannten duxten sich fast sämtlich und erkaubten sich hier und da Witze und (Vertrauens)Vertraulichkeiten, die stark an das Triviale heranstreiften.

Aber reizend war der Landaufenthalt der Familie. Das Gut Eckerberg lag eine kleine halbe Meile von Stettin und war zu Fuss bequem zu erreichen. Schon als Kinder waren wir oft draussen, trieben und in Busch und Feld umher und spielten Räuber und Wanderer, die Mädchen immer mit. Wie oft bin ich später mit Löwe oder Ölschläger oder sonst einem Gefährten gegen Abend hinausgewandert, immer freundlich empfangen. Da lag das alte einfache Haus mit dem Strohdach unter den dichtbelaubten

Linden. Lachen, Scherz und Gesang schallte dem Hinkehrenden entgegen, ein romantisch poetischer Reiz durchwehte und umfing das ganze Tal.

Wir saßen auf dem Vorplatz nach dem Garten zu, im Gehölz schlugen die Nachtigallen, der Mond webte mit stillem Schimmer seine Märchengestalten durch den Nebel, der vor uns auf den rings von Hügeln eingeschlossenen Wiesenplätzen lagerte und trieb. Inse rauschte es in den Wipfeln der alten Bäume, ein verspäteter Vogel zog in der Höhe mit unhörbarem Flügelschlag vorüber. Eichendorff's Geist waltete hier, es tanzten die Elfen auf dem grünen Plan, der Sommernachts Traum lieferte seine Spukgeister und Kobolde, das Märchen sandte gütige Feen und Bergel Alte. Alles lag unter diesem Zauber und erschien in diesem Lichte. Im Gehölze hier und dort an einem Baum tönte eine Aeolsharfe im Lufthauch. Dorthin führte zwischen Gebüsch ein Fusspfad noch einen verborgenen Ruhesitz, nach einem stillen Teich, zu dem die Trauerweide sich hinabneigte. Merkwürdige und seltene Wald- und Sumpf-Pflanzen blühten an geheimer nur dem eingeweihten bekannter Stellen. Alles hatte seinen poetischen Namen, die ganze Natur war personifiziert. Aus Blumen und Laub flochten die Mädchen wundervolle Kränze, stellten sinnige Sträuße zusammen. Jung und Alt, zeichnete, sang, dichtete.

Das war der Gefühls- und Gesichts-Kreis, in dem man lebte, ein beschränkter zwar und einer, der uns gegenwärtig schon in weiter Ferne liegt, aber dennoch ein anziehender und stimmungsvoller.

Unterdessen ging die Welt draussen ganz andere Bahnen; die Gesellschaft entwickelte sich in nahezu umgekehrter Richtung; die Ekerberger Genossen merkten nichts davon, sie trieben ihr Wesen für sich, waren ausser eigentlichem Zusammenhang mit dem Allgemeinen und dem, was die Herzen der Völker und Staaten bewegte, und fühlten sich glücklich innerhalb dieses romantischen Friedens.

Jetzt, nachdem Ekerberg längst in fremde Hände übergegangen ist, kennt man es nicht mehr wieder; es ist ausserlich verändert und von der früheren Farbe und Stimmung wenig mehr vorhanden. Franz Kugler hat in einem sehr hübschen Gedichte seiner Erinnerung Ausdruck gegeben; ich weiss (nicht, ob die Verse gedruckt sind und setze daher einige davon hierher:

"Meines Jugendsternes denk  
denk' ich tausendmal  
Deiner, Du mein fernes,  
Mein geliebtes Tal,  
Wo der Frühling blühend  
Mir zuerst gelacht,  
Wo zuerst so glühend  
mir das Herz erwacht.

Schon vom Hügel seh' ich  
Wie die Wiese glänzt,  
Schon am Weiher steh' ich,  
Den der Wald umkränzt;  
Alle Pfade kenn' ich  
Blumig, grün umhant,

Alle Plätze nenn' ich,  
Wo ich hold geträumt.

Unter'm Dach der Linde  
Schallt es wie Gesang,  
Von den Hsh'n im Winde  
Klingts wie Hörnerklang.  
Liebe Stimmen rufen  
Mir Willkommen zu,  
An des Hauses Stufen  
Find' ich alte Ruh.

Ach! Die Stimmen schweigen  
Und du bist so fern,  
Du mein Tal, zu eigen  
Nun dem fremden Herrn,  
Der in vor'gen Stunden  
Nie für Dich gepflanzt,  
Dem Du trauten Kunden  
Keine bringen kannst.

Wohl in's weite Leben  
trieb es mich hinaus,  
Wohl ward mir gegeben  
Andres Glück und Haus;  
Doch mit stillen Tränen  
Denk ich stets zurück  
Deiner stets mit Sehnen,  
Du mein Jugendglück."

Nicht wahr, das ist warmes Gedenken? Auch Louise  
Kuglers sehr hübsche Zeichnungen und Arrabesken  
wurzeln im Eckerberger Tal und eine grosse Zahl

der besten Ölschläger'schen Lieder, zu denen der alte Kugler oder Frau Lobedan, Frau Goltdammer die Texte lieferten, schreibt sich von dort her.

Das war der Sommer; im Herbst und Winter fuhren wir in der Morgendämmerung zur Jagd nach Eckerberg heraus und zogen über die "klingende Beck" nach dem Waldhof und in den Fichtenwald, die Hörner klangen, die Hunde schlugen an, die Schüsse knallten und mancher Hase oder Fuchs musste sein armes Leben lassen. Auf freiem Platze im Forst fanden dann die Jäger zu einfachem Frühstück sich zusammen; es wurde viel gespasst und furchtbar gelogen. --

Nahe verwandt diesem Eckerberger Wesen waren die Wasserfahrten, die wir im Sommer von Stettin aus unternahmen. Wir landeten in Gotslow und durchstreiften den Juho, der damals noch eine Wildnis und von den Städtern wenig besucht war. Uns war jede Schlucht und jeder Pfad bekannt, wir machten an diesem und jenem Punkte Halt, lagerten uns in's Gras und stimmten ein Lied an. Diese Quartette waren in ihrer Art vortrefflich. Frau Schallehn, Frau Goltdammer oder auch wohl Louise Kugler sangen den Sopran, Louise Geppert oder Lorothen Kugler den Alt, ich Tenor und Ölschläger, Lenke oder Kleegewaldt den Basso. Wir waren sehr gut eingesungen und besaßen ein reiches Repertoire. Hatte denn Ölschläger ein neues Lied mitgebracht, so entfernten wir Sängers uns von der Gesellschaft, traten hinter einem Gebüsch zusammen und probierten es erst, wo-

rauf es vorgesungen und schon weil es in der Regel einer Gelegenheit seine Entstehung verdankte, mit Beifall und Interesse aufgenommen wurde.

Oder wir fuhren bei stillem Wetter mit den Booten auf den Dammschen See. Zog dann der Mond herauf und warf seinen Schein über die leise bewegte Wasseroberfläche, dann wurden die Nachen in das Schilf getrieben, das hoch aufragend an ihren Seiten eine Wand bildete, welche uns wie ein Gemach umfing. Jede der Frauen hatte einen Korb mitgebracht, aus dem sich Butter, Brot, Wurst, aufgeschnittener Braten, auch wohl ein Kuchen entwickelte; der Wein war nicht vergessen und an Korkenziehern für diesen fehlte es niemals. Wir liessen es uns höchst wohl sein in dieser eigentümlichen Umgebung; es herrschte eine Heiterkeit und Herzlichkeit dabei, die sich nicht beschreiben lassen. Dazwischen Quartette beim Mondenschein oder, ward es zu dunkel, bei Windlichtern. Erst spät ruderten wir zur Stadt zurück.

Ich denke an diese schönen Abende mit innigem Vergnügen zurück. Sie sind vergangen, wie ein Traum und haben in den Überlebenden kaum einen leisen Nachklang zurückgelassen. Die Gesellschaft ist eine völlig andere geworden "ein ander Massen und ein ander Lieben ist in die Welt gekommen". Von dem jetzigen Gesellschafts-Luxus, den vielen Gerichten und Weinen, den grossen Toiletten war in unserem Kreise gar keine Rede und doch befand sich ein jeder in dieser bescheidenen Geselligkeit viel wohler als jetzt.

Auch die Winterabende bei Lobedans, Böhmers,

Goltdammers, bei meinen Eltern waren sehr hübsch, immer von einem gewissen poetischen Hauche durchzogen, an dem es den jetzigen steifen Cirkeln gänzlich fehlt. Die Mitglieder unseres Kreises kannten sich auch alle sehr gut untereinander, waren zum Teil nahe befreundet und hatten sich gern; es herrschte daher auch der ungezwungenste Verkehr, in den jeder gleich mit hineingezogen wurde, der von der Partie war. Musik, Komödien-Aufführungen, lebende Bilder belebten und verschönerten unsere Zusammenkünfte.

Einmal kündigte Frau Goltdammer an, es sei ein bedeutender Gelehrter angekommen, der der Gesellschaft eine wissenschaftliche Vorlesung halten wolle, -- die wissenschaftl. Vorlesungen waren damals gerade sehr im Schwunge. Flugs wurde eine Tribüne aus Fenstertritten erbaut, -- ein jeder fasste mit an, -- ein Tisch mit ein paar Lichtern hinaufgesetzt, und nun erschien in Allongeperücke und breitschüssigem Manchesterfracke mit Kniehosen der Doktor, -- natürlich einer aus der Gesellschaft, und hielt eine von der Wirtin vorher ausgearbeitete lustige und recht witzige Rede.

Eine Aufführung im Lobedan'schen Hause ist mir noch in lebhaftem Andenken. Es wurden lebende Bilder gestellt, zu denen Frau Betty den erklärenden Text in Versen lieferte. Ein Menschenfreund nämlich reiste durch alle Lande, um häusliche Studien zu machen. Zuerst kam er nach Italien, wo der verwegene Hausfreund seine Rolle in der Familie

spielt: dazu ein lebendes Bild, von einem Gesangsquartett hinter der Scene begleitet. In Spanien war es anders, aber auch nicht viel besser: die Mutter mit der Bibel im Schooss war eingenickt, neben ihr die Tochter am Spinnrad benutzte die Zeit, um mit dem Kavalier, der hinter ihre Stuhllehne getreten war, ein Stelldichein zu verabreden. Den Liebhaber stellte ich dar. So ging es durch Frankreich mit dem unvermeidlichen Invaliden aus den Napoleonischen Schlachten, der nur in der gloire lebte und sich um Frau und Kinder nicht viel kümmerte, -- durch Holland mit seinen reinlichen und trockenen Myn-heers, durch Russlands Eisgefilde, durch Schweden, Dänemark und die Türkei. Es war überall nicht recht in der Ordnung, und Manches an den Beziehungen des Hauses da auszusetzen. Endlich gelangte der Reisende nach Deutschland. Das Bild, das mit einfachen Volksgesangsweise begleitet, sich hier ihm und uns darbot, war ganz entzückend. Mein Freund v. Krosigk im Hausrock und mit der Pfeife sass bei den Büchern, einen liebenden Blick nach seiner Frau am Spinnrade hinüberwerfend, die eben erwachsene Tochter schaffte umher, ein Sohn mit der Büchse auf der Schulter kam von der Jagd heim, muntre Kinder, eine ganze Schar, spielten umher und kugelten sich zum Teil auf der Erde. Nur in Deutschland, nur da, sagte der Text, blüht noch das rechte Glück der Familie, blüht der Fleiss und die Wissenschaft, lebt die Ordnung und die Zucht. So schloss das Stück, Alle befriedigend und erwärmend. ---

Sogar eine kleine Oper von Ölschläger haben wir einmal im Kostüme aufgeführt. Es war zu Louise Geperts und Albrecht Bethe's Polterabend. Der ganze Olymp wurde belebt, ich musste den Apollo spielen im Schäfergewande und schmachtende Arien und Duette singen. Mir passte das bei meiner Richtung nicht so recht, es widerstrebte mir als geputzter idealer Jüngling hervorzutreten. Nun hörte ich am Abend der Aufführung unversehens und unwillkürlich gar einige bewundernde Bemerkungen über meine Erscheinung, und das ärgerte mich dermassen, dass ich kurz bevor ich auf die Bühne trat, in den Schminktopf griff und mir eine brandrote Nase anschminkte. So trat ich auf, zum Entsetzen der Zuschauer, die nicht recht wussten, was sie daraus machen sollten, und sang meine zarte Arie. "Pfui Konrad! sagte Löwe nachher zu mir, "Sie haben sehr schön gesungen, aber Sie sahen ganz niederträchtig aus." Das war mir so recht.

Bei diesem Polterabend trat auch der Dammsche See in höchst eigener Person auf, in weitem wasserblauen Gewand, das er wogend um sich herumwarf. Als er so im besten Hantieren war, ging in Heegewaldt's Person der Vollmond auf und wandelte langsam und (32) freundlich über die Bühne. Wie er den See mit seinem Mantel nun so wirtschaften sah, da kusserte er sanft: der See hat heute Launen. Es war ganz allerliebste.

Vergangen, verstorben Alles! Die meisten der fröhlichen Genossen sind tot, einige führen ihre Tage in hilflosem Alter zu Ende, nur wenige stehen noch

fest im Leben und danken innig berührt jener heiteren ungetrübten Tage. Zu diesen gehöre ich denn auch, wie Ihr hier vernehmt; es liegen 35 Jahre dazwischen, ein ganzes Leben, für mich so voll von wirklichem Glück und so bitterem, bitterem Leid.---

Ihr dürft nicht annehmen, dass jene hübsche Geselligkeit mich durchaus und ganz erfüllte. Sie war mir nur eine Erholung, ein poetischer Glanz, der mich anzog und erfreute, aber keineswegs innerlich und wirklich mich in Anspruch nahm. Ich erwähnte schon, dass ich mich damals sehr nach Innen kehrte und fleissig studierte, so dass ich nicht unrichtig urteile, wenn ich meine, dass jene Zeit meine Lebensrichtung für immer bestimmt hat. Es war dies hauptsächlich in Bezug auf meine religiöse Auffassung der Fall.

Wer es nicht miterlebt hat, der kann sich keinen Begriff davon machen, welchen ungeheuren Zwiespalt in den Geistern das damals erschienene "Leben Jesu von David Strauss" erregte. Die eigentlich Gläubigen waren, wie sich von selbst versteht, ausser sich und machten ihrer bitteren Feindschaft gegen den Verfasser auf alle Art Luft. Aber auch die Gemässigten missbilligten den kühnen Schritt des Mannes, der mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit ohne Gleichen die ganze(geist) christliche Historie für Mythos erklärte und noch dazu in ruhiger, objektiver und edler Form und mit einer Wissenskraft, der sich gleiche Waffen schwer entgegensetzen liessen.

Ich selbst war diesen Fragen bisher nicht

eigentlich nahe getreten, - ich weiss auch nicht, wie das recht möglich war, da ich doch philosophische Schriften schon genug gelesen hatte. Nun aber ergriff mich das Strauss'sche Buch mit aller Macht. Schon die historische Einleitung eröffnete mir den Einblick in ein für mich neues Gebiet; nachdem ich sie ein paarmal gelesen, schloss ich die Tür meines Arbeitszimmers fest zu, liess niemand herein, versäumte meine Berufsgeschäfte und las das Werk in 14 Tagen mehrmals hintereinander mit dem griechischen und deutschen neuen Testament in der Hand von Anfang bis zu Ende durch. Niemals hat ein wissenschaftl. Werk einen so grossen und entscheidenden Eindruck auf mich gemacht, und noch heute ist dieser Eindruck, obwohl ich inzwischen in meiner (Gesamtentwic) Gesamtbildung ja fortgeschritten bin, unverändert lebendig und bildet die Grundlage meiner Anschauung über die christliche Historie.

In seinem Ulrich von Hutten (1858) sagt Strauss: [ Eben in diesen Tagen ist es ein viertel Jahrhundert, dass mein "Leben Jesu" zum ersten mal in die Welt ausgegangen ist . . . . Aber gar mancher bessere Mensch in allen Landen, der von dem Studium dieses Buches seine geistige Befreiung datiert, ist mir, das weiss ich, lebenslanglich dankbar dafür, und macht so, ohne daran zu denken, im Stillen die Feier mit. Ich selbst könnte meinem Buche grollen; denn es hat mir viel Böses getan. Es hat mich von der öffentlichen

Lehrtätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besass; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hineingetrieben; es hat meinen Lebensgang einsam gemacht. Und doch, bedenke ich, was aus mir geworden wäre, wenn ich das Wort, das mir auf die Seele gelegt war, nicht gesprochen, wenn ich die Zweifel, die in mir arbeiteten, unterdrückt hätte, dann segne ich das Buch, das mich zwar äusserlich schwer beschädigt, aber die innere Gesundheit des Geistes und Gemütes mir, und ich darf mich dessen getrösten, auch manchen Anderen noch erhalten hat." So war es, so ist es.

Auch Hegelsche Philosophie trieb ich eifrig und korrespondierte darüber mit meinem Freunde, dem Professor Michelet in Berlin, den ich im Sommer 1836 in Heringsdorf kennen gelernt hatte.

Heringsdorf gehörte damals einem Herrn von Bülow, der sich zugleich als Häuptling der Badegäste gebürdete. Man sollte sich im Gesellschaftshause Mittags nicht eher zu Tische setzen, als bis er erschien, und die Tafel sollte aufgehoben werden, wenn er nebst Familie sich entfernte. Das war wieder nicht nach meinem Sinn! ich kam häufig zu spät und blieb auch noch sitzen, wenn die Andern schon aufgestanden waren. Was ging mich der alte Bulow an? ich bezahlte mein Couvert, meine Miete, und wollte ungeniert sein. Eines Tages erschien ich wieder erst, als schon das zweite Gericht herumgegeben wurde. Fräulein von Bulow, ein Ältliches Wesen, das mir schräg gegenüber sass, liess sich darüber

zu einigen Bemerkungen hinreissen, die mich zu der heiteren Replik veranlassten, das Wetter draussen sei schöner und sonniger, als es hier im Saale zu sein scheine, abgesehen natürlich von der angenehmen Gesellschaft. Als ich dies sagte, fing ein Herr, der ebenfalls mir gegenüber seinen Platz hatte, sehr herrlich und unbefangen an zu lachen und knüpfte dann eine Unterhaltung mit mir an. Das war Michelet. Wir saßen an demselben Nachmittage noch einen weiten Spaziergang zusammen und wurden in den folgenden Wochen dann durch täglichen Verkehr recht gute Freunde.

Es ist mir selten ein Mann von solcher inneren Fröhlichkeit und Harmonie vorgekommen. Natürlich, wenn Michelet studierte oder auch nur etwas Ernstes las, dann war er auch ernsthaft genug. Sonst aber befand er sich immer auf dem Punkte loszulachen; es bedurfte nur eines kleinen Anstosses, um ihn zum Lachen zu bringen, und dann war gar kein Halten mehr. Gewöhnlich üben philosophische Studien nicht diese Wirkung auf den Menschen. Die Unvollkommenheit unseres Wissens, die Grenze, welche unserer Erkenntnis überall gezogen ist, darüber das Gemüt eher nieder und geben ihm eine melancholische Färbung, als dass sie die Person beseeligen. Bei Michelet war aber durchaus das Letztere der Fall; er fühlte sich glücklich in seinem Berufe, und gerade das belebte ihn und spornte ihn an, dass man nicht zum Abschlusse kommt, vielmehr geistig bis in das Unendliche fortstreben kann. Mag auch eine Grenze vorhanden sein, meinte er, wir erkennen ja auch sie nicht, wir erreichen sie niemals, es geht immer noch ein Stück weiter und insofern ist die Erkenntnis selbst eine unbegrenz-

te. Michelet ist einer von den Freunden und Schülern Hegels, welche dessen Werke herausgegeben haben. Die Hegelsche Geschichte der Philosophie ist von ihm ediert. Durch ihn wurde ich denn auch zu dem Studium von Hegels Werken angeregt, dem auch mein Freund Werkmeister oblag.

Über diesen eigenartigen Menschen muss ich Euch berichten. Werkmeister war mit ein Referendar in Stettin und eine höchst geistvolle Natur. Er hatte grosse leuchtende Augen, stotterte aber beim Sprechen erheblich, wenschon sein Stimmorgan selbst klangvoll war. Kam er erst in den Redefluss, dann ging es unaufhaltsam und ohne Anstoss, wie ein Strom vorwärts, und plötzlich dann, als ob der Wasserlauf an eine Klippe, einwehr gerate, stockte er, brauste, staute zurück, bis er nach energischem Kampfe das Hindernis überwunden hatte.

Als er sein zweites juristisches Examen machte, hielt er über den zum Referate ihm vorgelegten Rechtsfall, einen Pferdeprozess, einen so vorzüglichen Vortrag, dass Alles, die Examinatoren eingeschlossen, in die heiterste Laune geriet. Den historischen Teil des Rechtshandels, in dem der Jude Schmucl und der Bauer Winter die Hauptrollen spielten, trug er in einer Art von epischem Gewande vor, völlig ernsthaft, aber mit Ausdrücken und Redewendungen, die in der juristischen Welt sonst nicht gebräuchlich sind. "Als nun die Fuchsstute mit den weissen Beinen verblieben war", so referierte er weiter, "da dachte der Bauer Winter erst an Selbstmord, d.h. nicht seinerseits, denn er

hatte vielen kirchlichen Glauben, sondern in Bezug auf das von ihm geschiedene Vieh. Wollte doch ein Knecht gesehen haben, dass dasselbe mit dem Kopf gegen die Wand gerannt und dann zusammengebrochen sein. Allein nach den bisherigen Erhebungen der Naturwissenschaft und der Philosophie handelt ein solches Geschöpf ja nicht mit Vorsatz, da ihm das Selbstbewusstsein fehlt. Folglich, so schloss Winter, muss in ihm etwas Anderes, ein Unbewusstes, wirksam gewesen sein, ein innerer organischer Trieb, gewiss der Koller, diese schreckliche Krankheit des Pferdesgeschlechts, usw.

Sonderbarerweise fiel Werkmeister hinterher trotz seiner bedeutenden Kenntnisse und seines scharfen Kopfes im Assessor-Examen durch. Der Brief, den er mir darüber schrieb, war einzig in seiner Art. "Dieses Ereignis", so stand darin, "ist ein äusseres: denn dass ich ein klares Wort spreche, auch wohl verstehen, was Andere sagen, das redet mir doch Keiner aus. Es ist ein Zufall, es ist so gut, als wären mir 500nn gestohlen, was mich doch gewiss gleichgültig lassen würde. Ich trete vor meine Freunde gleichmütig hin und sage: hier bin ich, aber durchgefallen! Ich werde weder die Menschen darum schwärzer sehen, noch mehr Republikaner werden, als ich bin. Hätte ich Konnexionen, ich wäre geborgen; aber wer keine Konnexionen hat, der ist so zu sagen, ein Schuft. Gerade wie der dicke Herr im Peter Schlemihl sagte: wer nicht wenigstens eine Million besitzt, der ist, Sie verzeihen es

meine Herrn, ein Schuft. Lache mit mir, wir können es; uns kümmert dieses nicht. Das reine Bild der Menschheit steht doch so hoch, so heilig, sie können es nicht verderben. Lebe wohl, mein teurer schlankgewachsener Freund! mögest Du Dich noch oft meiner erfreuen!"

Er hatte mich wirklich lieb, mag er mich auch einigermaßen überschätzt haben. "Ich denke viel über Dich nach," so schrieb er mir später, "und der Schluss meiner Gedanken ist immer: möge es meinem Sohne gelingen, sich zu einer solchen Stärke und Entschiedenheit des Charakters, zu einer so hohen und reinen Gesinnung heranzubilden, wie Beides in Dir ist. Wir werden uns nie trennen. O! wenn Du Alles wüsstest, Du würdest keine Ursache haben, kleiner von mir zu denken."

Und dennoch wollte er sich einst von mir trennen. Als wir im Jahre 1840 in Berlin zusammen waren, ich schon als Assessor, er in abermaligen Examen begriffen, erhielt ich im Oktober untermutet einen Brief von ihm, in dem es hiess: "Ich muss endlich gegen Dich offen sein: ich werde mich binnen der kürzesten Zeit verheiraten. Hierdurch erleidet unser Umgang eine gänzliche Unterbrechung. So sehr mich auch das Zusammensein mit Dir fesselt, so werde ich dadurch doch in eine erhöhte Stimmung versetzt, die, an sich höchst würdig, doch weder meinem Charakter noch meinen Verhältnissen angemessen ist. Betrachte die Sache so, als wäre ich von hier fortgereist und wünsche mir Glück auf den Weg."

Verzeihe mir, wenn ich Dich durch Vorstehendes kränke, glaube aber, dass ich Gründe habe und forsche nicht weiter. Es würde mir sehr wehe tun, wenn Du je gleichgültig oder gar lieblos über mich denken könntest. Ich achte Deine Liebe für eins der schönsten Güter, die mir im Leben zu Teil geworden sind. Schütteln wir uns die Hände auf frohes Wiedersehn; ich bitte um keine Antwort."

Natürlich akzeptierte ich diese Absage nicht; ich antwortete ihm: "Du bist nicht gescheut; wenn Du nicht willst, dass ich Deine Frau sehen soll, so ist es gut. Weshalb aber darum der Verkehr zwischen uns Beiden nicht soll fort dauern können, das sehe ich nicht ein. Vor allen Dingen aber, was ist denn das für ein Handeln? Hast Du mir nicht oft Mannesfreundschaft gelobt, und nun bei dem ersten Anstoss ziehst Du Dich von mir zurück? Ich werde Dir darin nicht folgen, sondern an Dir und Deinem besseren Selbst festhalten, indem ich annehme, dass die Fraundschaft, welche uns Jahre hindurch verbunden hat, auf einer sittlichen Grundlage ruht, die durch unsere Verhältnisse nicht erschüttert werden kann."

Hierauf erwiderte Werkmeister anderen Tages: "Du hochherziger, hast überwunden! Morgen ist meine Hochzeit, vorher siehst Du mich."

Richtig! So um halb zwei Uhr Mittags klingelte es bei mir, und Werkmeister in Frack und weisser Halsbinde trat ein, umarmte mich und sagte, indem er nach der Uhr sah: Um 2 Uhr ist Trauung, 10 Minuten brauche ich zu dem Wege ~~nach~~ der Kirche, wo die

Sache abgemacht wird, ich habe also noch 20 Minuten Zeit, gib mir eine Zigarre, und lass uns noch ein wenig plaudern. Wir sprachen von allen anderen Dingen, nur nicht von seiner Vermählung. Zehn Minuten vor zwei sah er wieder nach der Uhr, stand auf und sagte: Nun ist es Zeit, nun muss ich fort und mir den priesterlichen Segen holen, Lebe wohl! Am Abend war er schon wieder da und sehr guter Laune.

Er war eine seltsame, etwas exzentrische aber höchst bedeutend angelegte Natur. In der Unterhaltung sprudelte er förmlich von Geist und Witz. Es war ein Gemisch von Verstandesschärfe und Phantasie, von Extravagance und gegenständlichem Erfassen der höchsten Dinge in ihm, die geradezu Erstaunen und oft Bewunderung<sup>g</sup> errregen konnten. Es brach, wie ein Feuerstrahl Alles aus ihm heraus: "Du", rief er einmal und stampfte mit dem Fuss auf den Boden, "Du, wenn 10 solche Leute, wie Du und ich, auf einem Flecke zusammen wären, dann müsste die Weltgeschichte ein Loch kriegen."

Wie sich von selbst verstehen dürfte, verliebte er sich auch mitunter. "Es ist Schade an mir, dass ich stottere", bemerkte er gelegentlich, "sonst glaube ich wirklich, dass mein Auge nicht ohne Feuer ist." Als er einmal nach Hause gereist war, in das Posen'sche, verliebte er sich in 2 Schwestern zu gleicher Zeit, und schrieb darüber die ergötzlichsten Ergiessungen an mich; ich sollte ihm sagen ob es Adelheid oder Louise wäre, die ihm das Herz getroffen. Wie das Weib sein soll, das werde ich Euch auch noch sagen, wenn meine Muse sich auf das Papier herablässt, schrieb er.

Er starb frühe in voller Manneskraft an der Cholera in einer Stadt der Provinz Posen, wo er als Staatsanwalt angestellt war. Von seiner Mutter, einer gebornen von Loga aus polnischem Adelsgeschlecht hatte er ein kleines Gut, Batlewo, geerbt, auch sonst einiges Vermögen hinterlassen. Was die Erziehung seiner Kinder betreffe, hiess es in seinem Testamente, so solle seine Frau sich an Richholz und mich wenden, wenn sie das Rates bedürfte. Das wurde nun etwas schwierig. Die Frau erschien nach einiger Zeit plötzlich in Stettin und verlangte von uns, wir sollten ihr sagen, was sie nun tun solle. Sie war eine sehr lebendige, dicke Dame, die sich beständig zwischen Lachen und Weinen herumtrieb und den unverkennbaren Stempel einer gewissen Leichtfertigkeit an der Stirn trug. Nachher hat sie sich an einen Doktor wiederverheiratet, der ihr kleines Vermögen durchgebracht und sie ausserdem schlecht behandelt hat. Ich konnte eine Beziehung zu ihr nicht aufrecht erhalten.

Soll ich Euch ein Bild von meinem Leben und Denken entwerfen, so müsst Ihr auch meine Freunde kennen lernen. Ich führe Euch also in das Wellmann'sche Haus am Paradeplatz ein.

Albert Wellmann war Lehrer am hiesigen Gymnasium gewesen, aber durch schmerzvolle Gichtkrankheit genötigt worden, schon in den besten Mannesjahren seinem Berufe zu entsagen und den Abschied zu nehmen. Alle Kuren und Badereisen hatten seine Übel nur noch verschlimmert, er litt zu Zeiten furchtbar und vermochte endlich (nicht mehr) ohne fremde Hilfe von seinem Sitz sich nicht mehr zu erheben. Das Schicksal

hatte ihm jedoch eine treffliche Gattin zugeführt, die ihn mit aufopfernder Liebe pflegte und später auch meiner Ida liebe Freundin geworden ist. Frau Charlotte war die Tochter des Gymnasial-Direktors Hasselbach und ebenso lebhaft und gescheut, als brav und treu. Kein Dienst, den sie ihrem Manne tat, war ihr zu schwer, - und er dankte es ihr.

Wie das oft kommt, wenn Jemand körperliche Leiden zu ertragen hat, so war auch Wellmann unter seinen Schmerzen sittlich und geistig gewachsen. Früher etwas schroff und von nicht zuvorkommenden Formen, hatte die Krankheit ihn milde, nachsichtig, ergeben und höchst liebenswert gemacht. Er klagte nie, er trug seine Schmerzen wie ein wahrer Held, und lebte und strebte geistig immer weiter und weiter, Andere erfreuend, sich selbst zur Genugtuung. X Hauptsächlich trieb Wellmann Sprachstudien; er kannte und verstand ausser den alten, die Mehrzahl der lebenden europäischen Sprachen; auch russisch lernte er noch. Was ihn aber für die Unterhaltung so äusserst ergiebig machte, das war seine philosophische und seine hohe ästhetische Bildung; er war eine lebendige Literaturgeschichte und nicht blos mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen dabei.

Da sass er denn auf seinem Sorgenstuhl mit verkürzten Gliedern aber mit ruhigem Antlitz und klaren und tiefen Augen, und ihn versammelten sich aus den verschiedensten Lebenskreisen Männer von Geist und Interessen: ich nenne Dohrn, den vielge-

reisten, v. Blankensee, den Übersetzer des Mickiewicz, den Rittmeister von Krosigk, den Dichter Robert Prutz, Wilhelm Herzberg, Carl Stahr, den lebenswürdigen und talentvollen Vogel, späteren Bürgermeister in Wolgast, den Leutnant Caesar Gierke, später mein Schwager Julius Giescke, und dass auch die andere Richtung nicht fehlte, den Konsistorialrat Mehring, den Professor Bühmer, den Prediger Jonas. - Prutz, Krosigk, Blankensee und ich, wir standen im Umgange Wellmann wohl am nächsten. Die Unterhaltung war immer belebt; es wurde disputiert, vorgelesen, dies und jenes erzählt und erläutert.

Wellmann starb im Spätherbst 1851, bald nachdem ich meine beiden hoffnungsvollen Ältesten Söhne verloren hatte. So lange hatte sein kräftiger und energischer Geist den elenden und verbogenen Körper zusammengehalten. Er starb wie er lebte, ruhig als ein Held, das physische Leben verachtend, dem geistigen vertrauend.

Wie rasch ist die Zeit! Auch diese idealen Naturen sind vor dem realistischen Lärm der Gegenwart, die das Kind mit dem Bade ausschüttet, gewichen. In ewigem Wechsel treiben die Anschauungen der Menschen auf dem weiten Meer des Lebens und der Geschichte; was dem Inhalt der einen Zeit ausmachte, das verwirft die spätere, um ihrerseits von einer andern, vielleicht der früheren in veränderter Gestalt wieder abgelöst zu werden. So lange die Erde steht, liegen der Idealismus und der Materialismus, das Recht und die Macht, die erkennbare Form und der Ge-

danke, der Geist und der Stoff in Kämpfe miteinander. Bald hat das eine Grundprinzip die Oberhand, bald das andere, es überhebt sich, will als das allein gültige herrschen und liefert damit nur dem Gegner siegreiche Waffen. In diesem Widerstreite beruht das Leben. Der wahre Realismus umfaßt Beide, die Geistes- und die Körper-welt. Vermöchte er es, beide zu höherer Einheit zu verbinden, dann wäre das Ziel erreicht. -

Charlotte Wellmann hat ihren Gatten noch 12 Jahre überlebt. Ihr ganzes Herz hing an ihrem einzigen Sohne, der, zuerst ein schwächliches Kind sich mit der Zeit kräftig und gut entwickelte und ein sehr gescheuter, wackerer und treuherziger Mensch wurde. Wir hatten ihn Alle gern, und ahnten es nicht, dass düstere Gemütsstimmungen ihn oft beherrschten. Woher diese entsprangen, ob das leidende Bild des Vaters sie in ihm erzeugt und mit den Jahren gereift, ob innere Krankheit sie hervorgebracht, - ich weiss es nicht. Als er in Greifswald als Referendarius bei dem dortigen Gericht arbeitete, wurden wir durch die plötzliche Nachricht erschreckt, dass er sich durch Vergiftung selbst den Tod gegeben. Es war ein furchtbares Schicksal für die Mutter; erst den Gatten und nun den einzigen Sohn! Ihre Verzweiflung war schrecklich. Doch vermochte ihre energische und lebenskräftige Natur sie mit der Zeit wieder aufzurichten. Erst nach mehreren Jahren schloss eine rasche entzündliche Krankheit auch ihr das Auge.-----

Krosigk; er soll in Charlottenburg noch leben, ein alter eisgrauer Mann, den Hals mit dicken

Schals unwickelt, gleichgültig, einsam, ein ausgebranntes Fieber. In der Zeit, von der ich rede, stand er bei den gelben Husaren, und war nach Stettin kommandiert als Lehrer an der Kriegsschule. Über seine Herkunft und Vergangenheit ruhte ein trübes Dunkel. Es wurde behauptet, er sei der natürliche Sohn des Prinzen August Ferdinand von Preussen. Als ich ihn bei Wellmanns kennen lernte, war er wohl schon so gegen 40 Jahre alt, aber noch immer eine höchst interessante Erscheinung: eine breite Gestalt von mittlerer Grösse, mit brennenden schwarzen Augen, einem festen gut geformten Gesicht und einem sehr starken über die Wangen hinausreichenden schwarzen Schnurrbart. In der Regel sprach er wenig und blieb ziemlich kalt; taute aber das Eis auf, dann brauste sein Wort wie ein Waldstrom durch dunkle tiefbeschattete Klüfte, etwas eintönig aber dann und wann aufspringend und schäumend um bald wieder in ebnerem Bette fortzueilen.

Wir wurden ganz gut bekannt mit einander und haben öfter als einmal bei einer Flasche Sekt die Nacht hindurch zusammengesessen, wo er mir dann erzählte aus seiner Jugend, bis das Frühlicht durch die Spalten der Fensterladen schimmerte. Zwar, woher er stammte, das erfuhr ich auch nicht, aber was er erlebt und getrieben in jüngeren Jahren, das berichtete er mit seiner tiefen murmelnden Stimme, in die Sophaecke gedrückt, das Champagnerglas vor sich, die Zigarre im Munde.

"Ja, sehen Sie", warf er hin, "wir, kurz nach

den Freiheitskriegen erst in die Jünglingsjahre gerückten, wir sind schlecht fortgekommen. Hätte ich können die Schlachten mitfechten auf schneubendem Pferd, dann wäre ich ein anderer Mann geworden, vielleicht gar hinterher auch ein guter Friedenssoldat noch. Jetzt nun, da ist mir der Kram gleichgültig und er war es mir von Beginn an. Natürlich wendet man sich da auf andere Dinge, als auf das Reiten und Exerzieren und stürzt sich in eine andere Art von Gefahren, als die des Krieges sind. Ich war ja auch einmal ein netter Junge und mein Herz brannte heiss genug. Man gerät dadurch oft in die schwierigsten Lagen, ohne dass man sie sucht. Einer von meinen Kameraden hatte eine wunderschöne Frau; ich kannte die herrliche Blondine schon, da sie noch ein Mädchen war, und wir gefielen uns dazumal gegenseitig. Ja! was hilft da über das Gefallen, ich war ja ein ganz junger Mensch noch und durfte aus vielen Gründen an das Heiraten gar nicht denken, - dachte auch nicht daran. Nachher da wurde ich versetzt und sie heiratete einen Kameraden von mir, einen treuherzigen, lieben und ganz vernünftigen Kerl, den ich recht gern mochte. Es waren seitdem mehrere Jahre vergangen, da schrieb der an mich und lud mich ein, ihn auf seinem Gute, wohin er sich landwirtschaft treibend zurückgezogen hatte, zu besuchen. Ich antwortete ihm: Du, lass das sein, Du hast eine junge Frau und weisst, dass ich in solchen Stücken nicht unempfindlich bin. Na! ich reiste aber auf sein Zureden doch hin. Gott! Wie reizend war sie noch! Ich betrug mich nach mei-

nem Gefühl ganz zurückhaltend und passend; aber das  
 Eigentliche ist in der Poesie immer das, was zwischen  
 den Zeilen steht. Kein Wort wurde zwischen uns gewech-  
 selt, das der Mann nicht hätte hören können, und doch,  
 doch, das Gedicht spann sich leise fort. Ich wollte  
 nach einer Woche abreisen, es wurde mir zu warm, aber  
 mein Kamerad hielt mich zurück, so oft ich auch schon  
 das Satteln bestellt hatte. Nun traf es sich eines  
 Tages, dass ich unvermutet in das Zimmer trat, wo sie  
 vor dem grossen Trümeau stand, ihre blonden Haare  
 flechtend. Ich betrachtete sie im Spiegel, sie schien  
 mich nicht zu bemerken, ich trat näher und näher und  
 legte endlich leise meinen Arm um die holde Gestalt.  
 So standen wir eine Minute und sahen durch den Spie-  
 gel uns in die Augen. Da öffnete sich die Tür im Hin-  
 tergrunde des Zimmers abermals und mein Freund trat  
 herein. Was war zu tun?! wir stoben nicht auseinander,  
 das hätte sich schlecht für uns geschickt, und wie  
 auf Verabredung blieben wir Beide festgewurzelt ste-  
 hen. Mein Kamerad warf einen Blick auf uns, dann ver-  
 liess er stille wieder das Gemach. Nach einer Stunde  
 ging ich zu ihm; er sass traurig und finster, den  
 Kopf in die Hand gestützt, in seinem Zimmer. Du sag-  
 te ich zu ihm, es ist nichts vorgefallen, ich gebe  
 Dir mein Manneswort darauf, glaube mir! Dennoch habe  
 ich, ich fühle es, mir eine Kühnheit erlaubt, für  
 die Du Genugtuung von mir fordern kannst. Hier bin  
 ich, bestimme, Du hast den ersten Schuss. Er schüttelte  
 mit dem Kopf und sagte kurz: Nein! Ich reichte ihm  
 die Hand und schied noch in derselben Stunde aus sei-

nen Haus. -- Sie haben nachher ganz glücklich miteinander gelebt, leben auch wohl noch, -- aber sehen Sie, in solche Lagen kann man kommen, -- kann man kommen, -- kommen ----"

Er schwieg, seine Zigarre dampfte mächtig und er trank sein Glas bis auf den Grund aus.

Nach geraumer Zeit hub er wieder an: "die Frau Helmine von Schezé, die Schriftstellerin, habe ich auch gekannt. Wir fahren auf einem Dampfschiff zusammen, sie hatte sich auf dem Verdeck in eine Lucke gesetzt und baumelte mit den Beinen in den Raum hinunter. Ich ging da unten vorbei und bemerkte die herabhängenden Beine, so griff ich danach, hielt sie fest und zog ihr die Schuhe aus. Sie drohte mir, als ich mit den Schuhen auf dem Verdecke erschien; ich trat an sie heran und sagte: Sehen Sie, gnädige Frau, diese reizenden Stiefelchen, die habe ich eben im Schiffsraum gefunden. Sie drückte mir sehr herzlich die Hand und nahm die Schuhe wieder in Empfang. Es war ein mächtiges Frauenzimmer! Nur ihre Poesie taugte nichts.

Helmine von Schezi

geborene Klenke,

Ach! liebste, ach! geh' sie

Mit Ihrer Poesie,

Sonst krieg' ich die Kränke.

Ja so was erlebt man." darauf steckte er sich eine frische Zigarre an.

Krosigk hatte ein ganz ausserordentliches Vers- und Reim-talent. Ich möchte behaupten, niemals so schöne und wohlklingende Übersetzungen gelesen zu

haben, als die seinigen waren. Wo sind sie alle geblieben? verbrannt und verweht ohne eine andere Wirkung als die Freude, welche sie uns, den wenigen Hörern bereiteten. In den letzten Jahren hatte Krosigk mit ungeheurem Fleiss und grossem Geschick den Orland furioso von Ariost metrisch in achtzeiligen Stansen übersetzt. Wir zwangen ihn fast dazu, sein Werk dem Drucke zu übergeben und übernahmen selbst die einleitenden Schritte. Bevor diese aber noch zum Ziele gekommen waren, erschien unerwartet die Gries'sche Übersetzung. Krosigk trat eines Abends das Buch in der Hand bei Wellmann ein und legte es ruhig auf den Tisch. Wir waren über den Zwischenfall sehr verstimmt; doch überzeugten wir<sup>uns</sup> bald, dass die Gries'sche Übersetzung der unseres Freundes nicht das Wasser reichte. "Es ist aber nun doch zu spät", äusserte er, "ich habe die meinige schon in den Ofen geworfen." Sie war die Frucht jahrelanger Arbeit; Krosigk blieb aber ganz ruhig und ungerührt bei der Sache.

Er war überhaupt sehr unverfroren, wie man sich auszudrücken pflegt. Der hiesige evangelische Bischof gab ein grosses Mittagmahl. Nun, man richtet dergleichen ja so wohlfeil ein, wie man kann, Sparsamkeit ist eine Tugend, die jedem Hausvater ziemt, um wie viel mehr dem in Demut wandernden Diener der Kirche. Der Bischof hatte zwei Sorten Rotwein auf die Tafel gesetzt, die bessere für den oberen Teil des Tisches, an dem die Generale und Präsidenten zu Hauf sassen, die schlechten für das geringere Volk, welches den unteren Teil des Tisches einnahm. Krosigk

sass gerade auf der Grenze, sein Nachbar zur Rechten schenkte ihm das erste Glas ein und das schmeckte ihm auch erträglich. Als er es geleert hatte, griff der Bischof ihm gegenüber nach der Flasche zur Linken und füllte ihm das Glas wieder. Hm! dachte Krosigk, das ist ja saures Zeug, wie kommt das? Indessen er trank es doch aus, weil er durstig war, wie er sagte. Als ihn aber der Gastgeber darauf von Neuem aus der Flasche links versorgen wollte, da hielt er ruhig die Hand auf das Glas und sagte, auf die Flasche rechts deutend: Bitte, Hochwürden, von dem da! Nun machte der Bischof, statt die Sache zu übergehen, den Fehler zu behaupten, es wäre eine und dieselbe Sorte. Dies bestritt ihm Krosigk leichthin, als er sich aber gar nicht geben wollte, so bestrafte ihn der dadurch, dass er auf den Geschmack seiner Nachbarn provozierte, die dann nicht umhin konnten, den grimmen Unterschied anzuerkennen. Da muss ja dann ein Versehen vorgefallen sein, kusserte der Bischof mit vieler Fassung, liess die schlechtere Flasche forträumen und eine bessere dafür hinsetzen. Ja! das ist nun die richtige, bemerkte Krosigk mit Kälte.

Schon zu Anfang 1842 wurde Krosigk zum Regiment zurückkommandiert. Das war nichts für ihn und er nahm den Abschied. Ich habe ihn niemals wieder gesehen, nur so einmal einen Gruss aus der Ferne von ihm erhalten.

Vielleicht der talentvollste und geistig lebendigste von Allen war der Referendarius von Blankensee. Man hatte ihn aus der Provinz Posen hierher nach

Stettin versetzt, weil man glaubte, dass er polnische Beziehungen habe, oder wie es in dem Erkenntnis-  
se, das ihn zugleich mit einer Verwahrung belegte,  
hiess, "wegen Verdachts der Hinneigung zu den Rich-  
tungen des Polonismus." Das war denn doch der Schatten  
vom Schatten des Schattens, man denke nur: Verdacht  
der Hinneigung zu den Richtungen des Polonismus!  
Die Formel ist wirklich klassisch.

Gleichwohl hatte Blanckensee in der Tat sehr ent-  
schiedene Sympathien für die polnische Nation. Um  
diese bei einem Deutschen zu begreifen, muss man  
sich in die damalige Zeit zurückversetzen. Es lag ja  
Alles brach in öffentlichen Leben, niedergehalten  
von der in den massgebenden Kreisen herrschenden  
schrecklichen Angst vor "Unordnung" und "Unruhen".  
Der alternde König Friedrich Wilhelm III wollte der-  
gleichen nicht haben, er hatte schwere Zeiten genug  
durchgemacht und wünschte seine alten Tage in ver-  
dienter Ruhe zu geniessen. Was fehlte denn seinen  
Untertanen auch? Es tat ihnen ja Niemand etwas, sie  
hatten ja Alles was sie brauchten, und Handel und  
Verkehr wurden doch genügend berücksichtigt und ge-  
fördert. Auch die Kunstinteressen pflegte man sehr:  
waren nicht periodisch wiederkehrende Gemäldeausstel-  
lungen eingerichtet, waren nicht das Theater und das  
Ballet ausgezeichnet? Der König selbst war sich mil-  
der Gesinnung bewusst, er konnte es durchaus nicht  
begreifen, weshalb seine Untertanen sich nicht ruhig  
verhielten, sich ihres Lebens nicht freuten. Die Zeit  
war über ihn hinweggeeilt, er hatte keine Ahnung da-

von, was die Gemüter bewegte und überliess misslaunig seinen bereitwilligen Dienern alle Massregeln, welche diese zur Erhaltung ihres eigenen Einflusses und zur Unterdrückung des treibenden und aufstrebenden Geistes der Nation, zu verhängen für gut fanden. So geschah es, dass jede freiere Regung selbst in der Wissenschaft, im Keime erstickt wurde. Doch es gährte und brannte unter der Asche. Besonders in dem sogenannten gebildeten Mittelstande befand sich Alles in Opposition gegen die willkürlich herrschenden Mächte, deren einziges Ziel die Hemmung aller und jeder Entwicklung zu sein schien.

So erklärte es sich auch, dass Blankensee in den Polen nur das durch rohe Gewalt unterjochte Volk sah, dass ihm das erregte Herz blutete, bei den Misshandlungen, welche dieser an sich edle Stamm, zumal von Seiten des russischen Gouvernements zu erdulden hatte. Er fasste, wenn ich so sagen darf, die Sache persönlich auf. Dass der eherne Schritt der Geschichte, über diese Nation, die es zu einem wirklichen Staatswesen nie hat bringen können, hinwegging, das vermochte er nicht zu erkennen, sein Herz schlug für die blutenden Patrioten und ihre Helden, welche er mit der vom Adel und vom Clerus geknechteten, in Armut, Aberglauben und Unterwürfigkeit niedergehaltenen grossen Masse des Volks identifizierte.

Übrigens befand sich Blankensee auch sonst in politischen Dingen auf der äussersten Linken; er war ein abstrakter, durch und durch exaltierter, wenn auch höchst geistreicher Mensch. Erfreulich war er nicht,

aber sehr anregend, immerfort Neues herbeibringend oder schon Vorhandenem neue Seiten abgewinnend. Von eigentlichem Behagen konnte daher in seinem Umgange auch nicht die Rede sein.

Von Natur klein und schwächlichen Körpers schritt er, die Füsse sehr auswärts setzend in gebückter Haltung, mit blitzenden Augen daher; oder er sass Nichte hintereinander studierend am Schreibtisch oder bei der Flasche. Auf sich selbst nicht achtend, sich in keiner Art schonend ergriff er Alles, was auf dem geistigen Gebiet sich ihm darbot, mit verzehrender Energie. Nur seinen eigentlichen Beruf, die juristischen Studien vernachlässigte er gänzlich; er war, glaube ich, schon 8 Jahre lang Referendar und schob das Assessor-Examen immer wieder hinaus zum grossen Leidwesen seines Vaters, eines alten preussischen Obristen a.D., dessen einziger Sohn er war. Dagegen übersetzte er den polnischen Dichter Mickiewitz; Ihr findet das Buch in meiner Bibliothek. Die Übersetzung ist meisterhaft und ich gestehe, dass diese flammenden Gedichte mich damals geradezu hingerissen haben.

Eines Abends stürzte Blankensee bei Wellmann herein, - baff! da lag er über den Teppich stolpernd am Boden, - wir dachten er müsste sich alle Knochen entzwei gebrochen haben; aber im nächsten Augenblick war er schon wieder auf den Beinen und rief, die Arme über den Kopf zusammenschlagend: "Wellmann! ich bitte Sie um Gotteswillen, denken Sie sich blos, es ist unerhört, - jetzt weiss ich's: ich kann nicht englisch, ich kann den grössten Dichter aller Zeiten,

ich kann Shakespeare nicht(nicht) in der Ursprache lesen! O Schande, Schande, Schande! - darauf lief er wieder fort, spornstreichs zu einem englischen Lektor hin, der ihn denn in den folgenden Monaten unterrichtete. Es war kein Vierteljahr vergangen, da las und schrieb er englisch bis zur Vollkommenheit; der Lektor sagte, so etwas wäre ihm noch nie in seinem Leben vorgekommen.

Daneben liebte Blankensee die Musik enthusiastisch, und, wenn es so kam, übernahm er sich leicht in Wein. Er war durchaus kein Trinker; aber er konnte gar nichts vertragen, es bedurfte lange nicht einer Flasche, um ihn in trunkene Laune zu versetzen. Wenn wir festlich mit ihm zusammen waren, so rückten wir die Weinflaschen immer möglichst weit von ihm fort, so dass er sie nicht ablangen konnte. Er war dann auch ganz zufrieden und fragte gar nicht danach. Stand die Flasche aber vor ihm auf dem Tisch, so schenkte er sich rasch hintereinander ein Glas nach dem andern ein, bis es zu viel war, - er merkte das gar nicht, Ein volles Glas vor sich stehen zu haben, war ihm rein unmöglich; sobald man ihm eingoss, trank er halb in Gedanken auch sofort aus, perorierend, lachend, rechts und links hin sprechend, erregt, leidenschaftlich, sprühend von Witz, Satyre und Phantasie.

Am allerschlimmsten war, dass er sich fortlaufend verliebte, und zwar nicht immer in dieselbe und gewöhnlich in verheiratete Frauen oder Bräute. Denen brachte er dann Blumensträuße, dichtete Sonnette auf sie, ging ihnen nicht von der Seite, und fühlte sich un-

glücklich und hoffnungslos.

Dass eine solche Gemütsverfassung und ein solches Leben ihn aufreiben mussten, war vorauszusehen. So viel wir auch von seinem belebenden Umgange hatten, so grosse Teilnahme wir für ihn hegten, so sahen wir doch genug ein, dass es ihm an jedem festen sittlichen Lebenshalte fehlte und dass er dem Untergange unaufhaltsam zueilte. Alle unsere Versuche, ihn zu geregelterm Leben, zu geordneter Tätigkeit zu bewegen, blieben völlig fruchtlos; er fasste wohl dann und wann einen guten Vorsatz, namentlich in Bezug auf seine zerrütteten Finanzen, aber es hatte niemals Bestand damit.

An einem Morgen schickte Wallmann zu mir und liess mir sagen, Blankensee wäre bei ihm gewesen und hätte allerlei tolles Zeug geredet und getrieben, er fürchte das Schlimmste. Ich eilte sofort zu ihm. Unterwegs auf dem Klosterhofe begegnete er mir schon, trotz des stürmischen und regnerischen Wetters in dünnem Rock und den Hut in der Hand, den er schon von fern, als er meiner ansichtig wurde, hoch schwenkte, indem er laut rief: O welch' ein schöner Frühlingstag! und dann hub er an das schöne Claudius'sche Gedicht zu deklamieren: "Heute will ich fröhlich, fröhlich sein, kein Gesetz und keine Sitte hören, will mich wälzen, will vor Freuden schrein, und der Kaiser soll mir das nicht wehren! - der Kaiser, verstehst Du, den Kaiser, damit ist der Zar gemeint, Nikolaus, unser Schwager, der grosse Polenschlächter! "

Anfänglich hoffte ich, er wäre nur betrunken, aber seine blitzenden Augen, seine abschweifenden Gedanken belehrten mich bald eines Andern, - er war wahnsinnig geworden. Ich fasste ihn unter den Arm und zog ihn mit mir nach seiner Wohnung. Dort setzten wir uns auf das Sopha, er trank durstig ein Glas Wasser, das ich ihm reichte, und es schien so, als werde er ruhiger. Allein in Absätzen immer von Neuem brach der Dämon in ihm hervor, und endlich mit einemmal sprang er auf, ergriff eine Bibel, die auf seinem Pulte lag und warf sie nach meinem Kopfe, indem er schrie: Dieses Buch habe ich auf dem Wege der Liebe gefunden, und meine Liebe hiess Louise! Ich war dem Wurf dadurch ausgewichen, dass ich mich rechtzeitig bückte. Während ich nun aber ihn ernst anredete, und ihn anrief, was das heissen solle, kroch er in eine Ecke des Zimmers und stürzte dann mit einem Sprunge, wie ein Raubtier auf mich los, mich bei der Gurgel packend. Zum Glücke war ich viel stärker, als er, ich überwältigte ihn und warf ihn an die Erde, wo ich ihn festhielt. Es war eine schreckliche Lage für mich, Blankensee wehrte und sträubte sich rasend, ich durfte ihn nicht loslassen, er war in vollständige Tobsucht verfallen und konnte sich oder mich beschädigen. Nach einer Weile liessen plötzlich alle seine Muskeln nach; nun sprang ich rasch auf, eilte zur Thür hinaus, die ich verschloss und holte Hülfe. Es war grässlich; wir mussten ihm die Zwangsjacke anlegen, er tob-

te mehre Nächte und Tage hintereinander.

Der Anfall ging nach einer Woche etwa vorüber, der Unglückliche wurde wieder ruhig und in der Hauptsache geistig klar. Sein Vater kam, ihn in sein Haus nach Bromberg abzuholen. Dort hat er noch Jahr und Tag gelebt, dann ist der Wahnsinn von Neuem ausgebrochen, er wurde in ein Irrenhaus gebracht, wo er nach einiger Zeit gestorben ist.

Wohl ihm! weiter kann ich nichts sagen. Aber eine schöne Geisteskraft war es, die mit ihm wieder unterging.

Blicke ich zurück auf den Wellmann'schen Kreis, so erfasst mich tiefe Wehmut. Wellmanns Beide, Werkmeister, Vogel, Cäsar und Julius Gierke, Blankensee, Prutz, Carl Stahr, alle Diese reichbegabten Menschen, Alle sind sie tot, in der Blüte der Jahre oder in Manneskraft dahingefafft vom Geschick. Nur Krosigk vegetiert da noch in Charlottenburg, einsam, lebensmüde und vergessen.

---

### 3.

#### Noch immer zu Hause.

Ich könnte Euch noch Viele nennen, von Vielen Euch erzählen, die mir damals nahe gestanden; es würde mich aber zu weit führen. Ungefähr könnt Ihr aus dem im vorigen Kapitel Erzählten schon entnehmen, mit wem ich lebte und verkehrte. Lasst mich nun in unser Haus und zu unserer Familie noch

etwas zurückkehren.

Mein Bruder Waldemar hatte die Landwirtschaft erlernt und hielt sich, auf der Suche nach einer eigenen Unternehmung längere Zeit im elterlichen Hause auf. Wohin sollte er auch? Hatte er eine Verwalter- oder Inspektor-Stelle angenommen, da hätte er doch nicht beliebig zu jeder Zeit abkommen können, um hierhin und dorthin zu reisen, dies und jenes Gut, das etwa gekauft oder gepachtet werden konnte, zu besuchen. So lag er also in Stettin auf der Lauer. Wenn ein tatkräftiger Mann praktisch nicht recht was zu tun hat, das ist immer nicht gut, und meiner Mutter zumal wollte es gar nicht gefallen, dass Waldemar, wie sie sich ausdrückte, den ganzen Tag so herumlungerte. Obgleich sie gerade diesen Sohn zärtlich liebte, so bezeugte sie sich jetzt doch nicht gerade sehr freundlich gegen ihn und hatte an ihm und dem, was er tat und nicht tat, immerfort etwas auszusetzen. Es brachte dies zuweilen einige Verstimmung zu Wege, die indessen nicht tiefer griff, weil die Einsicht und der milde Sinn meines Vaters die kleinen Unebenheiten wieder auszugleichen wusste.

Mit mir und meiner Mutter ging auch nicht Alles ganz glatt. Es muss wohl für ältere Personen sehr schwer sein, die Eigenart und die Strebungen der jüngeren richtig zu verstehen und sie gewähren zu lassen. Ihre Bildung hat in einer früheren Periode, wo die Forderungen ganz andere waren, ihre Grundlage erhalten, ihr Leben, ihre Erfahrungen, ihre

Schicksale haben sie gereift, sie sind zu vielen Gesichtspunkten gelangt, die der Jugend und deren Wünschen und Hoffen fern liegen. In dem Gefühle solchen Übergewichts sind sie daher oft geneigt, Anderen nach sich selbst zu beurteilen, den Massstab ihres eigenen Denkens und Trachtens auch an diese anzu-legen, während sie bedenken sollten, dass ein je-der aus seiner individuellen Natur heraus beurteilt sein will und dass auch gute in ihrer sittlichen Natur übereinstimmende Menschen in ihren Neigun-gen und Bestrebungen auseinander gehen mögen.

Meine gute Mutter kannte sich in meine Natur durchaus nicht finden; sie hielt gar zu Vieles, was mich erfüllte und an dem meine Seele hing, für unnütz, unpassend oder übertreibend und forderte von mir allerlei, was mir durchaus entgegen war und mich in meinem Gange unterbrach und aufhielt. Es ist ja möglich, dass ich mich oft zu sehr abson-derte, ja ich muss zugeben, dass ich diesem und jenem Wunsche meiner Mutter wohl hätte nachgeben können, statt mich demselben zu versagen. Aber ich war ja der Sohn meiner guten Mutter und hatte von ihr doch Manches geerbt. Wenn ich aufrichtig sein soll, so muss ich auch glauben, dass sie ein wenig eitel auf mich war und mich gern Anderen vorführen mochte. Es war ihr deshalb sehr unangenehm, wenn ich mit den Eltern nicht in Gesellschaft gehen und da mit den Haustöchtern nicht Duette singen und im Tanz herumspringen wollte. Mir war dies grässlich, ich hatte nicht die mindeste Lust zu dieser Art

von Gesellschaftsleben, ich sass ja viel lieber zu Hause bei meinen Büchern und Arbeiten oder las mit meinen Freunden den Schakspeare. Das führte denn zu Missdeutungen und Ausserungen meiner Mutter wie folgt: "Nun! wenn Du mit den alten Freunden Deiner Eltern nichts zu tun haben willst, wenn Du Dich von unseren Verhältnissen loszulösen wünschst, dann ist es ja gut, tue was Du willst." Oder auch so: "ein junger Mensch muss munter sein, muss in's Leben gehen, dasselbe kennen lernen und es auf anständige Weise geniessen." Sie hatte von der Jugendfröhlichkeit ihre eigenen Vorstellungen, - mein Gott! ich hatte die Art welche ihr vorschwebte, auf der Universität genügsam gepflegt. Und wenn ich einmal unversehens einen etwas schlechten Witz machte, dann sagte meine Mutter ironisch: Hast Du das etwa von Deinem Freunde, dem Baron von Ungern-Sternberg gelernt?" - Es war schlimm.

Und nun verlangte sie gar, ich solle mit meiner Schwester Therese französisch sprechen und mit ihr musizieren. Ich habe in meinem Leben kein Wesen gesehn, das sowenig zum Französisch-Sprechen angelegt war, wie die gute Therese. Sie war liebenswert und herzensgut und hatte die vortrefflichsten Seiten, aber trotz alles Unterrichts, trotz jahrelanger Konversationsstunden brachte sie es durchaus nicht dazu, weder die Grammatik noch die gewöhnlichen französischen Redewendungen zu erlernen. Mademoiselle Cataneo kam alle Vormittage eine Stunde zur Konversation: meine Mutter wünschte, ich

solle mich daran beteiligen. Nun ist das doch für einen Mann, der sein Geschäft und seine Studien hat, eine schwierige Aufgabe, des Vormittags sich mit französisch-Parlieren zu befassen. Ich weigerte mich daher standhaft, und meine Mutter nahm mir das recht übel. Als ich aber einmal zufällig in die Stube kam, konnte ich doch nicht ausweichen und musste in das Konversationszimmer hinein. Da stand ich nun vor der Mademoiselle, - was sollte ich mit ihr reden? sie interessierte mich gar nicht. Nun! ich fragte sie nach den Fortschritten ihrer Schülerin. "Ah!" erwiderte sie, "ella a une assez belle prononciation." Über dieses Lob errötete Therese bis unter die Haare und wendete sich an Fräulein Cataneo mit den schüchternen Worten: "An hou! pardon mon cher!" Ich dachte, ich sollte mich ausschütten vor Lachen, - wir lachten schliesslich auch alle drei.

Fast noch übler stand es mit dem Singen. Therese hatte zwar etwas Stimme, eine hohe Discantstimme; aber sie war durchaus unmusikalisch und was das Schlimmste, sie detonierte erschrecklich. Ich kam mir geradezu wie ein Schlachtopfer vor, wenn ich sie zum Gesange auf dem Piano begleiten musste. Mein Vater sah das auch vollständig ein, er hatte gleichfalls von der musikalischen Begabung seiner Tochter keine grossen Begriffe, und in guter Laune, als er sie einmal in höchster Höhe singen hörte, trat er an die Tür und bewegte diese in den Angeln hin und her, als ob die Töne, die

er vernahm, von da herrührten. Nun fuhr Therese in ihrer naiven und herzlichen Weise auf ihn los und machte ihm Vorwürfe. Da zog so ein Schatten des Ernstes über seine Züge, und er sagte, indem er sie in den Arm nahm: "Therese, es ist doch wunderbarlich, dass die Menschen sich so oft gerade auf das verlegen, was ihnen die Natur einmal versagt hat, und umgekehrt wieder das Übersehen und weniger entwickeln, was ihnen eigen ist und was sie schmückt, eben weil es aus ihrem besseren Inhalte entspringt." Zu mir äusserte er gelegentlich: "Du könntest in solchen Dingen, die namhafte Opfer ja doch nicht erheischen, Deiner Mutter wohl etwas gefälliger sein." Wenn es nur nicht die Mozart'schen herrlichen Arien gewesen wären, die Therese immer singen wollte. -

Doch diese kleine Kontroversen wurden durch den guten Sinn und Geist unseres Hauses leicht wieder ausgeglichen und beeinträchtigten unseren häuslichen Humor, in dem besonders mein Bruder Otto sehr bedeutende Geschäfte machte, durchaus nicht. In der Wohnstube meiner Mutter, als wir dort eines Abends eintraten, zeigte sich unweit der kleinen Schänke ein grosser nasser Fleck auf den Dielen, und das ganze Zimmer duftete unverkennbar nach Rum. Wir taten, wie auf Verabredung so, als ob wir da gar nicht gehen könnten, ohne uns nasse Füsse zu holen und sprangen mit vielem Geräusch über die nasse Partie hinweg. "Das ist ja hier ein reiner Sumpf!" bemerkte Otto. Die

Augen unseres Mütterchens blitzten schaff nach ihm hinüber. Er fing aber wieder an: "ich weiss gar nicht, das riecht hier so merkwürdig nach Rum, als ob ein ganzes Fass ausgelaufen wäre." Nun hielt sich Mütterchen nicht länger. "Ein Fass?" sagte sie, "keinesweges, ein Fass!" - es ist da nur etwas Rum herausgegangen." Sie hatte nämlich, als sie die Teebüchse aus der Schänke nahm, die Rumflasche mit herausgerissen und diese hatte sich ein wenig auf den Boden entleert. "Das ist ja höchst wunderbar", sagten wir also, "dass solcher Rum so rausgeht, - sonderbarer Rum!" "Nun ja, ja, ja!" rief Mutter, "wenn Ihr es wissen wollt, ich, ich, ich selbst bin es gewesen, ich habe ihn verschüttet, Eure Mutter wird auch wohl einmal so etwas tun können, Ihr seid ja alle Tage ungeschickt, Ihr solltet Euch an Eure eigne Nase fassen, das wäre klüger." Ubrigens war es nur ein kleines Bischen." "Gott sei Dank! dass ich es nicht gewesen bin", murmelte Waldemar vor sich hin und Otto fügte hinzu: "Es war nur ein kleines Bischen, das kann einem ja passieren, da ist ja nichts bei." "Nein! es ist auch nichts dabei, nicht das .Geringste!" sagte meine Mutter. --

Es wurde übrigens Zeit, dass Schwester Therese heiratete, meine Mutter wünschte es dringend und hob zuweilen die Vorzüge ihrer Tochter Anderen gegenüber mehr hervor, als es uns Söhnen zusagte. Therese war eine sehr harmonische Natur, heiter, gut und verständig, mit einem

naiven Zuge; sehr viel in der Schule gelernt hatte sie gerade nicht, aber sie schrieb einen sehr guten, fließenden und oft eigenartigen Stil und beurteilte die Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft sehr richtig. Dass sie hübsch, was man so nennt, gewesen wäre, kann ich nicht sagen; aber sie hatte eine wohlgebildete Figur und sehr liebe Augen, und dass sie eine treffliche Hausfrau werden würde, war zweifellos, — dennoch war sie nicht sehr begehrt. Indessen einen Antrag hatte sie abgelehnt, der ausserlich sonst annehmbar erschien, weil sie den Bewerber "ja gar nicht liebte". Jetzt bemühte sich ein sehr wohlhabender Gutsbesitzer in der Nähe der Stadt um sie. Wir waren da Alle zu Mittag hinausgeladen und wurden in 4 spänniger Kutsche abgeholt. Da passierten zwei komische Geschichten, die mir in der Erinnerung geblieben sind. Dem Bruder Otto bei Tische gegenüber sass ein Kandidat der Theologie, Nachbarskind mit uns und unser Schulkamerad von früher. Dem wollte Otto ein Glas Wein einschenken, er lehnte aber ab. Nun entspann sich folgendes Gespräch: "Warum trinkst Du denn nicht?" fragte Otto. "Ich versage mir dergleichen" erwiderte der Kandidat. "Na warum versagst Du Dir denn dergleichen?" "Weil ich nicht weiss, ob ich das immer werde haben können." "Schafkopf!" brauste nun mein Bruder Otto auf, "denn trinke doch jetzt so viel, als Du noch kriegen kannst." Grosse Heiterkeit der Umsitzenden.

Nach der Tafel ging man im Garten spazieren. Ich sah, wie der Gutsbesitzer unserer Therese nachfolgte, die an den Blumen sich freuend eben auf einem schmalen Steig daher wandelt~~e~~. Er war schon dicht hinter ihr, ich eilte ihr zu Hülfe, da ich wusste, dass Therese ihn nicht mochte. Als ich in ihre Nähe kam, deklamierte sie, wie sie das öfter in erhöhter Stimmung tat, lauf von sich hin, und zwar diesmal aus Goethe's Iphigenie: "Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen, - wie enggebunden ist des Weibes Glück!" Der Gutsbesitzer stutzte, der "rauhe Gatte" ging offenbar auf ihn, so zog er sich vorläufig zurück. Bald nachher verlobte sich Therese mit meinem Freunde Julius Gierke, mit dem sie in sehr glücklicher Ehe bis an ihren frühzeitigen Tod gelebt hat. - - -

Hökendorf! das waß noch immer unsre Freude! wir fuhren noch immer Sonnabends hinaus, ganz so wie früher und erquickten uns in der herrlichen Natur, wir Jüngeren jetzt mit erweitertem Blick und Herzen. Die Wirtschaft da draussen hatte meine Mutter in ihre, wie sie meinte, feste Hand genommen. Der Verwalter begrog uns aber doch gehörig. Mit Bestimmtheit so etwas nachzuweisen, hält in der Regel schwer, meine Mutter war aber keinesweges die Frau, die dergleichen mir nichts dir nichts hinnahm. Sie inquirierte scharf, war höchst zornig, bekam aber doch auch nur kleine Veruntreuungen an Milch und Obst heraus. Dagegen mein Vater lächelte über diese Dinge. "Ich weiss,

wohl", sagte er, "dass die Haak's sich dies und Jenes zueignen, was ihnen nicht zukommt, aber wenn es nur in den Grenzen bleibt, wie bisher, dann lasst sie nur. Es kommt nur darauf an, dass es nicht zu arg wird. Schaffen wir die jetzigen Leute ab, die neuen werden nicht besser sein, Engel sind sie Alle nicht, und mit den Lebensmitteln, die Einer verzehrt, wenn es ihm schmeckt, das ist überhaupt so eine eigene Sache. Wir sind ja auch hier, um uns an der Natur zu erfreuen und von der Arbeit zu ruhen: also lasst sie nur, man kann wohl ein Auge zudrücken."

Ein bedeutender Abschnitt war es, als mein Vater um jene Zeit das Gut Jasenitz für meinen Bruder Waldemar ankaufte. Er bezahlte es nach damaligen Verhältnissen etwas zu teuer, und Waldemar hat sehr zu kämpfen gehabt um durchzufinden. Aber er war ein wackerer und energischer Mensch und ging rüstig, mit Verstand und Umsicht und bescheidenen persönlichen Ansprüchen an's Werk. Es war ein frisches unermüdliches Schaffen, das seinen Lohn ja auch gebracht hat. Von früh bis spät war der junge Wirt auf den Beinen, rechnete und verglich, Alles sah er selbst und ordnete er selbst an: denn so sagt das alte Sprichwort: "des Herrn Auge macht das Vieh fett und sein Ross hat goldne Hufe."

In der produktiven Tätigkeit liegt etwas schon an sich Befriedigendes; man sieht doch,

was man schafft und wie man das reale Kapital der Gesellschaft vermehrt. Waldemar war ein tüchtiger Landwirt, eine redliche, edele und feste Natur, eine mutige Seele. Von Roheit, wie man sie bei den Gutsbesitzern häufig antrifft, war keine Spur in ihm, er hatte vielmehr eine wirkliche Bildungsfähigkeit und vielen poetischen Sinn, Eigenschaften, die indessen bei seinem mühevollen Geschäft und unter den Sorgen des Lebens doch nicht zu der Entwicklung kamen, welche sie verdienten. Den Charakter meines Bruders stelle ich sehr hoch; er war der rechte Mann der Prinzipien, der keinen Zoll breit von dem abwich,<sup>was</sup> er als edel und recht erkannt hatte. Zuweilen trat(doch) das etwas schroff und unvermittelt hervor; aber der gute und treffliche Kern war doch immer erkennbar und liess die Heftigkeit und Hartnäckigkeit, mit der er seine Sache vertrat, nur als die nicht eben erfreuliche Form, niemals als Inhalt erscheinen. Er ging den Dingen immer gerade auf den Leib und erledigte sie, mutvoll und offen, ohne Schlaueiten und Vorbehalte, ohne Hintertüren und Rücksichten, mit festem Schritt und festem Blick, - ein rechter Ritter ohne Furcht und Tadel.

Auch meines Bruders Gemütsseiten waren liebenswert; ich habe selten jemand so aus voller Seele lachen sehen, wie ihn, in jüngeren Jahren konnte man ihn geradezu mit einem Finger vom Stuhl stossen, wenn er in's Lachen kam. So war auch sein Verhältnis zu seiner Frau ein durch und

durch echtes; er behalm sich gegen sie mit einer Zartheit und Ritterlichkeit, die auch dem fern-  
ner Stehenden anmutsvoll erscheinen mussten; er war nachsichtig und geduldig, gegen sie, die in seinem Schutze stand, so wie ein echter Mann es sein muss.

Auch er ist dahingegangen in voller Manneskraft. Über sein Feld reitend verunglückte er mit dem Pferde, das mit dem Kopf unruhig werfend ihn in die Schläfe traf. Es musste in folge dieses Stosses ihm wohl ein Blutgefäß im Gehirn gesprungen sein. Dienstleute brachten ihn bewusstlos nach Haus, wo seine Gattin seiner Rückkehr harrend vor der Tür sass. Nach 2 Tagen war er tot, allzufrüh seiner Familie, seinem frischen und tätigen Wirken entrissen.

Wir haben unseren Bruder Waldemar damals, als er noch unverheiratet war, in Jasenitz oft besucht. Auch im Winter fuhren wir, Otto und ich, gern zur Jagd hinaus. Diese Jagdvergütungen hatten für mich einen eigenen Reiz. Ich bin immer ein schlechter Schütze gewesen, weil mein Auge zu langsam war. In der Regel schiesst man im Eifer immer zu rasch und zu früh, bei mir, obwohl ich sonst lebhaft genug war, verhielt sich's gerade umgekehrt, - ich drückte immer zu spät und wenn das Wild schon zu weit weg war, los. Aber was so darum und daran ist bei den Jagden, das stand mir zu Sinne, an Sommer- und Herbst-Abenden der Anstand, im Winter die lusti-

ge Treibjagd. Was da Alles vorgeht, wenn man Abends so in einer Waldecke sitzt, den geladenen Doppellauf schussfertig im Arm, vor sich ein Stück Feld still und regungslos erwartend, dass das Wild aus dem Dickicht heraustritt! Alle Sinne schärften sich, das Auge durchdringt die Dämmerung, das Ohr die Ferne. Horch! Da rauscht ein Wasser, da klappert vernehmlich ein Mühlrad, - Hundegebell aus dem Dorf, da am Horizont schlägt an das Ohr und auf der abgelegenen Strasse rasselt ein Wagen vorüber. Dann plötzlich eine Nachtschwalbe, ein Raubvogel über unserem Haupt hinweg in die Walddtiefe hinein. Vor dem Jäger aber <sup>oh</sup> erscheint Meister Lampe und macht sein Männchen, oder ein Fuchs windet aus der Schonung rechter Hand vorsichtig heraus.

Das war so recht etwas für mich. Dass ich an solchem Abend, wo die Schauer der Waldeinsamkeit mich umfingen, gerade viel erlegt hatte, kann ich nicht behaupten, - es kam darauf ja auch nicht an.

Und im Winter frühe, wenn der Tag anbrach und der violette Rauch aus den Schornsteinen in die klare Morgenluft stieg, dann hiess es: "Auf! sprach der Fuchs zum Hasen, hörst Du nicht den Jäger blasen," und hinaus zogen wir munter zur Treibjagd. Draussen, am Ende des Dorfes wartete schon der alte Müller Olwig in seinem grauen Flausrock, und der Forstrendant Knapp, der eifrige, der niemals zurückblieb und die Schaar der Treiberjungen kommandieren half. So warte-

ten wir, bis spät Nachmittage die Sonne sank, durch den tiefen Schnee, um einigen Hasen und einem unglücklichen Fuchs, welche so gütig waren uns in den Schuss zu kommen, den Garaus zu machen. Aber der Lohn bei der Heimkehr, in Gestalt eines kräftigen Mittagessens und einer guten Flasche Wein bei riesigen Hunger und Durst und gutem Hammer, - war dafür um so lockender. Nachts im Schneegestübe verirrten wir uns denn auch wohl einmal bei der Rückkehr, oder wir blieben die Nacht in Jarenitz, rauchten eine Pfeife hinter der andern und plauderten miteinander, bis uns die Augen zufielen.

Auch in Ekerberg waren die Jagden sehr frühlich. Da gab es lautjagende Hunde, sogenannte Bracken, deren Gebell man folgte, wenn sie anschlugen, und das taten sie, sobald sie die Fährte eines Wildes aufgenommen hatten. In Ekerberg wurden die Jagden mit mancherlei Beiwerk betrieben: Hornsignale erklangen, ein kaltes Frühstück versammelte die Jagdlustigen auf einsamer Waldstelle. Eine bunte Gesellschaft, in den verschiedensten Kostümen, einige davon wie Eduard Goldammer und Justizrat Hartmann stets verdriesslich und unzufrieden, andere immer vergnügt, gerade wenn sie vorbeigeknallt hatten, noch andere in witziger Laune oder empfindlich, wenn jemand ihre Jagderfolge berührte. "Heute", so bemerkte bei dem Auszuge Einer\*Hausse ausgemacht werden, dass Keiner Keinem etwas übel nehmen darf!" <sup>"Gut!"</sup> rief Freund Walsten, Kug-

ler's Schwiegersohn und übriges ein perfekter Jäger, "gut! macht Ihr das nur aus, aber mich und meinen Freund den Stadtrat Dickhof müsst Ihr ausnehmen, denn wir Beide nehmen Alles übel!"

Ich habe das Jagden nicht lange fortgesetzt, weil es zu viel Zeit kostet und auch mit zu wenig sachlichem Effekt verbunden ist. Ausserdem schoss ich schlecht und hatte zu wenig Glück auf der Jagd. Eines Nachmittags im Herbst suchten wir ein breites Kartoffelfeld nach Hühnern und Hasen ab. Der Hund vor mir stand, ich schlich heran, da hob sich zwischen den Stauden auf einen Augenblick ein brauner Kopf empor und flüchtig eilte das Tier dahin. Ich hielt drauf, schoss und Alles ward still. "Was war da?" fragte mein Bruder Otto neben mir "Ein Hase," sagte ich gleichgültig. "Hast ihn getroffen?" "Natürlich", antwortete ich. Getroffen hatte ich freilich, aber nicht einen Hasen, sondern einen -- Kater: denn als solcher erwies sich der erlegte, da wir näher kamen. Ein ungeheures Gelächter lohnte meine Tat. Ich lachte herzlich mit: denn es war wirklich urkomisch; aber ich ärgerte mich doch etwas. Und wäre es nun blos nicht der Kater des Predigerfräuleins gewesen! Emma Pietsch vermisste ihren Liebling und Kameraden seit jenem Tage; es wurde ihm, "Heldensinn" hiess er, überallhin nachgeforscht, aber er blieb verschwunden und viele Tränen folgten ihm. Ach! ich wusste nur zu gut, welch' schreckliches Ende er genommen; wir schwiegen aber doch lieber.

An demselben Tage, wo ich den Heliensinn erschoss, passierte mir noch ein anderes Mißgeschick. Als wir nämlich mit geringer Beute gegen Abend nach Hause wanderten, fiel auf der Wiese zur Seite des Weges eine Beccassine ein. Ich schickte den Hund hin und schlich ihm nach, um durch einen guten Schuss die Scharte von vorher wieder auszuwetsen. Es war ein nichtswürdiges durchbrüchiges Terrain, ich mußte sehr vorsichtig gehen, um zwischen den Bülten nicht einmal in ein Wasserloch zu treten und mir die Stiefel vollzufüllen. Als ich näher an die Schussstelle kam, hielt ich das Auge aber doch wohl zu scharf und starr auf den Ort hingewandt, wo der Hund stand; denn ich mußte gleich schießen, sowie die Schnepfe aufgefliegen war und ihren Haken gemacht hatte. Da plumps! lag ich bis an die Brust im Wassersumpf; mein Gewehr ging los, die Beccassine flog davon, und der Hund, dem ein Schrotkorn den Rücken gestreift hatte, heulte. Am Wege standen meine Kameraden und freuten sich unendlich.

---

#### 4.

#### Juristerei und Musik.

Unter den jungen Leuten meiner Bekanntschaft schien es Mode werden zu wollen, sich zu erschießen; drei von ihnen gaben sich kurz nach einander selbst den Tod. Auf ihrem Tische lag dann irgendwo ein verlorener Zettel, der über die

Gründe dieses "letzten Schrittes" einige Bemerkungen enthielt. Gustav Böhmer, der eine dieser Unglücklichen gehörte der uns nahe befreundeten Böhmer'schen Familie an. Er war Kandidat der Theologie und eigentlich ein unangenehmer, aufdringlicher Mensch, innerlich und ausserlich. Man meinte, er hätte sich aus Renommisterei totgeschossen; dies Urteil klingt hart, dennoch mag es ein Stück Wahrheit enthalten. Vielleicht auch hatte er geglaubt, es wäre nicht gleich Alles aus, wenn man eine Pistol gegen die Schläfe abdrückt. Die Welt verlor an ihm nichts; doch für die Familie war sein Ausgang schrecklich. Wie kommt es nur, dass die 4 Böhmer'schen Töchter, von denen die ältesten beiden meiner Schwester Therese nächste Freundinnen waren, alle so liebenswert, gescheit und gut sind, - und die Söhne? ...

Der zweite der Selbstmörder war der Referendar Pallenius. Ich hatte amtlich den Befund aufzunehmen: da lag er mit zerschmettertem Kopf auf seinem Sopha, in der Hand -- ein Anekdotenbuch.

Sehr nahe ging mir der Dritte, der Referendar Loeilotte de Maré, ein talentvoller, musikalisch ausserst begabter, nicht mehr ganz junger Mann, der in unserem Kreise, besonders bei Lobedau's und Goldammers viel verkehrte. Auf dem Zettel, den er zurückliess, stand geschrieben: Ich besitze noch zu viel Lebenskraft, um von selbst zu sterben, und sehe ohne einen herzhaften Entschluss doch nur einer elenden Zukunft entgegen. Ohne

Mut bin ich verloren. Sentimentale Betrachtungen können zu nichts führen, - Niemand weiss, wie mir zu Mute ist. Ich fühle die ganze ungeheure Last dieses Abschiedes, und dennoch muss ich *ihn* wählen, für das Gefühl der zerschmetterten Hoffnung, der gebrochenen Ehre gibt es keine andere Erlösung, um die ich sonst vergeblich bat. Lebt wohl, Gott verzeihe mir! - P.s. Noch muss ich sagen, dass es mir an liebevollen Ermunterungen und Anerbietungen nicht gefehlt hat; doch wäre Hoffnung in meinem Zustande nur Torheit, - Etwas Näheres über die "zerschmetterten Hoffnungen" und die "gebrochene Ehre" war nicht zu erfahren.

Koullot hatte <sup>in</sup> sich dem Wald bei Eckerberg, den wir so oft fröhlich und mit Gesang durchstreift, erschossen. Einige jüngere Referendare standen im Gerichtshause zusammen und besprachen den erschütternden Fall. "Herr Gott!" rief der Referendarius v.K., ein gutmütiger aber dämlicher und hochfahrender junger Mann; "dann bin ich ihm gerade begegnet, als er hinging, um sich zu erschiessen. Es war an demselben Nachmittag auf dem Wege nach Eckerberg; ich wollte ihn noch anreden, aber er winkte mir mit der Hand zurück und machte nur, dass er an mir vorbeikam."

"Ja! da dachte er wohl", bemerkte Werkmeister tiefsinnig, "muss mir auf meinem letzten Gange dieser Ochse auch noch in den Weg laufen." Wie eine Bombe fiel diese Ausserung zwischen

uns, wir konnten trotz des traurigen Moments das Lachen kaum halten. v.K. wurde feuerrot, trat einen Schritt zurück und rief: "Herr! wie können Sie sich unterstehn, in so empörender Weise ---" "Mein lieber Herr v.K.", unterbrach ihn Werkmeister, "Sie missverstehen mich wohl", "Nein! Sie haben Ochse gesagt!" schrie K. "Sie missverstehen mich wohl", wiederholte Werkmeister gelassen, "ich sage ja nicht, dass ich Sie für einen Ochsen halte, ſ im Gegenteil, ich persönlich halte Sie für einen höchst aufgeklärten und geistreichen jungen Mann, ich versetze mich bloß in die Seele des Unglücklichen, der sich so eben selbst entleiben wollte." "Das ist mir Alles ganz egal," entgegnete K. wütend, "ich fordere Satisfaktion, Sie haben mich grob beleidigt."

"Wie? ich?" versetzte Werkmeister mit der Miene des höchsten Erstaunens, "ich? - Sie beleidigen? das fiel mir nicht im Traume ein, verwechseln Sie mich doch nicht mit Jenem, dessen gestörten Gedankengang ich nur wiedergab."

"Sie haben aber doch gesagt, dass er mich für einen Ochsen gehalten?"

"Ja! was kann ich denn dafür, dass er sich einer solchen Auffassung hingeeben? wenn man auf dem Wege ist, sich zu erschiessen, da irrt man leicht in derartigen Annahmen. Was aber mich betrifft, der ich mich nicht zu erschiessen gedanke, so muss ich recht sehr bitten, mir nicht Ahaichten zu unterstellen, die nicht die meinen

sind. Bedürfte Ihr Ruf, verehrter Herr Kollege, als geistreicher Mann und Jurist noch irgend einer Bestätigung, so bin ich meinestills gern <sup>dieselbe</sup> bereit, /hier in Gegenwart aller unserer Genossen bündigst zu erklären."

K. konnte nichts machen. Er wollte Werkmeister zum Duell fordern, wir litten es aber nicht und besänftigten ihn denn auch endlich.

- - -

Mit meinen Leistungen in der Juristerei ging es ganz leidlich; ich stand besonders mit den älteren Räten sehr gut, unter denen sich einige höchst originelle Persönlichkeiten befanden. Es war eigentlich grobes Volk beim Stadtgericht; die Älteren Herrn schnauzten in den Terminen die Parteien an, dass es nur so rauchte, ja sie fluchten sogar zuweilen über die schwere Arbeit und warfen die Akten auf den mit grünem Tuch überzogenen Sitzungstisch, dass der Staub in die Höhe wirbelte. Der Größte von Allen war der Gerichtsrat Hauf, kein grosser Rechtsgelehrter eben, und ein Mann von durchaus "beschränktem Untertanenverstande", aber doch ein erfahrener Praktikus im gewöhnlichen Geschäfte. Ich trat gerade in das Terminszimmer, als der Geistliche in einem Ehescheidungsprozesse, den der alte Hauf zu instruieren hatte, den erforderlichen Sühneversuch anstellte. Er sprach dem Bauern und seiner Ehefrau, die sich durchaus scheiden lassen wollten,

sehr strenge und bewegt in das Gewissen, ermahnte sie zum Frieden Gottes, und drohte ihnen mit allen Strafen des Himmels, wenn sie trennen würden, was Gott gefügt. Es half Alles nichts, die einander zürnenden Gatten blieben bei ihrem Verlangen geschieden zu werden. "Na, ik kann se nich mihr lieden," sagte der Bauer kopfschüttelnd.

"Und he!" rief die Frau, "he söppt sich all Dog' vull und löppt anner Frugenslud' noh; ik will mit em utenanner, ik will nischt mihr mit em to dohn hebben." "Denkst Du, " versetzte der Bauer, "dat ik di hullen ward'; du kümst mi nich wedder in't Hus, ik hebb' Di lang satt, und uns' Herrgott ward mi dat schon nachsehn."

Jetzt trat der alte Hanf vor und brummte: "Dummes Zeug, dummes Zeug! vertragt Euch Kinder, Pack seid Ihr, macht uns blos Schreibereien und Euch die Kosten!"

"Kosten?" fragte der Bauer und seine Miene wurde in folge dieses Donnerwortes sehr nachdenklich, "jo da verfluchtigen Kosten! wovel meenen Se wohl, Herr Justiz, dat dat kosten ward in Ganzen, wenn ik mi scheiden lot?" -- "J! das macht viel Kosten," sagte Hanf, "da reichen noch keine 100 Taler nicht für jeden Teil." Der Bauer machte ein langes Gesicht und wiederholte: "100 Taler, 100 m, wo is dat blos möglich!?" "Möglich ist Alles," warf Hanf hin, "ich will Euch nur wünschen, dass Ihr damit fortkommt, - so was ist sehr teuer!"

Eine Minute sann der wackere Ehemann nach,

dann wendete er sich zu seiner Frau und sagte:  
 "Na! denn kumm Mutter, denn will'n wi uns wed-  
 der verdrogen, dat's mi denn doch all to düer."  
 Sie hatte auch das Einsehen, er nahm sie also  
 unter den Arm und wanderte mit ihr davon. Der  
 alte Hanf aber warf schmunzelnd seine Akten bei  
 Seite.

Ein sonst recht gescheiter älterer Herr,  
 aber zugleich ein völlig unbrauchbarer Geschäfts-  
 mann war der Justizrat Toussaint. Als einem Man-  
 ne von Welt widerstrebte ihm das ganze Gerichts-  
 wesen im Grunde seines Herzens. Dabei war seine  
 Handschrift für gewöhnliche Menschen völlig un-  
 leserlich, sie bestand aus nichts weiter als  
 wagerechten und senkrechten Strichen mit Punk-  
 ten drüber, und es gab nur einen einzigen Kanz-  
 listen auf dem Gericht, der sie in folge jahre-  
 langer Übung einigermaßen entziffern konnte.  
 Aber auch der sass mißunter fest, so dass er ge-  
 nötigt ward, sich von Toussaint selbst Rat zu  
 holen. Dies gab einigemal zu höchst vergnügli-  
 chen Auftritten Veranlassung: denn der alte  
 Toussaint war auch nicht immer sicher über die  
 Bedeutung seiner wunderlichen Schriftzeichen.  
 So sah er denn lange und ernsthaft auf den zur  
 Interpretation ihm vorgelegten Bogen und reichte  
 ihn alldann ohne sich umzusehen, über die Schul-  
 ter dem hinter ihm stehenden Kanzlisten zurück  
 mit der Bemerkung: "Ja Liebster, Bester! ich  
 schreibe das ja nicht, damit ich es lesen soll,

sondern damit es andere lesen."

An einem späteren Sitzungstage trat der unglückliche Kanzlist wieder hinter den Sessel des Justizrates, legte diesem ein Blatt vor und fragte ihn, wie die und die Zeile heissen sollte, er könne es schlechterdings nicht herauskriegen. Der alte Toussaint warf nur einen einzigen Blick auf den Bogen, dann gab er ihn, als ob er selbst seine Hilfslosigkeit in Bezug auf denselben fühlte, zurück und sagte: "Ja Liebster, Bester! das hab' ich ja schon vor 14 Tagen geschrieben, das kann ich wirklich jetzt nicht mehr wissen."

Ausserhalb der Gerichtsstube erwies sich der alte Herr immer lebenswürdig und jovial, und befasste sich mit uns Referendariern freundlich. Besonders bei der Flasche, wo dann seine französische Lebhaftigkeit durchbrach, zeigte er sich höchst ergötzlich. Dann sang er mit Feuer: *allons enfants de la patrie!* und hielt köstliche Tischreden. Er trank aber nur weissen französischen Wein, der rote war ihm zu "sauer". Ce sont des vins, sagte er von den roten, den weissen nannte er fein: du vin.

Ein anderer höchst seltsamer Veteran war der Gerichtsrat Weßmann, ein friedlicher, freundlicher, ungeheuer fleissiger, gewissenhafter Mann, der aber sachlich wenig förderte, weil er sich an alle möglichen Formalitäten anklammerte und über die vielen ihm aufstossenden Be-

denken niemals hinauskam. Seine ganze Erscheinung, seine Sprechweise, der lange Rock, welchen er trug, gehörten einer schon damals längst verschwundenen Periode an; er mochte sich weder in die "neuere" Gesetzgebung noch in die rascheren Geschäftsformen schicken. Von früh bis spät mit den Akten beschäftigt, brütete er stundenlang über den einfachsten Fall und fand dann immer keinen anderen Ausweg, als den Eid. Der Eid, der war noch das beste Mittel, Klarheit in die höchst verworrenen Rechtsverhältnisse zu bringen. Er disponierte deshalb die Parteien, sich über alles Mögliche den Eid zuzuschreiben, er liess sie über alles Erdenkliche schwören. Wenn er erst einen Eid hatte, dann war er ganz zufrieden. Nur die Legitimationsmängel, die er überall entdeckte, machten ihm auch dann noch Kopfschmerzen.

Im Leben war er ebenso. Als einmal der Gerichts-Direktor, Graf v. Rittberg ihn zum Diner einladen liess, Ausserte er zu dem Bedienten: "Ja mein Lieber, das ist recht gut, wo haben Sie aber Ihre Legitimation?" "Der Herr Graf schicken mich", antwortete der Diener.

"Ja! das ist recht gut, das sagen Sie, aber wodurch können Sie es beweisen. Da könnte ja ein jeder kommen und mich zu Mittag bitten und wenn ich mich dann einfände, dann wiese man mir möglicherweise die Tür und sagte, ich wäre gar nicht eingeladen."

"Na dass ich der Diener des Herrn Grafen bin", meinte der Andere, "das können der Herr Justiz-

rat, schon an meinen Rockknöpfen sehen, die das Wappen der Herrschaft tragen."

Der alte Wellmann betrachtete die Knöpfe sehr genau, dann rief er plötzlich: "Halt! das ist kein Beweis, Sie können sich den Rock ja geborgt haben; aber wenn ich auch annehme, dass Sie wirklich der Diener des Herrn Grafen v. Rittberg seien, so folgte daraus noch gar nichts, weder dass der Herr Graf ein Diner gibt, noch dass das Diner am nächsten Freitag stattfindet und am allerwenigsten, dass Sie den Auftrag haben, mich dazu einzuladen. Ich kann mich auf solche ungewisse Insinuationen nicht einlassen, zeigen Sie mir erst eine "schriftliche Vollmacht von dem Herrn Grafen."

Nun holte der Bediente, aus dem wir jungen Leute mit vielem Jubel diese Geschichte herausinquirierten, - den Einladungszettel hervor, auf dem die einzuladenden Herrn von dem Grafen eigenhändig notiert waren. Der alte Wellmann wurde jetzt aber böse und rief: "Ei der Zettel! was geht mich der Zettel an, ein unbeglaubiger Wisch! Mit so etwas müssen Sie mir gar nicht kommen, ich finde das unverschämt, - verstehen Sie mich?" -- Er ging wirklich nicht hin zum Diner.

Ich muss der Versuchung widerstehen, Euch weitere sehr hübsche Geschichten von dem alten Wellmann zu erzählen, weil sie ja meinen eigenen Lebensgang ja eigentlich nicht berühren. Die al-

ten ehrlichen Gesellen sind ja auch längst verstummt und ihre Spur ist längst verweht. Aber es überkommt mich bei der Erinnerung an sie ein stilles Bedauern darüber, dass die Originale so aussterben. Die Neueren haben sich an einander glatt gerieben, wenneschon der Subjektivismus bei ihnen in voller Blüte steht. Ob sie gerade besser sind, als die alten, lasse ich dahin gestellt. Geistig sind sie, das ist unzweifelhaft, weiter entwickelt, ob aber ihr richterliches Gewissen noch das alte, feste von ehemals ist, das fragt sich noch. Es kommt jetzt auf "eine Hand voll Noten" nicht gerade mehr an, man erledigt Alles geschäftsmässig und der innere Zusammenhang des Richters mit seinem Richteramt fehlt nur zu oft.

Wenn ich von den gewissenhaften Beamten rede, dann muss ich auch Deiner gedenken, mein lieber kleiner Onkel Kriminell! Es hätte das Letztere schon längst geschehen sollen, da Du in meinen Jugenderinnerungen einen hervorragenden Platz einnimmst; es hat sich bisher nur noch keine rechte Gelegenheit dazu gefunden.

Onkel Kriminell war ein Vetter, und mehr als das, ein sehr treuer Freund meines Vaters. Er hatte in Erscheinung und Wesen etwas unüberwindlich Komisches, und dennoch ehrte und achtete ihn ein Jeder. Von auffallend kleiner und behender Natur, war er in Allem was er tat, viel zu eilig. In kurzem Geschwindigkeitsschritt, die linke Schulter zurückgebogen und mit dem Arm weit ausschwenkend, in der

rechten den schwarzpolierten Krückstock, so wanderte er durch die Strassen. Jedem Mensch kannte ihn und grüsste ihn und er hatte auch wieder für jeden einen freundlichen Gegengruss, ein freundlich Wort. Wie sein Körper, so war eigentlich auch seine Seele nur klein, d.h. man konnte ihn keinesweges unedel nennen, aber seine Natur war begrenzt, er war gefühlsvoll aber nicht grossherzig, sein Blick und seine Bestrebungen reichten nicht weit; er hatte stets eine gewisse Angst um seine Person, als ob er fürchtete, dass er zu Schaden kommen könnte und beugte sich leicht vor den Autorität und vor höher gestellten Personen.

Hätte er nur eine andere Frau gehabt! die seinige war schrecklich. Fast taub, kränklich, misstrauisch, zänkisch, unerhört geizig, machte sie ihm das Haus unfreundlich und unerfreulich; er hatte auch wenig Zusammenhang mit ihr, und für uns, die Verwandten war sie geradezu ungeniessbar.

Seine Amtsgeschäfte trieb der Onkel höchst <sup>und seine Gründlichkeit</sup> exakt. Seine Gewissenhaftigkeit, seine Genauigkeit waren so gross, dass ein Versehen seinerseits gar nicht vorkommen konnte; die Behörde durfte sich ganz unbedingt auf ihn verlassen, er war so zuverlässig, und pflichttreu, dass man, - er war hauptsächlich mit der Verwaltung in der Justiz befasst, + unbedingt ihm folgen und vertrauen konnte. Mag er auch mit zu grosser Feinlichkeit diejenigen, mit denen er zu tun hatte, zuweilen etwas gequält haben, sie liebten und ehrten ihn doch Alle. Ich für mein

Teil hege für diese alte Beamtentreue die innigste Hochachtung, schon weil man sie gegenwärtig nur zu oft vermisst.

Die Hauptstärke des Onkels Kriminell lag indessen in seinen geselligen Tugenden: er machte reizende Gedichte und hielt die fröhlichsten Reden. Wo was zu toasten war, da hiess es gleich: der kleine Kriminell vor! dann räusperte er sich und fand stets den richtigen Ton; er war bei allen Festlichkeiten der Bruder Redner, Scherz und Ernst durcheinanderflechtend, launig, patriotisch, naiv auch wohl satyrisch, wie das eben am Orte war.

In mein<sup>s</sup> elterliches Haus kam er viel. Wenn sich da etwas ereignete, Freude oder Leid, so war er gleich da und stand uns zur Seite. Ging er mit meinem Vater spazieren, das sah<sup>t</sup> sehr lächerlich aus: denn er reichte diesem kaum bis an die Schulter, machte immer 2 Schritte, wenn der nur einen tat und blickte von der Seite zu ihm aufwärts, während mein Vater fest und unverwandt dahin wandelte.

Er muss auch ein wenig eitel gewesen sein: denn als er älter wurde und sein schwarzes Haar zu ergrauen anfang, liess er es sich färben. Leider hielt aber hielt die Farbe nicht recht, sondern verwandelte sich allmählich in ein stilles Violet, so dass sein Haupt, wenn er gegen das Licht sass immer so aussah, als werfe die sinkende Sonne ihre letzten Gluten auf seinen Scheitel.

So wenig ich mit seinen Söhnen harmonisier<sup>te</sup>, so gern erinnere ich mich pietätvoll des lieben klei-

nen Onkels. --

Geradesu als das Muster eines Richters aus alter Zeit steht mir der Geheime Justizrat Gerschow noch fest vor dem inneren Auge. Wohl könnte man auch diesen ein Original nennen, - er war das aber in höherem, ja im höchsten Sinne. Ein langer, dürrer Mann mit grossen sprechenden Augen und einem auffallend klugen Gesichte, so wandelte er, die Hände mit dem Spazierstock auf den Rücken, wie ein langer Gedankenstrich seines Weges. Er hatte sich in seiner Jugend durch beschränkte Verhältnisse hindurchdringen müssen; nun da er zu hoher Stellung und Ansehen gelangt war, lebte er fast ebenso anspruchslos weiter; Er war geistreich, witzig, tief gemütvoll, human und edel und vielleicht der scharfste juristische Verstand, der, mir wenigstens begegnet ist. Seine Arbeiten waren ganz ausgezeichnet, klar, kurz, ungemein treffend und so schön geschrieben, dass sie sich wie gedruckte lesen liessen. Mit meinem Vater verband ihn aufrichtige Hochachtung und Freundschaft, - wie hätte das anders sein können? Eigentlich intim waren die Beiden aber nicht, dazu mögen sie auf dem nämlichen Wirkungsgebiete zu bedeutend gewesen sein. Ich unterlasse es auch, sie mit einander in Vergleich zu stellen, sie waren ganz verschieden organisiert, Gerschow vielleicht geistig noch belebter als mein Vater, dessen echt menschliche Tugenden aber er doch lange nicht erreichte.

Über die Vergangenheit dieses einzigen Mannes weiss ich wenig; an äusseren Begebenheiten wird sie

nicht reich gewesen sein. Er kam schon vor langen Jahren als junger Gerichtsrat nach Stettin und erwarb sich bald durch seine hervorragenden juristischen Fähigkeiten einen gewissen Ruf. Da geschah es aber, dass er eines Abends, als er noch auf das Gericht gehen wollte, in einer Ecke des Schlosshofes bei der Kirche dem Chefpräsidenten des Oberlandesgerichts, späteren Minister v. Massow in einem Rendezvous mit einer Dame betraf. Es wäre wohl mit Rücksicht darauf, dass damals besonders mit den Mächtigen der Erde nicht gut Kirschenessen war, besser gewesen, wenn Gerschow über den Vorfall geschwiegen hätte. Allein das passte nicht in sein Register; er erging sich vielmehr in beißender Satyre über die Liebesneigungen seines Chefs, wobei er die Lächer natürlich auf seiner Seite hatte. Die Folgen blieben nicht aus, er wurde nach kurzer Zeit in eine kleine Stadt an der pölnischen Grenze kommittiert, wo er dann eine ganze Reihe von Jahren gewissermaßen im Exil zubrachte. Was focht ihn das aber an, ihm gehörte die Erde, wo er auch weilte. Hinterher kam er wieder als Rat an das hiesige Oberlandesgericht, wo er, nun schon ein bejahrter Mann, noch immer sein Richteramt übte, als ich als Referendar eintrat. Er blieb auch hier bis an seinen Tod, alle Anerbietungen zum Vorrücken in höhere Ämter beharrlich ablehnend; es hatte für ihn keinen Reiz Präsident zu werden, er wollte Richter sein, nichts weiter. Man wünschte ihm aber doch eine Aufmerksamkeit zu erzeigen und ernannte ihn zum Geheimen-Justizrat. Das war nicht anders

zu machen, als dass sein älterer Kollege, Namens Lange, ein beschränkter und aufgeblasener Mensch gleichfalls den Titel erhielt. Da bemerkte Gerschow launig: Nicht wahr, ich habe "lange" nun Geheimrat gemacht? --

Es ist mir vergönnt gewesen, unter Gerschow's Leitung sämtliche Stationen bei den Oberlandesgerichte durchzumachen. Was mir in der Behandlungsweise schwieriger Geschäftsangelegenheiten und in der Art der Geschäftsführung Gutes eigen ist, das verdanke ich wesentlich ihm. Und wie ich meines teils ihm aufrichtig und wahrhaft ergeben war, so erwies er sich auch mir gütig, gewogen und vertrauensvoll. Zwar zu Anfang, als ich bei ihm eintrat, schien er nicht allzuviel Fiducität auf meine Juristerei zu haben und zu glauben, dass ich mich mit anderen Dingen zu viel befasse und deshalb zersplittere. Auf die erste Arbeit, die ich ihm ablieferte, schrieb er an den Rand nur die Worte: "Otto machte es besser." Einen schärferen Sporn konnte er mir schwerlich geben. Seine Kritiken waren überhaupt einzig in ihrer Art. Einmal hatte ich den Entwurf zu einer Verfügung gemacht, mit der er nicht einverstanden war: da schrieb er ad marginem blos: "Gestern ist wohl bei Böhlendorfs Ball gewesen?" Ich setzte darunter: "Ja! Ball ist bei Böhlendorfs gewesen, aber ich war nicht da," und damit legte ich ihm das Blatt wieder hin. Er sah mich mit seinen grossen und klugen Augen heiter an, nahm die Feder und

schrrieb unter meine Bemerkung: "Freut mich."

Sein Übergewicht im Kollegium war ungeheuer gross; es wagte kaum jemand, eine entschiedene von ihm vertretene Ansicht zu bekämpfen. Wie das nicht anders sein konnte, befanden sich unter den Mitgliedern auch einige Schwachköpfe. Besonders Einer, der Lenz hiess, glückte oft durch höchst seltsame Rechtsausführungen. Gerschow nannte ihn in der Debatte meistens "er", wobei unentschieden blieb, ob er von ihm oder zu ihm sprach. "Na was will er denn eigentlich? - was fabelt er da wieder, - wohinaus steuert er?" so warf er dazwischen. Einmal trug der Lenz eine Alimentensache vor und verlor sich dabei in allerlei ziemlich abgelegene Präsumtionen. Da sagte Gerschow zu ihm: "Steht denn das in den Akten?" Lenz erwiderte: "Nein da steht es nicht drin, aber es war doch so." Nun erhob sich Gerschow auf seine langen Beine, trat zu Lenz heran und sagte, ihm die Hände auf die Schulter legend: "Sie Poet!" Und damit war die Geschichte aus, die Lenze'schen Präsumtionen waren gänzlich in's Wasser gefallen.

Die kurzen Bemerkungen Gerschow's wirkten überhaupt ausserordentlich schlagend. In einer Sitzung wurde eine Beschwerde gegen das hiesige Stadtgericht verhandelt, und zwar in einer Angelegenheit, in der der Justizrat Kölpin, ein genauer Bekannter Gerschow's Dezernent war. "Wer hat denn die angegriffene Verfügung gemacht?" fragte Gerschow. Man erwiderte ihm, der Justizrat Kölpin sei es ge-

wesen. "Der Schlingel!" sagte Gerschow, und damit war die Sache wieder erledigt.

Fast noch schwerer als sein scharfer Verstand wegen die tiefen Gemütsseiten dieses seltenen Mannes. Aus welchem Grunde er nicht geheiratet hatte, - war mochte es wissen. Dass sein Herz nicht ungetroffen geblieben war, dass es auch einmal das Liebesleid durchgekostet hatte, das lässt sich vermuten: so warme und gemütvollen Naturen bleiben nicht unverwundet. Aber er sprach nie davon, und gewiss weit zurück in der Vergangenheit lagen diese Tage. In einer Gesellschaft bei Kuglers wurde von ehelichen Verhältnissen gesprochen, Gerschow sass dabei und redete nicht mit, anscheinend in Erinnerung, verloren. Plötzlich hob er das Haupt und wie aus einem Traum erwachend murmelte er: "ja ja! ich wäre doch ein guter Ehemann geworden." Die Frauen des Kreises, die ihn alle äusserst gern hatten, stimmten ihm laut bei; er lächelte so etwas.

Und doch hatte auch dieses einsame Leben sein Grosses. Er wohnte in der Fuhrstrasse in einigen niedrigen Stuben und lehnte es beharrlich ab, ein bequemerer und passendes Quartier zu beziehen. Dort hauste er mit einer bejahrten Wirtschafterin, welche den Launen des alten Junggesellen sich willig fügte aber trotzdem einen grossen Einfluss auf ihn übte. "Meine alte Sybille", nannte er sie. Zuweilen wurde er etwas verdrießlich; im Ganzen liess er sie schalten und walten, wie sie mochte, wenn sie ihm nur nicht unter seine Akten kam.

Künstlich war sein Humor. Er ging mit mir spazieren; da begegnete uns der Intendantursekretär S. und grüsste ihn sehr tief. "Kennen Sie den, Herr Konrad?" fragte mich Gerschow. "Nur so von Ansehen," erwiderte ich, "in grosser Achtung scheint er nicht zu stehen." "Nicht!? so?" murmelte Gerschow, "denken Sie sich, wie es mir mit dem gegangen ist. Vor einem halben Jahr oder so etwas erscheint der Mann plötzlich bei mir. Ich frage ihn, was er will. Darauf sagt er zu mir: "Herr Geheimrat! ich befinde mich in Bedrängnis und äusserster Verlegenheit." - Das ist ja schlimm, sagte ich. "deshalb komme ich vertrauensvoll zu Ihnen," fuhr er fort, "schiessen Sie mir 500 nn vor!" - Ich kenne Sie ja gar nicht. "Aber ich kenne Sie," meint er, "ich habe Sie öfter im Logengarten gesehen und da habe ich so grosses Vertrauen zu Ihnen gefasst." --- Danke Ihnen, sehr schmeichelhaft! aber fragen Sie sich selbst: wie soll ich wohl(aber) dazu kommen, Ihnen 500 nn vorzuschliessen, diese Schüsse pflegen für denjenigen, der sie abfeuert, nicht immer ohne Gefahr zu sein. Gerschow schwieg; ich fragte, was aus der Sache geworden wäre und ob er dem Sekretär die 500 nn geliehen hätte. "Er blieb stehen, sah mich mit seinen grossen Augen an und erwiderte: "Na natürlich! ich sagte ihm: hören Sie mal, sie scheinen mir ein Windhund zu sein, aber ich will Ihnen die Summe vorschiessen, und nun soll mich nur wundern, ob ich sie wieder bekommen werde -- ich glaube

nicht! er grüsst mich jetzt so verwünscht tief."

Er war in allen Dingen gross angelegt. Im Jahre 1844 starb er nach schweren monatelangen Leiden. An seinem Grabe hielt der Konsistorialrat R. eine Rede, in der dieser zum Besten gab, der Verstorbenen sei auch in weiteren Kreisen ein hochangesehener Mann und nebenbei ein Wohltäter der Armen und Bedrängten, vor Allem aber ein gewiegter Jurist gewesen. "Ob er auch ein guter Christ war," so fuhr der Geistliche fort, "das weiss man nicht: denn in die Kirche kam er niemals und machte von den Gnadenmitteln derselben keinen Gebrauch. Indessen hoffen wir und bitten den Allmächtigen, dass er ihn um unseres Heilandes willen in seiner unermesslichen Gnade dennoch aufnehmen wolle in sein Himmelreich." Ja! das hofften wir auch und hoffen es noch.

Auch eine innige Musiklehre war ihm eigen; er spielte recht gut die Bratsche und verschmähte es nicht, in Löwe's Konzerten im Orchester mitzuwirken. Einem, der hierüber seine Verwunderung aussprach, entgegnete er: "Ich bin kein Virtuos, aber ich halbe Takt und stehe gern unter den Vielen, deren Zusammenwirken erst die Harmonie hervorbringt, und unter denen ich mich verliere, indem ich dem Ganzen nütze." Ebenso war Gerschow im hiesigen Instrumentalverein ein eifriges Mitglied und versäumte so leicht keine Versammlung. Er liebte seine Bratsche, sie war seine Freundin; ich beobachtete ihn einmal, als er sie geradezu

mit einer Art von Zärtlichkeit ansah. Nach einer Weile dann bettete er sie sorgsam in ihren Kasten, verschloss den Deckel und blickte, indem er die Hand wie schützend darauf legte, in Gedanken verloren vor sich hin.

Bei alledem hielt er musikalische Neigungen zumal für junge Leute, die einem ernsten Beruf sich hingeben sollen, für gefährlich. "Mit dieser Göttin, der Musica", sagte er gelegentlich zu mir, "ist nicht zu spassen; sie begnügt sich nicht recht mit Abschlagszahlungen und nimmt die Seele des Menschen gern ausschliesslich in Anspruch, - hüten Sie sich, Herr Konrad!"

An dem Tage, wo ich das Referendarien-Examen gemacht hatte, war Abends Liedertafel; ich sang dort das bekannte "Bild der Rose" in Begleitung von Männer-brumm-stimmen mit grossem Beifall. Nach Tische schien es mir so, als ob Gerschow mich mit Besorgnis betrachtete; ich machte ihm meine Verbeugung, er trat ernst zu mir heran, legte mir die Hand auf die Schulter und sprach: "Herr Konrad! Sie haben gut gesungen, -- wissen Sie, solche Relationen müssen Sie auch machen, dann sollen sie gelobt und geliebt sein."

Dies Wort ist mir unvergessen geblieben. Gewiss hat es dazu beigetragen, mich das richtige Verhältnis zu dieser Kunst finden und erhalten zu lassen. Denn: warum soll ich es nicht sagen: ich habe diese Dinge mir niemals über den Kopf wachsen lassen, sie immer nur als Nebensachen behandelt und fest

die Hauptsache im Auge behalten.

Mein musikalisches Talent war ja auch überdies kein bedeutendes; ich spielte nur mässig Klavier und ganz schlecht Violine. Die Violine habe ich in der Folge ganz liegen lassen und das Klavierspielen ebenfalls ziemlich aufgegeben, einestheils weil ich meine Zeit und meine Kräfte besser verwerten konnte, dann aber weil meine Ida mit ihrem prächtigen Talent meine Klimperei in unserem Hause ganz überflüssig machte. Dagegen muss ich anführen, dass ich im Gesange allerdings etwas leistete, auch einige Lieder, Ihr kennt sie ja, komponiert habe. Auf allen Fall hatte ich Verständnis für die Kunst und Freude daran, und gewiss ist meine Ida in der Ausbildung ihres schönen Spiels durch meine Liebe zur Musik gefördert worden.

Ich verkehrte sehr viel mit Löwe und sang in dessen Konzerten und in der Kirche. Löwe war mir auch sehr zugetan und setzte ein gewisses Vertrauen in mein unbefangenes musikalisches Urteil: wenn <sup>er</sup> (ich) etwas komponiert hatte, so spielte er es mir in der Regel gleich vor.

Besonders ein Winter war in dieser Hinsicht für mich sehr erfreulich. Ich glaube, er stand damals mit seiner Frau nicht besonders; die Ehegatten zeigten sich wenigstens etwas kühl gegeneinander, - wo der Haken lag, danach habe ich nicht weiter geforscht. Genug aber, Löwe kam des Abends, und zwar erst nach 9 Uhr sehr häufig zu mir und blieb oft mehrere Stunden bis in die Nacht hinein,

eine Pfeife rauchend und auch wohl den Rock ausziehend, wenn es ihm beim Spielen zu warm wurde. "Ihnen Konrad", sagte er, "spiele ich so gern was vor, und wenn ich blos so Einen habe, der mir ordentlich zuhört, dann mache ich es auch immer am Besten." Es ist auch wahr, so schön und ausdrucksvoll hat er seine Balladen vielleicht niemals gespielt als in diesen stillen Stunden der Nacht.

Ich will hier einschalten, dass nicht blos Gerschow und Löwe, sondern fast alle meine Freunde und Bekannte, alte und junge, mich bei meinem Vornamen zu nennen pflegten. Zitelmann sagte beinahe kein Mensch zu mir, alle redeten mich vertraulich "Konrad" an, und das ist mir auch stets sehr angenehm gewesen. Löwe zumal hat mich in seiner herzlichen und sympathischen Weise bis zuletzt immer nur Konrad genannt.

Es war schon spät, da klopfte es noch an mein Fenster zu ebener Erde und Löwe rief: "Konrad! kommen Sie rasch, eben ist die Partitur zum Radziwill'schen Faust angekommen, - wollen einmal hören, wie es klingt." Ich ging bald hin; er sass schon an seinem Tische über den dicken Notenband gebeugt und las in der Partitur. Dann setzte er sich an den Flügel; ich wendete ihm die Blätter um bis tief in die Nacht. Es ist mir stets unbegreiflich gewesen, wie jemand aus einer solchen Partitur die Harmonie gleich richtig herausfinden und wiedergeben kann. Löwe war geradezu bewundernswürdig darin: er überblickte sofort die ganze Seite

mit allen ihren Stimmen, fand gleich die Melodie heraus und gab die Stimmen wieder, welche das Charakteristische und Harmonische des Tonstückes bildeten. Was gehört dazu schon für ein Auge! es ging so rasch, dass ich oft kaum mit dem Umwenden des Blattes folgen konnte. Und dazu nun seine Bemerkungen. Nach den Szenen in der Kirche äusserte er, indem er einen Augenblick anhielt: das war die schwarze Rose im Kranz. Als der "Faust" nachher im Konzert aufgeführt wurde, wendete er sich bei der Stelle, wo der böse Geist zu Gretchen spricht, zu mir um und bemerkte: Jetzt berstet das Gewölbe über ihrem Haupt."

Es ist für mich immer ein wahrer Genuss gewesen, Löwe in seinen guten Jahren dirigieren zu sehen. Er sah schon prächtig aus, wenn er wie ein Feldherr vor dem Orchester stand, ruhig, ernst, fest in stiller Spannung und gehobener Stimmung. Hauptsächlich aber belebte und führte er die Ausübenden vortrefflich und sicher und hörte und bemerkte in den Proben jeden Fehler; selbst die einzelne zweite Violine, die unrichtig griff, entging seinem scharfen Gehör nicht. Schelten war nicht seine Sache; aber beissende Bemerkungen, die mit seiner sonst ebenen und friedfertigen Natur durchaus nicht übereinstimmten, mochte er nicht unterdrücken. "Wetzel!" rief er einmal dem Konzertdiener zu, als es ihm in der Generalprobe nicht zu Dank ging, "bringen Sie doch den Herrn Bläsern mehr Licht hin, ich glaube, sie können nicht sehen." Es war ein schönes G.,

was Sie da eben gesungen haben, lieber Herr," bemerkte er einem Solisten, "es steht blos nicht in den Noten!" Einmal klopfte er mit dem Taktstock auf das Pult und wendete sich zu den Flötisten um, indem er sagte: "Wirklich sehr hübsch, was Sie gespielt haben, aber es war Alles falsch!"

In der Jakobikirche sollte die Mathäus-Passion von Sebastian Bach aufgeführt werden. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, dass Chor würde die grosse Menge von Musikern und Sängern nicht tragen können. Mit Bezug darauf ereignete sich in der Generalprobe eine recht komische Scene. Pilatus fragt das Volk, ob es Barrabam oder Jesum frei haben wolle; dann muss der Chor heftig: "Barrabam!" rufen. Als nun gesungen war: "Wen wollt Ihr von diesen Zween, den ich Euch soll losgeben?" da drehte Löwe sich um und rief: "Der Chor fällt ein!" und nun schrie dieser los: "Barrabam:" Es klang wirklich so donnernd, als ob etwas zusammenbräche. Da dachten denn die Zuhörer in der Kirche, nun wäre es richtig und verschiedene Damen fielen in Ohnmacht, andere sprangen auf und riefen nach Hilfe.

Am Abend der Aufführung war die Kirche gedrängt voll, die Musik sollte eben beginnen, es herrschte unten Totenstille. Löwe stand vorn auf seinem erhöhten Platz, den Taktstock bereits hoch erhoben in der Hand. Noch einmal wendete er sich in dieser Stellung um und hielt rasche Musterung über seine Heerscharen, indem er das Auge über die einzelnen Gruppen des Orchesters und der Sänger hingleitete

liess. Es war Alles bereit. Doch noch ehe der Taktstock niederfiel, setzten leise die Violinen ein. Da drehte Löwe, den Taktstock noch immer hoch, ruhig sich um und rief leise in das Orchester hinein: "Meine Herrn, wer fängt an, ich oder Sie? ich doch wohl, - nun also!" darauf wartete <sup>er</sup> noch eine halbe Minute, und dann erst senkte er seinen Kommandostab von Ebenholz. Jetzt war der Einsatz fest und gleichmässig.

Gewiss! ich hatte zu Löwe eine aufrichtige und herzliche Zuneigung; und doch konnte ich leider eine intime Verbindung mit ihm in der Folge nicht aufrechterhalten. Wie das bei solchen Kunstlernaturen oft der Fall ist, so schien auch Löwe's grosse musikalische Anlage allen anderen geistigen Inhalt in ihm zu unterdrücken und zu absorbieren. War es, als er noch jünger war, anmutsvoll und interessant, dass er den realen Verhältnissen des Lebens wie ein reines Kind gegenüber trat, so erschwerte das mit den Jahren doch den Umgang mit ihm, und ich, der ich mir ernster Lebensziele bewusst war, ich konnte dann den Zusammenhang mit seiner Natur und seinem Wesen nicht mehr finden. Seine Naivität wuchs nach und nach bis in's Unglaubliche, und er redete wirklich zu viel Unsinn. Einmal kam er an und sagte: "Konrad! ich glaube jetzt nicht mehr an die Unsterblichkeit der Seele." Da ich seinen sehr kirchlichen Sinn kannte, so äusserte ich mein Erstaunen über diese Wandlung. "Ja!" sagte er: "Sehn Sie, das ist nur klug

von mir: denn ist es nachher doch was damit, dann freue ich mich schrecklich, - ist 's aber nichts, na! dann hab' ich mir keine vergebliche Hoffnung drauf gemacht." Was sollte ich wohl hierzu sagen? - Ein andermal badeten wir zusammen. Löwe stand am Rande der Flosse, kreuzte die Arme und schaute in das Wasser. "Lieber Löwe!" bemerkte ich, Sie stehen da ja gerade so, wie Napoleon!" "Hören Sie mal," erwiderte er, "ich möchte(auf) Napoleon auf Elba auch wohl gewesen sein. Was fehlte ihm da recht? - nichts gar nichts, er hatte Alles, was er wünschte, litt an nichts Mangel, und nun die schöne Gegend, beständig den Anblick desweiten heiligen Meeres! Aber so ist's in der Welt, die Menschen sind nie zufrieden, wenn's ihnen auch noch so gut geht." Darüber liess sich nun nicht streiten.

Von seiner Gattin, die ihn sehr beherrschte, schweige ich lieber, sie war eine kalte Natur und ist auch meine Freundin niemals gewesen, ja sie stand als trennendes Element zwischen uns.

Das Schlimmste aber war, dass es auch mit Löwe's musikalischer Wirksamkeit mehr und mehr bergab ging. Seine Kompositionen wurden ziemlich langweilig, bei den Aufführungen nahm er die Tempi's immer langsamer und schleppender, hielt keine ordentlichen Proben mehr ab und verlor die Achtung vor dem Publikum. "Ei! die merken das nicht, für die ist das doch gut genug!" meinte er und nach einer recht schlechten Aufführung

Ausserte er einmal mit höchst zufriedener Miene: Es ist merkwürdig gut gegangen, ich habe keinen einzigen Fehler bemerkt. Nur wenn er seine Balladen sang, das war noch immer schön, dann blitzte das alte künstlerische Feuer in ihm wieder auf und der Genius senkte seine Flügel über ihn.

Zuletzt lähmte ein Schlaganfall seine Zunge, sein liederreicher Mund verstummte und er wankte verfallend und halb vergessen, von vielem Unglück in seiner Familie betroffen, jahrelang einsam umher, bis der gütige Tod den Lebensmüden erlöste. Teuer bleibt mir sein Andenken.

---

## 5.

### Das Jahr 1840 in Berlin.

Am 17ten März 1840 habe ich das Assessorexamen gemacht. So sehr ich auch an meinem Vaterhause hing, so hatte ich doch das Verlangen, mich draussen in der Welt noch etwas umzusehen. Nachdem ich im Frühjahr noch eine sehr hübsche Reise durch Thüringen gemacht und mich in Elgersburg einige Wochen aufgehalten hatte, trat ich bei der General-Kommission zu Berlin als Hilfsarbeiter ein. Dirigent dieser Behörde war damals der Oberregierungsrat Graf von Itzenplitz, der jetzige Handelsminister, dem ich von Stettin her bekannt war. Er hatte Gerschow um Auskunft über meine Fähigkeiten gebeten und von diesem die Ant-

wort erhalten: Den nehmen Sie nur, wenn Sie ihn kriegen können. Gerschow hat mir das nachher gelegentlich erzählt.

Von dem Grafen Itzenplitz selbst sagten die Beamten der General-Kommission, er wäre ebenso einflussreich und gutmütig, als dumm und unvernünftig. Ich sollte dieser Erfahrung auch noch machen. Mir wurde gleich von Anfang an die Vertretung eines älteren beurlaubten Rates übertragen. Die Sache war misslich: denn ich verstand von den Geschäften der landwirtschaftlichen Behörden rein gar nichts, kannte auch die bezügliche Gesetzgebung nur in den Grundzügen und nicht im Einzelnen. Meinem Prinzipie getreu, gleich von vornherein bei dem Eintritt in ein neues Gebiet mich mit voller Energie und ausschliesslich damit zu beschäftigen, stürzte ich mich in die Arbeit hinein, um nur erst festen Boden zu gewinnen, und sass täglich wohl 12 Stunden am Schreibtische. Gleichwohl stellte ich, wie es schien, den Grafen Itzenplitz nicht zufrieden. Als ich einmal eine Kostensache in einer städtischen Separation vortrug, fragte mich der Graf, wie denn die Sache selbst materiell stände. Ich erwiderte, dass ich dieselbe von diesem Gesichtspunkte aus noch nicht habe prüfen können, da sie sehr verwickelt sei und eine Entscheidung oder Verfügung darüber zur Zeit nicht vorliege. Da sagte Itzenplitz: "Lieber! wenn Sie mir einen Vortrag halten, dann müssen Sie immer vollständig

informiert sein, sonst kann das Alles nichts helfen!" "Herr Direktor!" entgegnete ich, die Sache schwebt seit 15 Jahren, die Akten erreichen schon die Höhe des Ofens ungefähr, ich bin erst 14 Tage hier, wie soll ich in allen diesen Sachen schon informiert sein?" Das Kollegium blickte staunend auf mich, Itzenplitz aber gab eine verweisende Kopfbewegung von sich, die so viel hiess, als: "schweigen Sie!" Diese Behandlung verdross mich schwer; es waren schon ähnliche Auftritte mit anderen Mitgliedern der Behörde vorgekommen, denen der Graf hochfahrend und herrschsüchtig begegnete; sie liessen sich das gefallen, vermutlich weil er viel bei Hofe und weil der massgebende Direktor im Ministerium sein Schwager war. Bei mir stand indessen fest, dass ich dergleichen nicht hinnehmen könnte.

Als die Sitzung aus war, winkte der Graf Itzenplitz mit dem Finger mich zu sich. Ich sah ihn gerade an und ignorierte den Wink. Da stürzte der Regier.Rat Naunyn, der spätere Bürgermeister von Berlin "mit der goldenen Kette" auf mich zu und flüsterte: "Der Herr Graf winkt Ihnen, Sie sollen hinkommen. Ich erwiderte laut: "Wenn der Herr Graf mir etwas zu eröffnen hat, so muss ich erwarten, dass mir seine Absicht auf andere Weise kundgegeben wird." Naunyn, dieser schlaue Kriecher, fiel vor Schreck beinahe an die Erde, Itzenplitz entfernte sich aus dem Sitzungssaal und liess mir durch einen Boten sagen, ich hätte mich sofort im

Direktorialzimmer einzufinden. Bei meinem Eintritt in dasselbe kam mir der grosse Staatsmann entgegen und sprach mit seiner schnarrenden Stimme: "Hören Sie mal, Lieber, so geht das nicht" -- "Entschuldigen Sie, Herr Graf", unterbrach ich seine Eröffnung, "Sie täuschen sich in meiner Person, ich bin dergleichen auch Seitens meiner Vorgesetzten nicht gewohnt, und werde von der General-Kommission wieder zurücktreten, es gefällt mir hier so wie so nicht." Itzenplitz sah mir betroffen in das Auge und zog sofort mildere Seiten auf: "Na lassen Sie nur gut sein und geben Sie sich rechte Mühe, dann wird es schon werden," sagte er. "Ich werde zur Justiz zurücktreten", wiederholte ich. "Wie Sie wollen", entgegnete Itzenplitz; "aber übereilen Sie den Schritt nicht, - ich, ich werde selbst mit Ihrem Herrn Vater mich erst in Korrespondenz setzen." Ich dachte, wie Wilhelm in "Kabale und Liebe": "Milady an dem ist Eure Kunst verloren", und entgegnete: "Mein Vater lässt seinen Söhnen freie Hand und freie Verfügung über ihr Schicksal, und wird niemals fordern, dass sie ihrer Ehre zu nahe treten lassen". "Oho!" brummte Itzenplitz, ich machte ihm meine Verbeugung und ging.

Am andern Tage erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mich ersuchte, bevor ich meinen Antrag auf Entlassung bei dem Herrn Minister einreiche, erst noch mit ihm Rücksprache zu nehmen. Nun zog ich mir meinen Frack und gelbe Glacéhandschuhe an und wanderte zu ihm. Er empfing mich sehr freund-

lich mit den gutmütigen Worten: "Lieber Herr Assessor, die meisten Missverständnisse entstehen daher, dass man sich nicht versteht." Ich dagegen meinte, ich hätte ihn recht gut verstanden, aber u.s.w.

Gehug! Die Sache zog sich nun zurecht und ich habe hinfort über den Grafen Itzenplitz durchaus nicht klagen können. Im Gegenteil war ich vielleicht der Einzige im Kollegium, den er mit Achtung und Höflichkeit behandelte. Er hat mir nachher auch, als ich mich nach Stargard versetzen liess, ein äusserst <sup>ne</sup> gütiges Zeugnis dem Minister gegenüber ausgestellt, indem jedoch wunderlicherweise stand, ich wäre ein echter Pommer. Was er sich dabei gedacht hat, ist mir nicht deutlich. Wenigstens die Rüpelhaftigkeit, dieser nationale pommersehe Charakterzug lag auf seiner, nicht auf meiner Seite, obschon er ein märkischer Junker in vollem Sinne des Wortes war. Der Mann ist aber doch im Ganzen zu uninteressant, als dass ich mich länger bei ihm aufzuhalten Veranlassung hätte.

Gegen Ende des Jahres suchte der in Stettin stationierte Spezial-Kommissarius seinen Abschied nach. In dieser Stellung wieder in meine Vaterstadt einzurücken, erschien mir doch allzuverlockend; ich liess mich daher zum 1ten Januar 1841 zunächst an die General-Kommission zu Stargard versetzen, um dann im Frühjahr nach Stettin übersiedeln, wie mir in sichere Aussicht gestellt war. Es wurde das entscheidend für mein ganzes Leben: denn ich Stargard lernte ich meine Ida kennen und lieben.

Doch einstweilen bin ich noch in Berlin: Wilhelm Dönniger, der spätere bayrische Gesandte in Rom, damals ein junger Professor der Geschichte an der Universität, ferner Michelet, Werkmeister, Bernauer u.A. bildeten dort meinen anregenden Umgang. Ausserdem ging ich auch in befreundete Familien.

Dönniger war ausserordentlich frisch und ziemlich übermütig. Eines Nachmittags, als ich zu ihm kam, stellt er mir einen gut gekleideten älteren Herrn, der einen hohen weissen Zylinderhut in der Hand hielt, als Herrn Galsche vor. Ich machte dem Herrn meine Verbeugung, die er artig erwiderte, worauf Dönniger aber in ein lautes Gelächter ausbrach. <sup>allerdings überraschte mich dies etwas,</sup> indessen Dönniger liess mir keine Zeit darüber nachzusinnen: denn er wendete sich zu Jenem und äusserte: "Sagen Sie mal, Herr Galsche, Sie haben ja auch wohl die Völkerschlacht von Leipzig mitgemacht, nicht wahr?: Galsche schmunzelte und meinte: "Mitgemacht oder nicht mitgemacht, dieses kommt auf Eins heraus." -- Wie so denn das? -- "Ja meine Herrn, wir hatten schon genug marschiert, als wir bei Leipzig ankamen, und ich war Sie denn doch müde, wie ein Hund. Nun sollte die Schlacht losgehen, dieses ewige Geschiesse aber war gar nicht nach meinem Sinn, ich sagte zu mir selbst: Galsche! sagte ich, dies wird ekelig, vor Leipzig bist du reif, warum sollst du dir bei dieser Gelegenheit totschliessen lassen. Also absontierte ich mir Bächte, legte mir in einer gewissen Entfernung in einen Graben, und sah mir den Krempel von da aus mit an;

die Franzosen, das wusste ich ja, die wurden auch ohne mir geschlagen. Aber ein Mordspektakel war es, das kann ich Sie sagen." Herr Galsche! rief Dönniges fröhlich, indem er dem wackeren Soldaten die Hand schüttelte, "Sie sind ein verschlagener Kopf, es wäre zu Schade gewesen, wenn Sie bei Leipzig umgekommen wären, - denn wer hätte mir denn meine Stiefeln putzen sollen!" Galsche lächelte fein und entfernte sich. In der Tat war dieser nichtswürdige Berliner Dönniges Stiefelputzer und ein charakteristisches Exemplar seiner Gattung.

In Berlin traf ich auch Siegmund von Arnim wieder. Wir waren schon als Studenten mit einander bekannt geworden, und er hatte mich schon damals bei seiner Mutter, der Bettina eingeführt. Nun begleitete ich ihn eines guten Abends wieder dorthin. Denkt Euch eine kleine, ältliche salopp gekleidete Frau mit einer Art schwarzen Sammetbaretts auf dem, wie mir vorkam, nicht eben geordneten Haar, und in Morgenschuhen, dann habt Ihr das "Kind", das mit Göthe briefwechselte. Als ich diesmal zuerst zu ihr kam, musste ich im Vorzimmer, wo schon mehre andere Herrn herumstanden, warten, weil Frau v. Arnim noch beschäftigt war. Herr v. Savigny, der grosse Rechtsgelehrte und damalige Justiz-Minister wollte ihre beiden Töchter Armgard und Maxe auf den Hofball führen und diese hatten unter dem Beistande ihrer Mutter noch mit ihrer Toilette zu tun. Nach einiger Zeit öffne-

te sich die Tür und herein tänzelten zwei junge Wesen in sehr sonderbarem Aufzuge. Das eine war mit weissem Fellwerk, anscheinend Kaninchenfell, garniert und von Epheu umrankt und trug ein grosses Tannenreis auf dem Kopf; (das) es sollte den Winter darstellen. Die andere junge Dame gab den Frühling und hatte vielen Blumen- und Kranz-Schmuck um und an sich. Die Mädchen sahen recht hübsch aus, ihre Aufführung war mir aber zu frei; sie schwebten vor den grossen Wandspiegel und zupften sich da noch allerlei an ihrer Verkleidung zurecht, wechselten auch mit diesem und jenem der anwesenden Bekannten, welche gekommen waren, sie zu bewundern, einen Blick oder ein paar Worte. Dem grossen Savigny musste das wohl zu lange dauern, er steckte sein gescheitelt es Haupt durch die Türspalte und rief mit seiner wohlthuenden Stimme: Nun Kinder! kommt Ihr denn nicht, es ist die höchste Zeit. Hierauf tänzelten der Winter und der Frühling wieder ab, und die bewundernden Herrn im Vorzimmer verzogen sich gleichfalls.

Jetzt wurde ich in Bettina's Zimmer hineingelassen. Sie kam mit ihrem Morgenschuhen schlurrend an, äusserte: "ah, je suis comme en bête!" und warf sich lang auf das Sopha, die Beine heraufziehend, ich fand Müsse wahrzunehmen, dass sie gelbwollene Strümpfe anhatte. Nach einer Weile sah mich Bettina prüfend an und sagte: "Sie haben Ähnlichkeit mit Göschen!" -- Mit wem? -- "Mit Dr. Göschen!" -- Mir sehr angenehm zu erfahren. -- "Ah! das ist Ihnen wohl nicht recht," äusserte Bettina, indem sie sich

auf den Ellenbogen stützte, "die jungen Leute sind jetzt alle eitel, Sie finden sich gewiss weit hübscher als Göschen, Sie sind auch eitel, man sieht's Ihnen an der Nase an." "Gnädige Frau!" erwiderte ich; "Ihr Urteil über meine Wenigkeit scheint mir mehr geistreich als treffend zu sein, das liegt gewiss daran, dass Sie aus den Nasen wahrzusagen scheinen, ich denke, sonst tut man das immer aus den Linien der Hand." Sie richtete sich auf und blickte mich sehr aufmerksam an. Dann sagte sie: "Tausend noch einmal, ist das ein Mundwerk! na! seien Sie nur nicht böse." Das war die Einleitung; ich wusste schon von früher, dass sich ger nicht anders mit ihr auskommen liess, als indem man ihre verzweifelte Offenheit mit gleicher Münze zurückzahlt.

Bei meinem Freunde Ungern-Sternberg kam sie mit diesem Wesen einmal gänzlich an den Unrechten. Sternberg hatte sie fragen lassen, ob sie ihn zu empfangen geneigt sei. Auf ihre zusagende Antwort ging er zu ihr; sie wohnte damals unter den Linden, 3 Treppen hoch. Als er nun eintrat, kam sie ihm mit etwas verdrüsslicher Miene entgegen und äusserte: "Ach Gott, was wollen Sie denn von mir? ich bin eine Frau wie alle Andern, an mir ist gar nichts zu sehen." - "Ja! das finde ich auch," entgegnete Sternberg in seiner vornehmen Haltung, "es tut mir auch schon leid, dass ich die vielen Treppen hier herauf gestiegen bin." Da legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte: "Bitte, seien

Sie nur nicht empfindlich." Er setzte sich darauf eine Minute zu ihr und entfernte sich dann kalt und förmlich. Als ich ihn am andern Tage sprach, äusserte er: "das ist ja eine abscheuliche alte Person, ein kleines Aschenprödel."

Mit meiner Hausfreundschaft, obwohl ich mich noch einigemal zum Tee bei ihr einfand, wurde es auch nicht viel. Besonders ihr Prophetenton missfiel mir so sehr. Wenn es so kam, so machte Alles, was sie sagte, einen gewissen Anspruch darauf, als "Schauen", als eine Art Prophezeiung zu gelten. "Ich sage Ihnen, es wird" u.s.w., das konnte man immerfort von ihr hören. Ausserdem hatte sie die bedenkliche Neigung, den andern, mit dem sie sich unterhielt, ablaufen zu lassen, oder durch möglichst unpassende Vergleiche und Fabeln in Verlegenheit zu setzen. So hatte ich z.b. einmal über jemand geäussert, sein Wissen sei mehr ein encyclopädisches, im Grunde habe er von dem Erlernten wenig verdaut. Hierauf entgegnete Bettina: "Wie? verdaut? -- pfui! die Verdauung kommt nur in Folge eines Fäulnisprozesses zu Stande. Kennen Sie nicht die Geschichte von dem gläsernen Esel? So lange der noch ein gewöhnlicher Esel mit dickem Felle war, machte er seinen Besitzer viele Freude, frass sein Gras und seine Kräuter und wurde dick und fett dabei. Nachdem er nun aber auf den Wunsch seines Herrn durch einen Zauberer in einen gläsernen verwandelt war, sah man nicht nur die allgemein günstigen Wir-

kungen seines Fressens, sondern man nahm auch wahr, wie das Gefressene alles in ihm durcheinander wühlte, sich auflöste und verdaut wurde, was sich sehr hässlich ausnahm." Dieser Vergleich war nun doch in der Tat so unpassend wie möglich, und Herr NN:, von dem die Rede war, würde sich gewiss für die Parallele mit dem Esel bedankt haben.

Doch Bettina hatte auch ihre schönen Seiten; sie besass ein warmes Herz, nahm sich mit Aufopferung der Unterdrückten an und äusserte oft einen hohen Gerechtigkeitsinn. Es ist bekannt, dass sie einer hohen Person, welche in ihrem Salon die gegen den hannöver'schen Verfassungsbruch protestierenden 7 Göttinger Professoren das "Federvieh" titulierte, geradenweges die Thüre wies. Eines Abends war ein ziemlich grosser Zirkel zum Tee bei ihr versammelt. Da hüpfte Bettina herein, eine grosse Tüte in der Hand, in der sich kandierte Orangenschalen befanden. Jeder der Gäste, der Reihe nach erhielt mit einem Spruche oder einem Scherzwort etwas davon. Als sie an ihrem Schwager Savigny kam, wurde sie plötzlich ernst und sagte: "Du bekommst nichts ab, Du bist ein Wortbrüchiger!" "aber Bettina!" liess sich die sonore Stimme des Schwagers vernehmen: "was schwatzezt Du da für Zeug!" "Ich schwatze nicht," sprach sie ernst, ich rede die Wahrheit." Und nun erzählte sie eine ziemlich hässliche Geschichte, Savigny sollte ihr in Bezug auf irgend einen Schützling ganz bestimmt etwas versprochen, gleichwohl das gerade Umgekehrte getan haben. Es war ein etwas verlegener

Auftritt. Solche Menschen, die gelegentlich kein Blatt vor den Mund nehmen, sind in der Regel edlere Naturen. - -

Indem ich das Geschriebene übersehe, drängt sich mir das Gefühl auf, dass ich meiner Erinnerung den Zügel zu weit schiessen lasse. Es ist bei solchen Aufzeichnungen schwer, das rechte Mass zu finden; ich könnte ganze Bände voll schreiben, und doch ist mir die Beschränkung geboten, nur das Buch mitzuteilen, was auf mich selbst einen nahen Bezug, was irgendwie bestimmend auf mich und meine Lebensverhältnisse eingewirkt hat. Ich unterlasse es deshalb, noch mehr von meinem Berliner Aufenthalt zu plaudern; ich bin jetzt an dem Wendepunkt meines Lebens angekommen, wo ich das höchst Glück errang. Kommt mit mir nach Stargard!

---

6.

Meine I d a.

Nun ist es wieder Frühling geworden, milde Lüfte walten, an den Bäumen vor meinem Fenster treiben die Knospen, Alles verjüngt sich wieder und erwacht aus seinem Schlaf; - nur sie, sie, die meiner Seele tiefstes Verlangen, sie ist mir verloren, verloren. Keine Hoffnung will mir durch das trauernde Herz ziehen, und nur mit Wehmut sehe ich dem Erwachen der Natur entgegen.

Es ist die Zeit, da ich vor 32 Jahren für meine Ida entbrannte. Nun ist der Vorhang gefallen, Alles vorüber und nur meine heissen Tränen fliessen.

Vielleicht finde ich einigen Trost, einige Beruhigung, wenn ich in die schöne Vergangenheit, in die Zeit unsrer jungen Liebe zurückblicke. Ach! sie ist der Glanzpunkt meines Lebens, diese Zeit, wenn sie auch heisse Kämpfe von mir forderte. Ist es doch ein Geschenk der Götter, dass man das Glück der Liebe sich erringen und erobern muss, um seines ganzen Wertes sich bewusst zu werden und es fest zu besitzen und fest zu halten bis zur letzten Stunde.

Grosse Erwartungen von dem Aufenthalte in Stargard hegte ich nicht. Ich mietete mir eine kleine möblierte Parterrewohnung von 2 Zimmern an der Ecke der Strasse, wo auch die Schüler'sche Familie wohnte, und richtete mich da stille ein. Meine Absicht ging dahin, ganz für mich zu leben und geselligen Verkehr zu vermeiden. Hatte ich doch auch genug zu tun, um mich in die geschäftlichen Verhältnisse hineinzufinden und für die mir bevorstehende Wirksamkeit gründliche Information zu verlangen. Ich war also sehr fleissig und studierte nebenbei mit grossem Interesse die Dogmatik von David Strauss. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Das Gasthaus zur Stadt Petersburg an der Ecke der breiten Strasse versammelte am Mittagstische einen Kreis ganz angenehmer Leute: Offiziere, Beamte, Ärzte. Wir standen nach aufgehobener Tafel, - es war Ende Januar, - eine Zigarre rauchend am Fenster und plauderten über dies und das. Da

gingen ein paar Damen vorüber; die Unterhaltung stockte und man sah ihnen nach. Wer ist denn das? fragte ich. Frau v. der Marwitz und ihre Älteste Tochter Ida, erwiderte man mir. Es lag in dem Tone dieser Antwort nach meinem Gefühl etwas sehr Achtungsvolles, und die kurzen Bemerkungen, welche folgten, bestätigten meine Annahme. Das machte mich zuerst aufmerksam auf meine Ida. Wo junge Leute beisammen sind, da gibt es sonst auch muntere Glossen und man hängt dieser und jener Dame leicht etwas an. Hier verlautete nichts dergleichen.

Einige Tage darauf war im Kasino Ball. Meine Bekannten beredeten mich, auch eine Stunde hinzukommen, ich brauchte ja nicht zu tanzen, wir wollten eine Flasche Wein zusammen trinken und uns die schöne Welt ansehen. Zum Tanzen hatte ich auch nicht die mindeste Lust, aber ein Glas Wein mit guten Kameraden, das lehnte ich nicht so leicht ab. So ging ich hin. Ich stand mit einer ganzen Zahl von Offizieren nicht weit vom Eingange in den Saal, plaudernd und die Ankommenden musternd. Da stockten die lustigen Bemerkungen auf einmal wieder, Frau v. d. Marwitz und Ida erschienen, man trat zu beiden Seiten zurück und verbeugte sich tief und respektvoll. Frau v. d. Marwitz grüßte freundlich, Ida hielt den Blick gesenkt, und schritt nur leise sich verneigend durch die Reihen hindurch. Hm! dachte ich, wie sittsam ist das Mädchen, die willst du dir doch einmal etwas näher ansehen. Ich brachte mich so allmählig in ihre Nähe und betrachtete ihr

liebes Gesicht. Sie hatte gerade eine Teetasse in der Hand und ass einen kleinen Kuchen. Schön eigentlich und regelmässig in dem künstlerischen Sinne des Worts war ihr Gesicht nicht, aber rein und anmutsvoll erschienen mir ihre Züge und ruhig und freundlich ihre Miene. Lange verharrte ich in ihrer Betrachtung; und es war mir einmal, als streife mich ein Blick aus ihren klaren braunen Augen. Da klopfte mir mein Freund v. Buddenbrock auf die Schulter und rief: "Nun, was stehen Sie hier so, - soll ich Sie Frau v.d. Marwitz vorstellen?" - "Frau v.d. Marwitz? - wie so, denn? - nun gut, tun Sie es!" Ich sprach mit ihrer Mutter einige Minuten, dann ging ich nach einem letzten flüchtigen Blick auf das Mädchen, das mein Leben entscheiden sollte, in das Nebenzimmer, wo die Andern schon bei der Flasche sassen. Sie meinten, nachher, ich sei den ganzen Abend sehr nachdenklich gewesen; ich weiss es ja nicht, mir lag nichts ferner, als der Gedanke an eine Neigung meinerseits, ich las ja Strauss's Dogmatik und arbeitete (und) scharf in meinem Amt. Aber in unbewachten Stunden während der folgenden Tage trat ihr liebes Bild wiederholt vor meine Seele.

So vergingen 14 Tage. Da wurde ich in eine kleine Gesellschaft zu Schüller's geladen, es sollte mäsiziert werden. Ich fand da nur die v. Paschwitz'sche Familie und Frau v.d. Marwitz mit ihrer Tochter, ausserdem ein paar junge Leu-

te. Nun liess ich mich Ida bekannt machen und unterhielt mich gleich lange mit ihr. Sie sah so klar und vertrauensvoll zu mir auf, und Alles was sie sagte, fand ich so gescheit und so seelenvoll, wie ich es aus dem Munde eines jungen Mädchens noch niemals vernommen zu haben glaubte. Ich konnte sie nicht genug ansehen, nicht genug ihr zuhören, wenn sie sprach. Nachher spielte sie auf dem alten Stehflügel eine Etüde fast mit Meisterschaft. Auch das noch! Ich wurde ernst gestimmt, mir unbewusst.

Bei Tische kam ich neben sie zu sitzen; ich glaube, ich bin ziemlich einsilbig gewesen und habe sie nicht gebührend unterhalten. Ihre Nähe, ihr Wort, ihr Blick hatten, ohne dass ich selber es ahnte, mir das Herz schon getroffen. Auch das Essen musste ich wohl vergessen haben. Frau Schüler rief Ida über den Tisch zu: Liebe Ida reichen Sie doch Ihrem Nachbar die Buttersehal. Ida warf einen Blick auf meinen Teller, wo noch Alles fast unberührt lag und bemerkte, indem sie die Schale, die sie schon in der Hand hielt, wieder auf den Tisch setzte: "Er hat ja noch." Ich kann es selbst nicht verstehen, wie diese Worte, die noch vor meinem inneren Ohre klingen, mich so freundlich, so vertraulich, so heimisch berühren konnten! Es schwebte ein stiller Zug von Glückseligkeit durch mein Herz wie eine Ahnung kommender schöner Tage.

Wie hätte ich mir verhehlen können, als ich wieder zu Hause war und den Kopf in die Hand gestützt sinnend bis in die Nacht hinein auf meinem Sopha sass, dass Ida Marwitz einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Allein ich wehrte mich dagegen, - das war ja nichts und durfte aus vielen Gründen nichts sein; meine Ziele lagen ganz anderswo, ich meinte ganz andere Aufgaben und Interessen zu haben, als mich jetzt in ein Mädchen zu verlieben, mich nun von einem Gefühle befangen zu lassen, das mir bis dahin völlig fremd gewesen war. Fort damit! --

Wieder verfloss mehr als eine Woche, ohne dass ich sie sah. Am 21. Februar sollte im Kasino ein Maskenball stattfinden, die Vorbereitungen dazu wurden viel besprochen, - was gingen sie mich an? ich überredete mich, dass (mir das Alles ganz gleichgültig sei, aber ich bestellte mir doch einen Domino.

Ida tanzte in einer Quadrille mit, meine Augen suchten sie allein; ich kann nicht sagen, dass mir ihr Anzug sehr vorteilhaft erschien, ich dachte, ihr stände keine Verkleidung, sie müsste immer sie selbst sein. Ich hielt mich zuerst fern, aber meine Blicke flogen doch immer zu ihr hin und weilten auf ihr. Als der Contretanz beginnen sollte, stand sie da unter der Menge und blickte sich um. Da traf mich ihr Auge und mir war es so, als ob es einen Augen-

blick freundlich aufleuchtete. Ich drängte zu ihr hin, und fragte Sie: "Gnädiges Fräulein, wer ist Ihr Tänzer, - darf ich ihn rufen?" - "Ich bin nicht engagiert!" antwortete sie. "Wollen Sie mir dann die Freude machen?" "Sehr gern!"

Ich hatte meinen Hut noch in der Hand, wohin nur damit? wir standen mitten im Saale und von ihrer Seite hatte keine Macht der Erde mich jetzt gerissen. So besann ich mich nicht lange und warf den Hut über die Köpfe der Umstehenden hinweg nach dem Fenster zu, unbekümmert darum, dass er dort unter die Füße kam. Ida sagte lächelnd: "Der arme Hut!" "Arm?" wiederholte ich heiter, "dafür bin ich um so reicher!" Sie sah mich fragend an.

Ich tanzte an dem Abend noch 2 mal mit ihr, mein Herz bebte, als ich sie in den Armen hielt. Es war aus mit mir, an diesem Abend war ich auf der Scheidelinie angekommen, wo ein neues Leben beginnt.

Als der Ball zu Ende, stürmte ich zum Tor hinaus, blickte, mir selbst ein Rätsel in die rätselhaften Sterne und wanderte durch die Winternacht ziellos und pfadlos dahin. Dann setzte ich mich auf den Wall vor dem Johannistor und schaute in die Ebene hinaus, bis der Morgen aufdämmerte. Es war kalt, ich eilte nach Haus, um noch etwas zu ruhen. Jetzt wusste ich's: "Die!" sagte ich mir laut: "Die und keine Andere, die - oder der Tod!" Nun nun! nicht so leidenschaftlich, - es

kann ja Alles werden!" Damit legte ich mich hin.

Die Liebe! ja ich glaube an sie! Was helfen uns alle <sup>si</sup>psychologischen und philosophischen Erklärungen! sie ist nicht zu erklären, - sie ist da und ergreift widerstandslos den Menschen mit Allem, was er denkt, fühlt und ist. Ich bin jetzt alt, das Leben hat mich hart angefasst, ich schwärme nicht mehr; aber ich glaube an die Liebe. Von jenem Tage ab hat sie mein Gemüt, mein ganzes Leben erfüllt, hat mich begleitet auf allen Wegen, hat mich geleitet in meinem Tun, hat in meiner Brust gedauert für die eine Einzige, bis der Tod ihr das Auge schloss, und zerspaltet mich nun in Gram. Ist das Täuschung und kann es Täuschung sein?

Ich war völlig unvorbereitet, ich dachte an nichts weniger als an eine solche Verbindung. Da tritt mir das Mädchen entgegen, ihr ernstester Blick trifft mir in's Herz, und nachdem ich sie zweimal gesprochen, rufe ich laut: die und keine andere bis in den Tod! War auch vorher meine Fantasie lebhaft genug, schlug auch mein Herz voll und warm genug, so hatte ich doch bis jetzt niemals auch nur die Spur einer Neigung in mir entdeckt. Von dem Kinderei in der Knabentanzstunde abgesehen, kann ich in Wahrheit versichern, dass ich niemals bis dahin einem weiblichen Wesen auch

nur den Haß gemacht, geschweige denn mich ihnen ernstlich genähert habe. Gefallen hat mir diese und jene wohl einmal vorübergehend; aber mich zu verlieben, den Mädchen meinerseits zu dienen, das lag gar nicht in meiner Natur. Nun war dafür meine Seele in ihrer tiefsten Tiefe ergriffen; es stand bei mir felsenfest: die und keine andere bis in den Tod. Äusserer Glanz, Schönheit und Reichtum blendeten mich ja nicht; aber ihre Seele hatte ihr Licht in die meine geworfen, sie hatte das Auge zu mir aufgeschlagen, und mein musste sie werden und kostete es das Leben.

Ich ging gleich nach einigen Tagen hin und machte ihrer Mutter meinen Besuch, liess mich auch in die Häuser, wo Ida befreundet war, namentlich bei Frau von Paschwitz einführen. So sah ich die Geliebte oft, konnte an ihrem Anblick mich weiden, ihr Wort vernehmen und in ihr Auge schauen. Und jedesmal, wenn ich sie sah, wurde mir das Herz gewisser und ruhiger. Es kam auch nicht der geringste Zweifel in meine Seele, als ob sie mich nicht wieder lieben könnte, und doch war sie, die eben 18 jährige sich dessen sicherlich nicht bewusst. Ich sprach ja auch gar nichts zu ihr, was die Empfindungen, die mich ganz durchdrang, ihr hätte verraten können. Aber das fühlte sie doch, dass ich ihre Nähe suchte und dass ich mich mit Keiner lieber unterhielt, als mit ihr.

An einem Gesellschaftsabend bei Frau von Paschwitz erschien mir Ida so ernst; ich wagte es kaum sie anzureden und glaubte zu bemerken, dass sie mich vermeiden wollte. Ihre Mutter hatte, wie sie mir später vertraute, ihr gesagt, sie müsste zurückhaltender gegen mich sein, nicht so viel mit mir sich unterhalten, - das ~~viele~~ auf. Ich brannte hell auf und trat zu ihr; sie sah mich gar nicht recht an, nicht so, wie sonst, - was bedeutete das nur? Ich führte sie aber doch zu Tische und bald waren wir in lebhaftem Gespräche. Es wurde an kleinen Tischen gespeist; an dem unrigen kam die Rede auf die Freimaurerei und deren Pflicht, sich untereinander beizustehen. Budenbrook meinte, dazu brauchte man gar kein Freimaurer zu sein, das sei schon allgemein menschliche Pflicht. Aber in Kollisionsfällen, warf man ihm ein, wenn zwei verwundete da~~l~~iegen, da muss der Maurer zuerst dem Maurer helfen und dann erst dem andern, der kein Maurer ist. Man stritt hin und her. Was würden Sie denn in solchen Falle tun, wendete sich Einer der Streitenden fragend an mich. "Ich würde mich nach der Tiefe der Wunde richten," erwiderte ich. Ein leuchtender Blick aus Ida's Augen hob sich zu mir auf, sie sah mich ordentlich dankbar an, als hätte ich ausgesprochen, was ihr selbst auf der Seele lag.

So traten wir uns näher. Am folgenden Nachmittag ging ich in das Marwitz'sche Haus, um Ida ein Musikstück zu bringen, über das wir gesprochen

diesem Ausdruck verbindet, weiß von mir ab. Es war auch keine Leidenschaftlichkeit, die mich umfing, nein! eine tiefe, tiefe Leidenschaft hatte mich erfasst und drängte mich mit Allgewalt in ihre Nähe. Wo sie war, da wollte ich auch sein, dahin zog es mich unwiderstehlich. Ein Herr von Schöning in Stargard gab einen Ball, ich war in dem Hause nicht bekannt, also auch nicht eingeladen. Aber ich erfuhr, Ida würde da sein und so ging ich ungeladen zu dem Feste. Als ich erschien, kam mir Herr v. Schöning entgegen und sah mich etwas ungewiss an, er hatte gar keine Ahnung wer ich war. Ich verbeugte mich sehr tief und brachte mit vieler Dreistigkeit die gewöhnlichen Redensarten: "Sie haben mir erlaubt! -- grosse Ehre!!" us.w. hervor. Da der Mann aber nichts erwiderte, so trat ich einen Schritt zurück und sagte: "Ich habe doch die Ehre, Ihnen noch bekannt zu sein? -- ich --" Da ergriff Herr v. Schöning, gute Miene zum bösen Spiel machend, meine Hand und rief sehr freundlich: "Ah! entschuldigen Sie tausendmal, ich wüsste nur im ersten Augenblick nicht, ja wohl, ja wohl, -- mein verehrter Herr! haben Sie die Güte." Es kamen neue Gäste und ich verzog mich sacht. Als ich nach dem Abendbrot mit Ida tanzte, erzählte ich ihr offen die Geschichte und dass ich nicht eingeladen, aber doch gekommen wäre, weil ich fern zu bleiben nicht vermocht hatte." Ida schlug die Augen nieder und bemerkte: "Aber wie konnten Sie denn?" "Ja! mein gnädiges Fräu-

lein," entgegnete ich, "es gibt Zeiten im Leben, wo man sich über gewöhnliche Rücksichten hinwegsetzt." Sie schwieg, ihre Hand ruhte in der meinigen, ich trat zum Tanze mit ihr an.

Ob meine Freunde und Bekannten meine Liebe zu Ida ahnten oder nicht, das weiss ich nicht. Buddenbrock, der jetzige General und Gouverneur von Königsberg war der einzige, dem ich mich entdeckt hatte, als mir das Herz einmal zu voll war und der mir dann auch als treuer Berater zur Seite stand. Von den Andern hat Niemand in meiner Gegenwart von Ida gesprochen, oder Andeutungen gemacht oder gar mich geneckt, wie das unter jungen Leuten in solcher Lebenslage sonst wohl verkommt. Nur einmal hörte ich am Buffet bei einem Balle den Leutnant Constantin v. Roell aussern: "Die Ida Marwitz, das ist ein verdammtes Mädel, ich wollt' ihr, als ich mit ihr getanzt hatte, die Hand drücken, - ho! zog sie ihre Hand zurück und sah mich so zornig an, als ob ich ihr, weiss Gott was, zu Leide getan hätte!" - Das gefiel mir gar nicht schlecht von Ida.

Es wurde ein wundervolles Frühjahr, ein frühes; zu Anfang Mai schon trugen die Bäume den vollen Blatterschmuck und der blaue Himmel, die milde Luft lockten in's Freie. Die Katastrophe nahte heran, mir war das Herz zum Zerspringen voll und ich fasste den Entschluss mich Ida zu erklären. Es war auf einer Landpartie

nach dem benachbarten Wulkow am 12ten Mai. Die Schüler'sche, die Paschwitz'sche Familie, Frau Generalin v. Sohn und Frau v.d. Marwitz fahren hinaus, -- ein herrlicher, blütenvoller Maitag, warmer Sonnenschein und singende Lerchen! Wir durchstreichten dñen Laubwald, durch den ein kleiner Fluss hindurchheilt, wir lagerten auf schattiger Stelle, es wollte mir aber nicht gelingen, die Geliebte allein zu sprechen; immer kam mir jemand dazwischen und ein wahrer Hass ergriff mich gegen einen Herrn v.d. Osten, der zweimal, als ich eben Ida mein Herz ausschütten wollte, sich zu uns gesellte. Der Abend rückte heran, wir kehrten in das Dorf zurück. Vor dem Krüge war ein einfaches ländliches Abendbrot hergerichtet: saure Milch, Eierkuchen, Butterbrot und Zubehör. Die Gesellschaft nahm schon ihre Plätze ein. Gegenüber lag die alte Dorfkirche mit dem von hohem Feldsteinmauern umgebenen Kirchhofe. Da wandelte meine Ida, einen Strauss ordnend und hier und da eine Feldblume pflückend noch umher, ich nahte mich ihr, ergriff ihre Hand und sprach zu ihr mein Liebeswort. "Ida!" sprach ich, "ich liebe Dich, ich liebe Dich aus dem tiefsten Grunde meines Herzens, sei die Meine und sage: ja! ich will Dich auf meinen Händen tragen dein Leben lang, ich will Dich schützen und ehren und lieben bis in den Tod." Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie leise: "ja!" ich schloss sie in meine

Arne und küsste sie auf ihre Stirn. Eine Minute ruhte sie still an meiner Brust, dann entwand sie sich mir und sagte: "Aber wir sind unglücklich; denn meine Mutter und meine Verwandten werden es niemals zugeben." "Das wird sich finden," rief ich, "vertrau meiner Liebe!"

Damit kehrten wir zu den Andern zurück. Frau von Pagschwitz, die wohl ahnen mochte, was vorgefallen, füllte eben in der Zerstreuung die saure Milch mit einem grossen Suppenlöffel auf. Ich begab mich durch das Haus in den Garten und warf mich in das Gras unter einen blühenden Apfelbaum, um volle Ruhe und Fassung wieder zu gewinnen. Dann sprang ich auf, ging zur Gesellschaft zurück und setzte mich auf den für mich offen gelassenen Platz.

Als man aufbrechen wollte, empfahl ich mich und ging oder lief vielmehr die Meile bis zur Stadt voran; ich wollte eher dort ankommen, als die Wagen eintrafen und ich war auch schon lange da, als der Marwitz'sche Wagen, so gegen 9 Uhr in den Torweg einfuhr. Einige Minuten wartete ich noch, dann ging ich nach, schob das Dienstmädchen, welches mich erst anmelden wollte, bei Seite, und trat in die Wohnung ein. Frau von der Marwitz hatte eben Plaid und Hut abgelegt und sah mich betroffen an, als ich in der Thür erschien. "Gnädige Frau," sagte ich, "verzeihen Sie meinen Späten Besuch, es gibt aber Lagen des Lebens, die

keinen Aufschub gestatten."

Ida entfernte sich auf einen Wink ihrer Mutter und diese fragte mich nun, was ich wünschte. Ich ergriff ihre Hand und sagte: "Geben Sie mir Ihre Ida, sie ist mein höchstes, höchstes Glück."

"In der Tat!" erwiderte die gute Mutter, "Sie überraschen mich zu sehr, bitte, schreiben Sie an mich, ich muss mir's überlegen und werde Ihnen dann antworten."

"Nein!" erwiderte ich, "wozu die Schrift, da wir uns persönlich gegenüberstehen? Es bedarf ja nur eines einzigen Wortes, und Alles ist gut."

Frau v.d. Marwitz trat zurück. "Sagen Sie ja oder nein!" drängte ich.

"Nun denn: nein!" entgegnete (diese.) sie.

"Ich bitte um Ihre Gründe! --

"Der Standesunterschied," erwiderte sie nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst.

"O Gnädige Frau!" rief ich aus, "dem Standesunterschiede wollen Sie das Lebensglück zweier Menschen, ihres eigenen Kindes zum Opfer bringen? -- das glaube ich nicht, von Ihnen gewiss nicht, deren freundliches Gemüt und grosse Herzensgüte ich längst erkannt habe. Stossen Sie mich nicht zurück, ich will Ihnen ein guter Sohn sein."

"Es ist nicht möglich, -- nicht möglich!" sagte sie vor sich hin, indem sie, stille die Hände ringend in der Stube langsam auf und abschritt. Ich lehnte mit der Schulter an dem Sekretär, der in der roten Stube, rechts vom Entrée, nicht weit

vom Fenster stand. Es ist mir noch Alles so deutlich, als wäre es gestern erst vorgefallen. Ich hatte meine volle Fassung erlangt und setzte der guten Mutter nun auseinander, was nahe liegt und ich deshalb hier nicht wiederzugeben brauche.

"Ja! Sie sprechen immer von dem Glücke meines Kindes," wendete meine liebe künftige Schwiegermutter ein, "aber woher soll ich die Überzeugung nehmen, dass diese Verbindung Ida's Glück sein wird; sie ist noch jung, ohne Lebenserfahrung, in anderen Verhältnissen und Voraussetzungen, wie die Ihrigen sind, aufgewachsen. Ich kann ja gegen Ihre Person nichts einwenden; aber wenn der erste Rausch verflogen ist, dann könnte es ihr leid werden, dass sie aus ihrer Familie herausgetreten ist, dann könnte sie doch vielleicht nicht finden, was sie suchte."

"Sie denken sehr gering von Ida!" versetzte ich, "das schmerzt mich, ich bin aber auch zugleich erstaunt, dass Sie Ihre Tochter nicht besser kennen, -- "

"Sie hat mir auch," unterbrach mich Frau v.d. Marwitz, "von einer Neigung zu Ihnen nichts vertraut, sie ist, wie ich annehmen muss, sich selbst nicht klar, -- sie kann sich täuschen, ---"

"O wenn Sie darüber zweifelhaft sind," fiel ich ihr in's Wort, "dann bitte ich Ida rufen

zu lassen, damit sie sich Ihnen gegenüber erkläre."

Nun wurde Ida geholt; sie erschien mit leisem Gang und stellte sich an die Seite ihrer Mutter. "Der Herr Assessor," sagte diese, "hält so eben um Deine Hand bei mir an und behauptet, Du hättest ihm dieselbe schon zugesagt, - wie ist es damit, mein liebes Kind?"

"Ja!" sagte Ida.

"Hast Du es Dir auch wohl überlegt?"

"Ja!"

"Tauschest Du Dich auch nicht in Deinen Empfindungen?"

"Nein!"

"Du würdest Dich damit von Deiner ganzen Familie trennen, - "

"Ich weiss es."

"Dein lieber Vater, wenn er noch lebte, würde niemals, niemals eingewilligt haben, - "

"Ich glaube es auch - "

"Und dennoch willst Du uns verlassen?"

"Ich kann nicht anders."

"Was soll ich tun, was soll ich tun!" rief nun die gute Mutter, "ohne meines geliebten Mannes Stütze, ohne seinen Rat!" sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Ida sah bleich und ernst aus und sprach keine Silbe weiter; sie hielt den Kopf gesenkt, kein Lächeln des Glücks erschien auf ihrem Ant-

litz, die Stunde, welche die schönste ihres Lebens hätte sein sollen, stimmte sie traurig. Rang sie nach Klarheit in sich selbst, trat ihr vor die Seele, dass die Trennung von ihren Verwandten unausbleiblich sein werde? dachte sie an ihren Vater, den sie so hoch verehrt hatte?"

Unterdessen gingen meine Verhandlungen mit der guten Mutter weiter. Zuletzt standen wir alle drei da und hatten uns die Hände gefasst, jeder die der beiden andern, überlegend, was zu tun sei. Der Beschluss ging dahin, ich solle den Onkel, den Gutsbesitzer und Major a.D. Albert v. Derenthall auf Butow befragen. Wenn dieser, ihr Bruder zustimmte, dann wollte auch Frau v.d. Marwitz einwilligen und den voraussichtlichen Widerspruch der übrigen Familienmitglieder zurückweisen. So schied ich. Mir war das Herz schwer und doch trug ich das Gefühl hohen Glückes in meiner Brust.

Am andern Morgen frühe sass ich schon auf dem Wagen und fuhr nach dem etwa 3 Meilen entfernten Butow hinüber. Das Wetter war umgeschlagen und kalt und unfreundlich geworden; aber mein Herz schlug warm und liebesmutig, ich war fest entschlossen, vor keinen Hindernissen zurückzuweichen und Ida's beglückende Liebe durch männliches Handeln mir zu verdienen.

Herr v. Derenthall war eben vom Felde heimgekehrt und trat mir in Reitrock und hohen

Stiefeln entgegen. Ich trug ihm kurz meine Sache vor und fragte ihn, ob er im Standesunterschiede grundsätzlich ein Hindernis unserer Verbindung erblicke. Er erwiderte: Im Prinzip, nein! was meine Person betreffe, so könne er sich weder für noch gegen mich aussprechen, da er bisher nicht das Vergnügen gehabt habe, mich zu kennen.

"Und Sie werden diese Ihre Auffassung Ihrer Frau Schwester mitteilen?"

"Wenn Sie mich fragen sollte, sehr gern."

Ich dankte ihm von ganzen Herzen und er stellte mich nun seiner Gemahlin, die eine Stiefschwester meiner Ida war, vor; ich blieb zu Tische und unterhielt mich möglichst unbefangen, beeilte mich dann aber doch, wieder fortszukommen.

In den nächsten Tagen konnte ich nichts unternehmen, ich musste nun erst abwarten, dass Frau v.d. Marwitz, nachdem sie sich mit ihrem Bruder besprochen, mir Bescheid gab. Auch Ida sah ich nicht, mir brannte der Boden unter den Füßen. Endlich endlich nach mehreren Tagen überbrachte man mir einen Brief von Ida's Mutter. Darin stand, die Familie sei gestern versammelt und einstimmig der Meinung gewesen, dass mir Ida's Hand zu versagen wäre. Nur ein einziges Mittel gäbe es, sie zu erlangen, - ich möge mich von ihrem Schwager, dem Herrn von Resten adoptieren lassen, der hätte keine Kinder und sei bereit dazu; durch die Verbindungen der Fa-

milie werde die Genehmigung des Königs zu jenem Akte erlangt werden können.

Ich schwankte keinen Augenblick und schrieb zurück, ich wäre der Sohn meines teuren und edlen Vaters und der bliebe ich; ich würde mich ja selbst verachten müssen, wollte ich meinen guten Namen mit einem fremden, und sei er auch ein adliger vertauschen, ja auch der von mir so hochverehrten Mutter meiner Ida könnte ich diese Kränkung nicht antun. Bald empfing ich die kurze Antwort, unter diesen Umständen müsse meine Bewerbung zurückgewiesen werden.

Mich trieb es, Ida wenigstens noch einmal zu sehen und vorläufigen Abschied von ihr zu nehmen. So ging ich hin und stürzte in die Stube. Ida trat mir entgegen, und reichte mir ihre Hand, die sie mir willig überliess, als ich sie mit heissen Küssen bedeckte. Sie selbst erschien mir kalt wie Eis und sagte blos: "Es ist recht, dass Sie sich nicht erniedrigt haben." "Konnten Sie denn das von mir erwarten?" fragte ich. "O nein!" rief sie und lächelte so ein wenig. "Doch nun leben Sie wohl und fassen Sie sich."

Mit meiner Fassung stand es nur schwach, ich war furchtbar aufgeregt: "Nein Ida! rief ich aus, "ich lasse Sie nicht, keine Macht der Erde soll Sie mir nehmen, so lange Sie selber festhalten und mir vertrauen." Sie schüttelte sinnend und traurig den Kopf und wiederholte nur: Leben Sie wohl!"

In diesem Augenblick trat ihre Mutter in das Zimmer, der das Abschiednehmen doch wohl zu lange gedauert haben mochte. Ich drang noch einmal bittend in sie, mich nicht zurückzustoßen; aber sie blieb, wenigstens äußerlich kalt und ablehnend. Da übermannte mich der Zorn und ich erklärte: "Nun denn! so nehmen Sie mein festes Manneswort, dass ich niemals und auf keinen Fall meinen Anspruch auf Ida's Hand, die Sie ohne Grund mir verweigern, aufgeben werde, und sollte es Jahre dauern, ich bleibe fest dabei stehen und werde ihn auch geltend machen, wie und wann ich es vermag. Dienenigen aber, die jetzt meinem heissersehnten Glücke sich entgegenstellen, sie werden keine Ruhe vor mir finden, verlassen Sie sich darauf, - und Segen wird es ihnen nicht bringen."

Was meine liebe Schwiegermutter sich recht von Ida und mir dachte, das hat sie auch später uns nicht recht klar machen können. Mich taxierte sie jedenfalls zu niedrig und was Ida betrifft, so glaubte sie wohl, dass bei ihrer Jugend der Eindruck, den ich auf sie gemacht, noch verblassen würde.

Ich wollte nun im ersten Zorn den Waldow-Steinhöfel, der ebenfalls eine Stiefschwester von Ida zur Frau hatte, und mein Hauptwidersacher war, auf Pistolen fordern. Buddenbrock redete mir das aber aus, weil es meine Lage verschlimmern würde; und riet mir zu warten.

Die Geschichte wurde doch etwas ruchbar in Stargard und Alles nahm Partei für mich. Ida liess sich wenig sehen, sie war, wie man mir berichtete, ganz kalt und hat auch mit ihrer Mutter von der ganzen Sache kein Wort weiter gesprochen. Ich glaube gewiss, dass der letzteren gutes Gemüt unendlich dabei gelitten hat; sie liebte ihre Tochter auf das Innigste und hatte im Grunde auch mich gern gehabt.

Auf die Länge ging das aber in den alten Verhältnissen mit Ida doch nicht so; es wurde daher eine Reise beschlossen, Ida sollte andere Menschen, andere Lebenslagen kennen lernen, neue Interessen gewinnen. So begleiteten Frau v.d. Marwitz und Ida die Frau von Derenthall erst nach Franzensbad. Demnächst machten die Damen noch weitere Reisetouren, von denen sie erst Ende August nach Stargard zurückkehrten.

Ich selbst war schon zum 1ten Juni nach Stettin übergesiedelt und trieb dort mein neues Geschäft, das meine Zeit und mein Nachdenken unerlässlich und fortdauernd in Anspruch nahm. Meine Familie bezeugte sich sehr liebevoll gegen mich, besonders mein teurer Vater, zog mich nahe an sich und suchte mich durch seinen milden Zuspruch zu trösten. "Es ist allerdings sonderbar," meinte er, "dass man Dich deshalb zurückweist, weil Du Deines Vaters Sohn bist. Aber lasse sie nur und behalte Du(nur) Dein Schicksal selbst in Deiner Hand." Ich kämpfte

zwischen der tiefsten Sehnsucht nach der Einzigen, Geliebten und der Empörung über das mir widerfahrene Unrecht. Sehnsuchtsvoll und laut rief ich oft ihren Namen, so wie dieser Ruf sich auch jetzt wieder aus meiner Brust hervorringt, nun mir die Geliebte dahin ist.

Endlich Anfang September erhielt ich von der guten Frau Dr. Schüler, die mir wie eine Mutter zur Seite gestanden hat, einen Brief, worin sie mir schrieb, sie hätte Ida gesehen, sie fürchte, dass meine Sache nicht gut stände, man schiene dem armen Kinde eingeredet zu haben, dass das, was sie für mich empfinde, nicht die wahre und echte Liebe, mehr nur Freundschaft und Wohlgefallen sei." Würdest Du dann sterben," hätten die Verwandten sie gefragt, "wenn Du nicht seine Frau wirst?" Das glaubte sie nicht, war Ida's Antwort gewesen. -- Nun dann wäre es auch gar nicht Liebe, was sie fühle."

Dieses von Waldow ausgehende Manoeuvre war doch wirklich ein nichtswürdiges. Diese Menschen die in 9 Fällen von Zehnen ihre Verbindungen nach äusseren Rücksichten schliessen, sie stellten der meinigen entgegen, dass sie nicht auf wahrer Liebe beruhe. Alle meine Leidenschaft flammte auf, ich liess auf die erhaltene Nachricht sofort meine Brauen anspannen und jagte in 2 Stunden nach Stargard hinüber. Dort angekommen schrieb ich gleich an

Frau v.d. Marwitz, ich wäre da, man hätte mir mitgeteilt, dass Ida in ihrer Neigung zu mir schwankend geworden wäre. Ich glaubte das nicht, stünde es aber so, dann wäre mir die Ruhe des geliebten Mädchens und die ihrer Mutter zu teuer, als dass ich dann bei meinen Ansprüchen beharren sollte. Doch könne sie mir nicht verdenken, dass ich die Entscheidung von Ida selbst hören wollte, ich bäte deshalb mir eine kurze Zusammenkunft mit ihr zu gestatten. Es war dies am 9. September, ich erhielt als Antwort gleich ein Billet von Frau v.d. Marwitz, in dem nur die Worte standen: "Kommen Sie noch heute Abend zu uns."

Es war der entscheidende Gang, das wusste ich. Hatte sich Ida in der Tat unstimmen lassen, dann bestand für mich kein Zweifel, was ich zu tun habe; - aber das Herz zog sich mir krampfhaft zusammen bei dem Gedanken an die Möglichkeit der Zertrümmerung meiner Lebenshoffnungen.

Meine Schwiegermutter empfing mich mit Tränen in den Augen und verliess gleich als ich kam, das Zimmer, mich mit Ida alleinlassend. Wir bebte mir das Herz, als ich sie wiedersah! Ich nahm ihre Hand und sagte zu ihr: "Ida! Sie haben Ihr Wort, das im May alle Seligkeit für mich in sich schloss, zurück von mir, wenn dem wirklich so ist, dass sie Ihrer Liebe zu mir sich nicht sicher fühlen. Ich bitte Sie dringend, denken Sie dabei nur an sich, nicht an

mich. Nur Ihr Wohl ist mein Herzenswunsch, wenn auch das Leben ohne Sie für mich keinen Wert hat. Aber überlegen Sie das entscheidende Wort, und bringen Sie nicht etwa ein Opfer der Entsagung: denn ein solches würde ich als verbindlich nicht anerkennen."

Ich wollte diese schöne Rede noch fortsetzen, da hob sie unter Tränen lächelnd das Auge und sagte: "Was reden Sie denn, ich bin ja die Ihre!" und damit sank sie still an meine Brust und ich umschloss sie für das Leben. Sie lächelte noch immer unter Tränen, während ich sie so fest hielt, als wollte ich sie niemals wieder von mir lassen, - und barg dann ihr Gesicht an meiner Schulter. Nur zuweilen hob sie so den Kopf und sah mich glücklich und liebeinnig an, als wenn sie sagen wollte: Da hast Du mich, ich baue fest auf Dich, behalte mich auch lieb, ich habe es zum Dich verdient.

Ich war keines Wortes mächtig, ich hielt sie nur immer fest in meinen Armen, ich wusste, dass wir in treuer Liebe vereint bleiben würden bis in den Tod, wir hatten die erste Probe bestanden. Wir standen noch immer schweigend, da trat die gute Mutter in heissen Tränen zu uns und segnete unseren Bund: "Seien Sie unbesorgt," sagte ich ihr, "ich werde sie immer auf Händen tragen, und Sie, Sie, liebe Mutter, Sie werden einen guten Sohn an mir haben." "Ich glaube es," sagte die Gütige. So wurde ich verlobt.

Am andern Morgen, schon frühe, holte ich die Geliebte zu einem Spaziergange ab. Es war ein herrlicher Tag, ähnlich dem 12ten Mai, klare kräftige Luft, von warmem Sonnenschein durchflossen. Ida hing an meinem Arm, wir wanderten weit durch die Felder, über das Dorf Klempin hinaus, und sprachen uns miteinander aus über Alles im Himmel und auf der Erde. Die vollste Ruhe, der schönste Frieden, die festeste Zuversicht war in uns Beiden. Sie wollte mich noch immer "Sie" nennen. Das darfst Du nicht, meine Ida, bat ich sie, wie heute auf diesem Pfad, so werden wir vereint durch das ganze Leben gehen, Alles miteinander teilen, nie ein Geheimnis Einer vor dem Andern hegen, -- Du mußt "Du" sagen. Sie drückte leise meinen Arm, und versuchte, indem sie wieder so zu mir auf sah, schüchtern das erste "Du". Aber sie versprach sich noch oft, dann drohte ich ihr mit dem Finger und sie verbesserte sich mit holdseligem Lächeln.

Als wir an die Ihna kamen, wo da in den Fluss hinein eine kleine Ladebrücke gebaut ist, wollte sie durchaus auf dem freilich nur niedrigen Geländer gehen und stieg da hinauf. Um Gotteswillen! Ida! Du fällst in's Wasser!" "So halte mich doch!" rief sie vertrauensvoll, "Du wirst mich schon halten." Ja!(rief) ich hielt sie auch, ich fasste fest ihre Hand, bereit, sie(ins) mit dem andern Arm zu umschliessen,

wenn sie wanken sollte. Sie sprang wieder herunter und ich fing sie in meinen Armen auf. Wir standen so schweigend eine Minute auf dem offenen Wege, mir war, als sei sie dessen völlig inne, dass ich sie überall schützen würde, und dass sie sicher sei, dass es keine Gefahr für sie gebe, so lange ich bei ihr wäre.

Sie hatte mir, sitzsam wie sie war, noch keinen Kuss gegeben. Wenn wir bei einander saßen, und ich suchte ihre Lippen, dann hielt sie das Gesicht immer so gesenkt, dass ich doch nur auf die Stirn traf. Am zweiten oder 3ten Tage nach unserer Verlobung hatten wir uns in den kleinen Garten hinter den Torfschuppen zurückgezogen, ich las ihr den ersten Akt von Shakspeare's Romeo und Julie vor. Da plötzlich umschlang sie meinen Hals, sah mir in die Augen und drückte einen Kuss auf meinen Mund; in demselben Moment war sie aber auch schon aufgesprungen und lief davon; ich eilte ihr nach, die Treppe hinauf, durch alle Zimmer, bis ich sie in dem letzten, wo sie athemlos stehen blieb, einholte. Nun sträubte sie sich nicht mehr und gestattete mir sie zu küssen.

"Sie ist ganz verwandelt," sagte die Mutter, den Kopf wiegend, "wer hätte das gedacht, man kennt sie nicht wieder." Das tut die Liebe, wenn sie echt ist.

Auf meiner Schwiegermutter lebhaften Wunsch musste ich nun an die Verwandten schreiben und

mich ihnen als Bräutigam vorstellen.

Ich hatte nachdem, was vorangegangen, eigentlich keinen rechten Grund dazu; aber ich fühlte mich durch den Besitz der Geliebten so hinausgerückt über alle kleinlichen Bedenken, so hochbeglückt, dass mir Alles Übrige ganz gleich war. So verfasste ich denn eine Menge von Briefen, je nachdem was ich über die Persönlichkeiten wusste und durch Ida erfuhr. Im Ganzen liefen diese Schreiben darauf hinaus, dass ich bat, das Endurteil darüber, ob Ida in der Verbindung mit mir ihr Glück finden werden, einstweilen auszusetzen und mir einiges Vertrauen zu schenken, ich selbst würde mich bemühen, ihre Freundschaft mit der Zeit mir zu erwerben.

Das Waldow'sche Ehepaar hielt es überhaupt nicht für erforderlich mir zu antworten. Von den Andern schrieb mir die eine Stiefschwester, ob ich auch bedacht hätte, dass ein Haushalt viel koste, Stettin wäre ein teures "Pflaster" und Ida sehr verwöhnt. Schliesslich die Bemerkung, Ida wäre eine sehr "zarte Pflanze" und der schwesterliche Wunsch, sie ja immer mit recht viel Zartheit zu behandeln. Ich weiss gar nicht, was die sich dabei dachte, sie musste mich wohl für so eine Art Holzhauer oder Maurergesellen halten. Einer von den Onkeln erwiderte, es ginge freilich in der Welt jetzt Alles durcheinander, die Zeitströmungen kehrten sich an die Standesungleichheiten nicht mehr, er aber, der Briefsteller habe,

Gott sei Dank, sich diesen nivellierenden Forderungen der Zeit zu verschliessen gewusst und könne mich daher auch nur mit sehr "gemischten" Empfindungen willkommen heissen. Ich dachte, der Gute hätte doch nichts Besseres zu tun, als die Tore seines Geistes zu öffnen und sich zu sputen, dass er noch einigermaßen mitkomme.

Der schlimmste Brief war der des Hauptmanns von Kriiger, ebenfalls der Gemahl einer Halbschwester meiner Ida. Der Mann stammte aus Rügenwalde in Pommern, wo bekanntlich die besten Gänsebrüste herkommen. Dort in diesem kleinen abgelegenen Neste bekleidete sein leiblicher Bruder einen Subalternposten als Aktuar, hat sich indessen hinterher zum Bürgermeister von Rügenwalde aufgeschwungen. Sein Vater war ein alter pensionierter Offizier; - der meinige, der in genealogischen Dingen sehr bewandert war, meinte, dass der Name Kriiger mit einem doppelten "i" apokryph und gar kein Adelsname wäre, auch eigentlich Krüger mit einem "u" heissen müsse, die Offiziere unter dem früheren Regiment hätten sich häufig adlig geschrieben, wenn sie das auch nicht gewesen. Nun also Krüger schrieb mir einen ganz impertinenten Brief, in dem die Worte "Adel" und "edel" immer 10mal so dick und gross als die übrigen Buchstaben geschrieben waren. Es sei mehr als Selbstgefühl, hiess es in dem Briefe, seine Hand nach einer von der Marwitz auszustrecken; übrigens wenn ich einmal durch seinen

Wohnort komme, möchte ich ihn doch besuchen.

Es gibt wirklich Lebenslagen, in denen man nicht einmal mehr mit Grobheit, sondern nur noch mit Ironie durchkommen kann. Ich war daher versucht, an Herrn Krüger eine entsprechende Antwort zu erlassen, habe sie indessen auf Ida's Bitte nachher nicht abgeschickt; - ich hatte in dem Briefe geschrieben, er, Krüger nehme in dem seinigen die Marke eines Dummerjahns mit solcher **Virtuosität** vor, dass man sie für Wirklichkeit halten könnte, wüsste man nicht, dass sie nur Scherz wäre und hinter ihr ein wirklicher Hauptmann II Klasse steckte. Er hatte Ida und mir durch seinen Brief eine frohe Stunde bereitet und wenn er einmal durch Stettin komme, dann möchte er mich doch ja besuchen.

Nun! im Grunde bewährte mich das Alles gar nicht. Mochten sie denken und es treiben, wie sie wollten, ich hatte die geliebte Ida errungen und hielt sie in meinen Armen, die tiefste Sehnsucht meines Lebens war gestillt, - was fragte ich nach allen Andern. Ich habe, wie ich versichern kann, weder damals noch später auch nur die Spur von Bitterkeit über diese Behandlung empfunden; meiner Ida Liebe, die selber davon völlig unberührt blieb, führte mich über alles dieses Beiwerk leicht hinweg. Es hat sich hinterher ja auch zurechtgezogen und ich bin mit allen Verwandten, Waldow ausgenommen, in freundschaftliche, ja auch herzliche Beziehungen getreten. Sie meinten,

ich würde den Groll gegen sie weiter tragen, denn sie fühlten, dass sie mich schwer gekränkt haben mussten und glaubten von sich aus, dass ich ihnen das niemals werde vergessen können. Ich habe aber überhaupt gar keinen Groll mit mir getragen, ich habe mich gar nicht gekränkt gefühlt, ich habe ihnen gegenüber, welche zum grossen Teile hoch zu achten und von Herzen zu ehren, ich später vollen Grund gefunden habe, leicht übersehen können, was sie mir angetan. Was den Waldow-Steinhüfel betraf, so hatte ich vor dem als einer brutalen und nach meinen Begriffen unsittlichen Natur keine Achtung und urteilte richtig, wenn ich annahm, dass ein auch nur leidliches Verhältniss zu ihm sich niemals werde herstellen lassen. Ich zog daher einen Strich unter die Rechnung, habe mein Lebenlang nie wieder ein Wort mit ihm gesprochen, und ihn als eine mir fremde und gleichgültige Person durchaus ignoriert. Wo wir zusammengetroffen sind, haben wir uns den Rücken zugewendet, - und so war es gut.

Erfreulich und bald sehr herzlich gestaltete sich mein Verhältnis zu Ida's jüngeren Schwestern. Die wackere liebe Valerie, ich habe es ihr nie vergessen, dass sie in unserer Leidenszeit meiner Ida zugeflüstert hatte: "Du Idchen! nimm ihn!" Sie, wie Elise und auch Marianne waren zu mir, wie zu einem älteren Bruder; sie schmollierten bald mit mir auf Du und Du und erwiesen sich als sehr gute Abnehmerinnen, für die oft nur recht mittelmässigen Witze, zu denen meine Glückeslaune mich trieb. Ma-

rienne ist mir, wie Ihr wisst, in Folge ihrer kirchlich-pietistischen Richtung und ihres auch sonst etwas verquerten Wesens nicht so nahe geblieben; aber Valerie und Elise sind noch heute meine treuen Freundinnen und Schwestern, sie haben in Freude und Leid immer zu uns gestanden und wir zu ihnen, und es ist mir eine Genugtuung, dass unsere Freundschaft und Zuneigung zwischen unseren Kindern sich fortsetzt. --

Hätte damals etwas Äusseres unserer Glück erhöhen können, so wäre es wohl die freundliche Teilnahme gewesen, die meiner Ida und mir von allen Seiten entgegengebracht wurde. Überall, wohin wir kamen, grüssten uns auch ferner Stehende und schüttelten uns die Hände; wir begegneten nur heiteren Gesichtern, die ganze kleine Stadt befand sich in einer gewissen Bewegung und Erregung. In der Tat, es war so; vielleicht wirkte der Umstand dabei mit, dass unsere Verbindung die alten Vorurteile (brachten) brechen, die alten Fesseln sprengen half, welche die Gesellschaft noch immer in ihrer Entwicklung hemmten. Zum Teil aber auch berührte die Herzen der Menschen das junge frische und hoffnungsvolle Liebespaar, das eine gewisse Probe schon bestanden hatte und der gute Ruf, dessen wir Beide uns erfreuten.

Mit inniger Dankbarkeit und Verehrung gedenke ich hierbei unserer warmherzigen Beschützerinnen, der Frau Generalin v. Sohr

(späteren Oberpräsidentin von Senff) und der Frau Obristin v. Paschwitz, vor Allen aber der lieben Tante Schuler, in deren Hause ich meine Ida ja auch zuerst spr/ach.

Ich muss hierbei auch noch einiger heiterer Begegnungen erwähnen. Der alte, aus den Befreiungskriegen sehr bekannte Reitergeneral von Sohr, ein Schwager der späteren Frau v. Senff, hatte Ida auch in sein Herz geschlossen. Er erinnerte mit seiner krummen energischen Nase und dem ungeheuren Schnurrbart darunter und mit seinen listigen grauen Augen lebhaft an die Bilder, die man von Blücher kennt. Gewiss hatte auch seine Natur etwas dem alten Blücher verwandtes. Er machte Alles zu Pferde ab. Als er vor langen Jahren eine Ehe schloss, ritt er zur Kirche, band sein Reitpferd mit dem Zaum an die Kirchentür, liess sich trauen, und stieg dann wieder auf, seinem Ross die Sporen gebend. Er sass, ich glaube, es war im Kasino, hinter seinem Glase Grog in einem Nebenzimmer; als ich dort eintrat, drückte er mir (herzlich) herzlich die Hand und gratulierte mir, sah mich dann aber scharf an und sagte, indem er die Augen etwas zukniff: "Dass Sie mir die Ida aber gut behandeln, das sage ich Ihnen; sonst kriegen Sie's noch mit mir zu tun." "Keine Bange nicht, Exzellenz," erwiderte ich ihm.

Hier in Stettin klopfte es eines Tages an meine Thür und herein trat ein alter Jugendbekannter, der Kandidat der Theologie, Herrmann

Pufahl. Er war mir gleichaltrig und wir hatten uns in unserer Jugend viel gebalgt, wobei er, da er der schwächere war, in der Regel Prügel bekommen hatte. Sein Vater konnte das gar nicht begreifen, dass ich ihn immer "schmiss", und verlangte einmal, dass wir uns in seiner Gegenwart wrangen sollten. Na wir fassten uns nun um über Kreuz und es wurde dem Vater bald klar, dass sein Söhnchen wieder den kürzeren zog. Dies ärgerte ihn und er fing nun an zu Kommandieren, was sein Herrmann mit mir vornehmen sollte, um mich zu Falle zu bringen: "Nun haue ihm in die Rippen" schrie er, "kneif' ihm ins Bein", "setze ihm das Knie gegen den Bauch." Er half auch sogar mit und gab mir dann und wann einen verdeckten Schupps. Es half aber Alles nichts, Hermann lag schliesslich doch an der Erde und ich auf ihm. Also dieser Herrmann Pufahl, der den geistlichen Stand erwählt hatte, erschien bei mir in weisser Halsbinde und drückte mir gemessen und ernst die Hand. Ich hiess ihn sitzen und bot ihm eine Zigarre an: "Ich rauche nicht", erwiderte er, "mir ist auch zu feierlich zu Mut." "Feierlich wie so?" - Darauf ergriff er mit der Miene eines Leichenbitters meine Rechte und sprach: "Teurer Freund! Du bist im Begriffe, den wichtigsten Schritt Deines Lebens zu tun, einen Schritt, der nicht zurück zu tun ist. Ich hoffe, Du bist nicht leichtsinnig in das Verlöbniß eingetreten, aber

meine Freundschaft und eine innere Stimme treiben mich, Dir in das Auge zu sehen und Dich ernst zu fragen: hast Du Dir diesen Schritt auch wohl überlegt? Noch ist es Zeit, - - -" ich liess ihn nicht ausreden, sondern sprang auf und rief: "Donnerwetter, Herrmann Pufahl! rede nicht solchen Kohl, was soll das? das ist ja eine pfäffische Überhebung ohne Gleichen!" Da er sich gleichwohl wieder in's Geschirr legte, machte ich die Türe auf und jagte ihn hinaus. - - -

Was soll ich Euch nun aber noch weiter von meiner ersten schönen Liebeszeit erzählen?! Mir ging es so, wie es dem, der wahrhaft liebt, geht: ich war hochbeseligt, ich fühlte mich zu Allem stark, ich hätte die Welt in die Schranken fordern mögen. Die Liebesgewissheit, die Liebeszuversicht, - was auf der Erde kann man ihnen vergleichen! Die furchtbar schweren Tage des Leides und des Kammers, die uns nicht erspart geblieben sind, wir ahnten sie noch nicht, wir lebten in der vollen glücklichen und schönen Gegenwart. Mit jedem Tage wurde ich meines hohen Glückes mehr inne, entdeckte ich neue Seiten des Verstandes, des Gemüths in meiner Ida, die mich entzückten und meine Liebe hätten steigern müssen, wäre das möglich gewesen. Daheim in meinem Geschäfte mühte ich mich und arbeitete mit ernstem Fleiss und voller Energie, und Sonnabends, dann liess ich

meine Pferde anspannen vor leichtem Wagen und flog hinüber in die Arme der Geliebten. Montag früh kehrte ich in der Regel nach Stettin zurück. O seelige, kurze Stunden! In dem grossen blauen Zimmer, das standen wir Abends in der Nische des Vorbaues, - wir hatten uns so viel zu sagen. Am Tisch bei der Lampe sass die gute Mutter und Valerie, sie lasen beide oder nähten und nickten dann und wann ein, wenn es zu spät wurde. Dann musste geschieden sein. Ich wohnte schräg gegenüber bei Ökel im Gasthaus, und von da blickte ich schon früh Morgens nach ihrem lieben Fenster hinüber; bis die Sehnsucht mich wieder zu ihr trieb.

Im Oktober wurden auch die Besuche zwischen meinen Eltern und meiner Schwiegermutter ausgetauscht. Meine Eltern fuhren zuerst in Stargard an und stiegen in Stadt Petersburg ab. Sobald sie angelangt waren, lief Ida, wie sie war, ohne Hut über die Strasse hinüber sie zu begrüßen. Oben an der Treppe stand mein Vater, da trat sie vor ihn hin und blickte ihn mit ihren guten Augen an. "Sie sind Ida, meines Konrad liebe Braut," sagte er gleich, "ich kenne Sie," und schloss sie bewegt in seine treuen Arme und drückte sie an seine väterliche Brust. Warum wurde ihr Auge wieder nass unter holdem Lächeln? sie fühlte es, dass ich ihr den zweiten Vater gab, wenn es auch nur wenige Jahre waren, in denen sie sich seiner Liebe er-

freuen sollte. Ich kam hinzu, da flog sie wieder an meinen Hals, und streckte die Hand aus und zeigte auf ihn und sagte: "Dein Vater!" und dann auf's Neue, meine Hand festhaltend trat sie wieder zu ihm hin und legte den Kopf an seine Brust. Sie war zu lieblich und hold.

Der Winter verging. Vom der Hochzeit war noch gar keine Rede gewesen, ja ich gestehe, dass ich in der Fülle des gegenwärtigen Liebesglückes daran noch gar nicht gedacht hatte. Da überraschte meine liebe Schwiegermutter uns mit der Eröffnung, dass am nächsten 12ten Mai, dem Tage von Wulkow unsere Trauung stattfinden solle. Ach! uns war Alles recht. Es wurde ein hübsches, nicht grosses Hochzeitsfest, auf dem die Seitenverwandten der Marwitz'schen Familie durch ihre Abwesenheit glänzten.

Gegen Abend hob ich meine junge Frau in meinen Wagen und fuhr mit ihr der neuen Heimat zu. Es ist mir selbst kaum unerklärlich, wie mir jetzt, nach so langen Jahren, Alles, auch das Kleinste noch so klar und deutlich vor dem inneren Auge stehen kann; ich könnte Euch ein Fuhrwerk schildern, das nicht weit vom Tor an uns vorüberfuhr und auf das mein Blick traf, da ich zufällig aus dem Wagenfenster hinaus-sah. Wo nur und wie bewahren sich solche Erinnerungen in der Seele oder im Geist des Menschen auf, um dereinst wieder hervortreten in voller gegenständlicher Deutlichkeit? --

Wir bauten uns nun, als wir so zusammen in den Abend hineinfuhren, unser Haus auf und rasch vergingen uns die Stunden. Der Wagen hielt in der grossen Ritterstrasse still und ich führte die Geliebte in unsere blumengeschmückte Wohnung.

---

7.

Meiner Ida Familie

Von meiner Ida Familie höher hinauf weiss ich nicht viel mehr, als was sie selbst in den beigegeführten Blättern aufgezeichnet hat. Da historisch feststeht, dass die beiden Töchter des alten berühmten Generals Derflinger zwei Hauptleute v.d. Marwitz geheirat haben, so lässt sich annehmen, dass Ida von dem Blute des grossen Schneidergesellen etwas in sich hatte. Ihr Urgrossvater, grossmütterlicherseits war der aus dem 7jährigen Kriege bekannte General von Krockow, ein Freund Friedrichs des Grossen; die Familie bewahrt noch eine erhebliche Zahl von Briefen des grossen Königs an Krockow auf.

Ida's Vater war, wie sie~~n~~ Euch erzählt, Offizier gewesen und dann Landrat geworden; ich habe ihn nicht mehr gekannt, doch übrigens nur Gutes und Edles von ihm gehört. Er war in Stargard Meister vom Stuhle bei

den Freimaurern, was auf eine gewisse humanistische Richtung schliessen lässt. Damit freilich stimmten sein abgeschlossenes, sehr aristokratisches Wesen und die Vorurteile, welche er nach allen mir gewordenen Mitteilungen in Bezug auf den Adelstand hegte, wenig überein. Auf der andern Seite war er milde und wohlwollend, geistig sehr strebsam und von bedeutenden Kenntnissen. Es ist dies etwas so Seltenes in seiner Lebenslage, dass man daraus unbedingt auf eine höhere geistige Persönlichkeit schliessen muss. Aber er verwertete auch seine Kenntnisse, indem er seine Töchter grösstenteils selbst unterrichtete; Ida hat ihr gutes positives Wissen in der Hauptsache durch seine Unterweisung erlangt. Er galt dabei für einen zuverlässigen und gewiegten Geschäftsmann, und war noch zu hoher Staatsstellung bestimmt. Kurz vor seiner Erkrankung wurde er zum Oberregierungsrat bei der hiesigen Regierung berufen mit dem Versprechen, dass er bei nächster Gelegenheit zum Präsidenten aufrücken solle. Wieviel dazu die Verbindung beitrug, in der er mit dem damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV stand, kann ich nicht beurteilen. Der Kronprinz kam in den 20ger und 30ger Jahren oft zum Manneuvre nach Stargard, brachte auch ein paarmal die Königin Elisabeth mit, und sie nahmen dann im Hause meiner Schwiegereltern Wohnung, wo sie einmal

sogar wochenlang verblieben. Die Königin hat auch bei Schwester Elise persönlich Pate gestanden.

Ohne Zweifel schreibt es sich auch daher, dass meine Ida Hofdame bei ihr werden sollte. Es war schon Alles ab- und zurechtgemacht im Wesentlichen, als ich in Stargard auftauchte und diese Abmachungen durchkreuzte; die Liebe war es, welche meine Ida vor einer öden Zukunft bewahrt hat. Die Königin schrieb an meine Schwiegermutter auf deren Anzeige einen freundlichen Gratulationsbrief.

Ihr wundert Euch gewiss, dass ich von Ida's teuren Mutter noch nicht mehr berichtet habe. Du Käthe und Du Ernst, Ihr habt sie ja selbst noch gekannt und geliebt. Mir wurde sie die zweite Mutter; ich habe mit der kindlichsten Liebe und Verehrung wie ein rechter Sohn an ihr gehangen. Der Grundzug ihrer Natur war die reinste und schönste Herzensgüte, die sich erdenken lässt. Sie hatte, ohne irgendwie demonstrativ zu sein oder sehr hervorzutreten, doch etwas Feines und Vornehmes; gegen Fremde zuweilen etwas ablehnend und kühl, war sie gegen näher Stehende von gewinnendster Herzlichkeit und Freundlichkeit. Immer heiter und gleichmässig, zu Allem aufgelegt, es mochte nun musiziert, etwas vorgelesen, ein ernstes Gespräch <sup>geführt</sup> oder Scherz getrieben werden, hielt sie überall die richtige Grenze, fand

sie das schönste Mass. In einer Minute noch stand sie in der Küche, die alte Schürze vorgebunden, anordnend, besorgend, hantierend, und in der nächsten sass sie auf (de) ihrem Sopha, empfing Besuche und führte die theilnehmendste und angenehmste Konversation. Dies letztere machte ihre besondere Stärke aus; sie wusste auf die Interessen Anderer freundlich einzugehen, sprach selber lebhaft und sehr gut, und ward dann von ihr ging, der trug eine wohltuende Empfindung mit sich. Und dabei sah sie immer so fein und so sauber aus; ich habe nie an ihrem Anzuge eine Vernachlässigung bemerkt.

Allein das sind Alles doch mehr oder weniger Auserlichkeiten, die sie zwar distinguirt und angenehm erscheinen liessen, aber doch ihr inneres Wesen nicht bezeichnen. Uns, die wir ihr nahe standen, beglückte vor Allem ihr überaus gütiges, warmes und liebevolles Herz. Sie war zu jedem Opfer fähig und bereit. So wie etwas in unserem Hause vorfiel, gleich war sie da, bei Nacht und Tag unsere Sorge theilend und nicht eher weichend, als bis der Abschluss da war. An Ida hing sie mit ausserordentlicher Liebe, ja sie bewunderte sie ein klein wenig, und so kam es auch, dass sie oft monatelang bei uns gelegt hat. Und dennoch hat sie sich nie in unsere häuslichen Angelegenheiten eingemischt. Ich kann gar nicht ge-

nug sagen, wie gut und bequem es sich mit ihr leben liess. Sie war wahrhaft anspruchslos und fand sich in Alles, unsere enge Wohnung genierte sie gar nicht, sie war nie im Wege, sondern immer hilfreich und teilte mütterlich alle unsere Freuden und Leiden, unsere geistigen Interessen, unsere musikalischen Beziehungen; ja selbst in politischen und religiösen Dingen verschloss sie sich den fortgeschrittenen Anschauungen durchaus nicht.

Wie konnte nur, so fragt Ihr, ein solches Gemüt zu der Härte kommen, wie sie sich in dem Widerstrebenden der guten Mutter gegen Ida's Verbindung mit mir zu offenbaren schien? -- Ach! das war keine Härte, es war nur ein Schwanken, eine Unentschlossenheit, die durch den Einfluss der Familie genährt wurde. Eine sogenannte "dezidierte" Frau war die gute Mutter so wie so nicht. Sie hatte sehr glücklich mit ihrem Manne gelebt, der, seinen Prinzipien gemäss sie ganz nach seinem Willen und Wünschen geleitet und getragen hatte; dies aber brachte sie, nun sie nach seinem Tode auf sich selbst gestellt war, in eine gewisse Abhängigkeit von der Familie, deren einzelnen Mitgliedern sie doch in vielen Stücken so weit voraus war. Dazu traten nun noch die ihr anezogenen Vorurteile des Adels; es war für sie immerhin ein schwerer Kampf, den sie zu bestehen hatte, der Kampf alter Gewöhnung und alter Vereingenommen-

heit gegen die sittlichen Mächte des Lebens, gegen die bessere Überzeugung in ihr selbst. Sie ist als Siegerin daraus hervorgegangen und wie sollte ich es nicht hoch anerkennen, dass sie aus Liebe zu ihrer Tochter das Missvergnügen ihrer Familie bereitwillig auf sich nahm.

Mir persönlich trat die teure Mutter ~~ausser~~ ordentlich nahe, sie hat es mir oft ausgesprochen und mehr als das, auch durch lange Jahre bewiesen, dass sie mich lieb hatte wie ihren eigenen Sohn. Das hat mich stolz gemacht und ist eine der grössesten Genugtuungen meines Lebens. Sie sah es wohl, dass ich Ida glücklich machte und dass die Besorgnisse, zu denen ihre Erziehung und die Familientraditionen sie geführt hatten, sachlich auf unrichtigen Voraussetzungen beruhten; sie konnte täglich wahrnehmen, wie meine Seele an der geliebten Frau hing, von der alle Unbilden, alles Ungemach fern zu halten, mein Streben, mein heissester Wunsch war; sie fühlte es, dass ich auch sie liebte und verehrte, wie ein Sohn und dass meine Seele keinen Platz hatte für bittere Erinnerungen. So gestaltete sich unser Verhältnis so, wie es nicht besser und schöner sein konnte. Und als mir nun in lieben Söhnen und Töchtern der Reichtum der Familie erblühte und das Liebesband, das meine Ida und mich umschloss, nur noch <sup>immer</sup> noch/inniger und fester sich knüpfte, - wie strahlte da oft ihr Blick,

wenn er auf uns ruhte, wie sass sie unter ihren Enkeln, sie beschenkend, ihre kleinen Freuden teilend, ihnen Geschichten erzählend, sie belehrend! und wie dankten wir der guten Mutter ihre Liebe, wie hingen die Kinder allesamt an der gütigen Grossmutter!

Rufe ich mir diese Bilder entschwundener Tage zurück, so erfasst mich noch heute die höchste Wonne. Ach! warum konnten sie nicht dauern? - vorbei, vorbei! - die gute Mutter ist längst tot, Wolfgang, Eugen, Helene, sie sind dahin, und nun ist auch meine Ida mir entrissen. Wenn das Leben Selbstzweck ist, wozu diese Zertrümmerung? - Freilich, "ich besass es ja einmal, was so köstlich ist!"

Ich muss hier abbrechen davon, weil die innere Bewegung mich überwältigt.

Die teure Mutter starb am 28ten November 1862 in ihrem 70sten Lebensjahre nach kurzer Krankheit. Nicht lange vorher erst war ihre eigene Mutter, die Hofmarschallin v. Derenthall hoch in den Achtziger aus dem Leben geschieden. Von der will ich Euch noch etwas erzählen. Ihr Gemahl war Hofmarschall der Prinzessin Amalie von Preussen, einer Schwester Friedrichs des Grossen gewesen, ihr Vater, - sie war eine geborne von Normann, hatte gleichfalls das Amt eines Hofmarschalls am Mecklenburger Hofe bekleidet. Ihr verstorbenen Mann muss eine höchst stattliche und vornehme,

aber, wie es mir scheint, ziemlich charakterlose Persönlichkeit gewesen sein. Die Familie v. Derenthall war ursprünglich wohlhabend. Der älteste Bruder des Hofmarschalls war Regierungs-Präsident in Minden und kam noch <sup>in seinen alten Tagen</sup> auf den Einfall zu heiraten und zwar eine junge Person, die er denn auch zur Erbin seines schönen Vermögens ernannte. Kaum hatte er nun das Zeitliche gesegnet, so führte ein sächsischer Leutnant, ein Herr von und zum Winkel die junge reiche Witwe heim und brachte ihr in der grössesten Geschwindigkeit Alles durch, was sie besass. Was nachher aus ihr geworden ist, kann ich nicht sagen.

Ein anderer Seitenverwandter, - ich weiss nicht, ob es ein Bruder war, - auf dessen Hinterlassenschaft der Hofmarschall sich Rechnung machte, ein Domherr oder so etwas, vermachte sein Vermögen einem Stift, und der Hofmarschall selbst, der Urgrossvater meiner Ida, verlor das Seinige teils durch den Betrug guter Freunde, teils durch die französische Invasion. Nachher lebte er auf einer ihm noch gebliebenen Besitzung, dem Gute bei Jakobshagen. Erheblich älter als seine Gattin starb er schon vor langer Zeit, mehr als achtzigjährig.

Seine hinterbliebene Witwe wohnte erst in Jakobshagen, und zog dann nach Stargard, wo ich die stets heitere und lebenswürdige alte Dame oft besucht habe. Sie war wie eine alte

Hautelisse-Tapete, steckte voller Hofgeschichten, die sie mit köstlichem Humor vortrug, französisch und Deutsch durcheinander parlierend.

In den letzten Jahren ging sie nie mehr aus, empfing aber Besuche von allen Seiten. Da sass sie dann auf ihrem Sopha in der reinlichen Spitzenhaube, ein Schnupftabaksdöschen in der Form eines Herzens, zierlich mit Silber ausgelegt, vor sich und plauderte und nahm an Allem lebhaften Anteil; Abends spielte sie auch wohl ein Partiechen Karten.

Sie hatte ein durch und durch wohlwollendes und freundliches Herz, war die Wohltäterin der Armen, soweit es ihre immerhin begrenzten Mittel zulassen und wusste für jeden der Leidtrug, ein tröstendes und teilnehmendes Wort. Mir hat die alte liebe Frau immer ganz ausnehmend gut gefallen, und wir standen auch sehr gut miteinander, obwohl es ihr auch wohl im Stizzen schwer angekommen sein mag, mich, den nicht Hoffähigen als den Gemahl ihrer ältesten Enkeltochter, auf die sie grosse Stücke hielt, zu akzeptieren. Indessen, als das überwunden war, habe ich niemals etwas von Hoffahrt oder dergleichen an ihr gespürt. Sie ging auf jeden Scherz ein, liess sich sehr gern lustige Geschichten erzählen und war bis in ihr höchstes Alter immer lebhaft und für Alles, auch die Politik interessiert.

Zu ihrem Begräbnis, welches die Familie in

Stargard versammelte, fuhr ich auch dorthin. Sie war sanft entschlafen.

Ihr Ältester Sohn, also auch der Älteste Bruder meiner Schwiegermutter ist der in Berlin noch jetzt lebende Major a.D. Albert von Derenthall, dessen ich schon erwähnte. Er nahm nach dem Tode seines Vaters das Gut Butow an, brachte es sehr in die Höhe und verkaufte es demnächst mit Vorteil. Später besass er das Gut Pustammin in Hinterpommern, das er schon vor Jahr und Tag auch wieder verkauft hat, um nun mit genügenden Mitteln in Berlin seinen Lebensabend zu beschliessen. Seine Söhne sind: Otto, Major in der Garde und Eduard, jetzt Gesandtschaftssekretär in Constantinopel. Seine Tochter Elise war an den General von Lengsfeld verheiratet, der im österreichischen Kriege 1866 an der Cholera in Prag, im Waldtin'schen Pallaste gestorben ist.

Der zweite Bruder meiner Schwiegermutter ist der Generalleutnant von Derenthall in Berlin; er hatte eine geborne von Arnim-Kröchelndorf zur Frau, deren Bruder wiederum eine Schwester des Fürsten Bismark geheiratet hat. Frau Helene von Derenthall, geb: von Arnim, eine schöne, sehr angenehme und gutherzige aber etwas äusserliche Frau ist im Jahre 1867 gestorben.

Ausser diesen beiden Brüdern hatte meine Schwiegermutter noch 3 Schwestern. Die Älteste

war an den Hauptmann von Resten verheiratet, der aus Süddeutschland stammte, und in den Franzosenkriegen, wo es nur irgend gegen Napoleon losging, tapfer mitgefochten hat. Er war gänzlich zerschossen und konnte fast gar nicht gehen, was ihn jedoch nicht hinderte immer lustig und guter Dinge zu sein und auch die Flasche nicht zu verachten. Das war der, der mich adoptieren sollte. Die zweite Schwester, Frau v. Arnim, in nicht erfreulichen Familienverhältnissen und eine hochmütige Person, ist mir ziemlich fern geblieben, steht auch, wie ich glaube, den anderen Familienmitgliedern nicht sehr nahe. Die letzte Schwester, die gute Tante Toni blieb unverheiratet; sie pflegte die alte Mutter sehr treu und ist auch uns wert und lieb gewesen; sie starb zu Anfang vorigen Jahres in Soldin nach kurzer Krankheit.

---

### 8.

#### Die ersten 9 glücklichen Jahre.

Ich möchte erst meiner Ida Bild beschreiben, wie sie war, als ich sie kennen lernte. Sie steht mir als ein blühendes Mädchen mit frischen Farben vor Augen, ihre wohlgewachsene Gestalt trug die holde Fülle der Jugend, Erscheinung und Wesen hatten etwas durchaus bescheidenes und Sittsames; sie

war das Bild einer echten Jungfrau. Und Ihr wisst es selbst, diese Jungfräulichkeit in ihrer Erscheinung hat sie auch in späteren Jahren immer behalten. Von einer Matrone war noch nichts in ihr. Auch ihr Gesicht hat sich nicht wesentlich verändert, wiewohl sie allerdings zuletzt älter und reifer aussah; aber es sind dieselben lieben Züge, derselbe strahlende Blick, dasselbe holde Lächeln ihr geblieben, welche sie schon als Mädchen schmückten. Ich selber habe mich in ihr liebes Gesicht so vertieft, dass ich sie stets mit Wonne angesehen habe. Besonders wenn sie etwas erregt war und wenn sie ein Stück auf dem Flügel spielte, das ihre Seele berührte, dann verklärte ein Zug geistiger Freude ihr Gesicht und sie sah wahrhaft schön aus. Auf mich hat ihre ganze Person stets eine Anziehungskraft, ja einen Zauber ausgeübt, von dem ich mir keine Rechenschaft geben kann, den aber die Jahre nicht zu mindern vermocht haben. Das habe ich ihr auch immer und immer wieder, zuletzt noch kurz vor ihrer Krankheit gesagt, -- uns sie freute sich auch immer darüber.

Wie andere Menschen sie beurteilen, das weiss ich nicht recht; unserem Tante Minchen war sie entschieden nicht schön genug. Als diese sie zuerst sah und ich sie nachher fragte, wie ihr Ida gefallen, äusserte sie: "Na lass' man, Konradchen, Schönheit vergeht und Tugend

besteht." Aber mein Vater, mein Vater, der begriff sie, der hatte das rechte Auge, ihre Schönheit, ihre Anmut zu erkennen. Es hat mich das innige Verhältnis, in das Ida so bald zu ihm trat, hoch erfreut und befriedigt. Ich sah es ihm immer so recht an, wie sie nach seinem Sinne war, -- sie hatten Beide auch etwas Verwandtes in ihrer Natur. Nur einmal, so viel ich mich entsinnen kann, sprach mein Vater über sie zu mir und sagte in seinem herzlichen Tone: "Du Konrad, Du hast einen Schatz gefunden, einen schönen und edelen Schatz, hüte ihn, mein Sohn, er lohnt Dir mit seinem Reichtum tausendfach."

Unsere Ehe war von Anfang an eine höchst glückliche; wir lebten uns rasch ganz mit einander ein. Zwar unsere Erziehung, unser bisheriger Bildungsgang waren verschiedene gewesen, und so wichen auch unsere Urteile, unsere Auffassungen oft erheblich von einander ab. Das war besonders in Bezug auf kirchliche und religiöse Angelegenheiten der Fall. In den alten Adelsfamilien ist häufig eine straffe Orthodoxie zu Hause, keine süßliche Frömmigkeit der modernen Art, aber eine positive Glaubensfestigkeit, die ihren Inhalt aus der Bibel hernimmt, und das eigene Nachdenken aufgebend, einer anderen Begründung als der der heiligen Schrift nicht bedarf. Auch Ida hatte diese Unterlage, aber sie suchte sie geistig zu durchdringen, was allemal mit der Gefahr verbunden ist, dem Pietismus in die Arme gewor-

fen zu werden. Dagegen sträubte sich aber wieder meiner Ida gesunde Geistesnatur und so lag sie in innerlichen Kämpfe mit sich selbst. Als ich sie kennen lernte, schien doch jener alte Positivismus, der von beständigen Gefühlserregungen absieht, den Sieg behaupten zu wollen, und ich nahm mir fest vor, daran nicht zu rütteln.

Indessen die Wandlung zu freierer Anschauung vollzog sich durch ihren Umgang mit mir und durch unsere gemeinsame Lektüre ganz von selbst. Ida fing an zu fragen, ich antwortete ihr aus meinen Überzeugungen heraus, aber so dass ich immer ihren Standpunkt würdigte und niemals den Versuch machte, sie davon abzubringen. Doch ich sah recht gut, wohin ihr Geist steuerte.

Es war ein herrlicher Sommerabend, etwa 1 Jahr nach unserer Verheiratung. Wir gingen in Hökendorf noch spät im Garten spazieren und sprachen über dies und das. So kamen wir auch endlich wieder auf die Religion. Da, jenseits der gewölbten Brücke, die über den Bach führt, in der Nähe des Apfelbaumes, der die schönen Frühäpfel "König vom Sommer" trägt, da hielt sie plötzlich den Schritt an, fiel mir um den Hals, küsste mich und sagte: "Mein Konrad! wie Vieles danke ich Dir, auch hierin hast Du mich frei gemacht und zu höherer Anschauung geführt." Seitdem haben wir auch in Bezug auf diese dunklen Fragen geistig Alles mit einander geteilt, ja Ida ist mir oft vorausgeeilt, und ich erkenne

es mit wahren Stolz an, dass sie mir an Klarheit und selbst an Wissen auf diesem Gebiete zuletzt eigentlich überlegen war.

Wir lasen und trieben Alles gemeinschaftlich, es gab nichts, worüber wir uns nicht verständigen konnten. Nahm Einer von uns allein, seinem besondern Interesse folgend, ein Buch vor, so theilte er dem Andern daraus mit und es wurde besprochen. Selbst von meinen Amtsgeschäften durfte ich ihr erzählen, und sie hat mir oft gut geraten u. geholfen.

Nach dem Abendbrot erfreuten wir uns in der Regel gemeinsam der Poesie und liessen nach dem Rat Goethe's kaum einen Tag dahingehen, ohne ein schönes Gedicht oder sonst ein Stück Poesie zu lesen. Wir musizierten zusammen, gingen zusammen spazieren; mir wäre ja nichts eine Freude gewesen, was meine Ida nicht mitgenoss. Sie selbst lehnte beharrlich ab, ohne mich in die üblichen Damenzirkel zu gehen, und schwerlich habe ich jemals allein das Theater oder ein Konzert besucht. Sie verschönte mir erst das ganze Leben und ergänzte mich, wo es mir fehlte. Ach! sie war viel reiner und besser als ich und ich verdanke ihr weit mehr als sie mir. Dieses Geständnis lege ich aus vollster Überzeugung mit klarstem Bewusstsein ab. Wenn ein Geliebtes dahingegangen ist, so sehen wir es leicht, das ist ja richtig, in verklärtem Lichte, und tragen in der Erregung des

Gramgefühls in den Geschiedenen oft etwas hinein, was nicht in ihm gewesen ist. Meine Auffassung von Ida's Charakter und ihrer Geistesart datiert aber nicht von heute; ich habe mir und auch ihr, als sie noch lebte, tausendmal dasselbe gesagt. Gewiss hat sie auch durch mich gewonnen, meine Liebe hat sie gehoben und ihr Selbstgefühl gestärkt, ich bin mehr im Leben und in weiteren Verhältnissen gewesen und habe dort Erfahrungen sammeln können, die auch für sie nicht verloren waren; als Mann, der darauf angewiesen ist, zu handeln, fasst man viele Dinge fester und entschiedener an, als die Frau, deren Reich in der Hauptsache das Haus ist und bleibt, -- und das überträgt sich auf diese. Ich will auch nicht in Abrede stellen, dass ich ihr die Wege gezeigt habe, auf denen sie die hohe Stufe geistiger und seelischer Bildung und Entwicklung erreichen konnte, die sie erreicht hat, ihr Gang wäre wahrscheinlich ein anderer gewesen, wenn sie nicht meine Frau geworden wäre. Aber das, was sie erreicht hat, das reicht weit über das hinaus, was ich errungen. Es kann Niemand sie so kennen, als ich; auch Ihr, meine Kinder, könnt es nicht. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, sie Euch als Vorbild und Muster für das, wonach Ihr streben sollt, erscheinen zu lassen.

Ich kehre noch in mein Haus zurück. Am

18ten Juni 1843 wurde uns unser Ältester Sohn Wolfgang geboren. Die Entbindung ging schwer und langsam von Statten, - ich zitterte für die geliebte Frau. Aber Alles wurde gut, Ida erholte sich bald und der herrliche Junge gedieh. Er wuchs sehr kräftig heran und wurde lebensvoll, blühend und schön. Was dem Wolfgang den grossen Zauber für Ida's und mein Herz verliehen hat, - ich kann es nicht sagen; aber dass er köstlich veranlagt und hoch begabt war, das ist gewiss.

Am 26. Dezember 1844 erschienst Du dann, meine liebe Kathe, - zu früh; vielleicht hatte der Tod meines Vaters zu Ende November und der Schmerz über seinen Hintritt, dein Kommen beschleunigt. Zwei Jahre später wurde dann Eugen und wieder nach 2 Jahren unsere Helene geboren. Ihr wart Alle gesund und wohlgebildet, Ida und ich, wir sagten es uns laut: Ja! wir sind glücklich in unserer Liebe, in unseren Kindern, nehmen wir hin, was das Leben an Widerwärtigem und Mühevollen sonst uns entgegenstellt, und überwinden wir es fest und mutig.

Aber zwei Dinge gab es doch, die auch in diesen ersten Jahren einen Schatten auf unser Glück warfen. Einmal mein beginnendes Gehörleiden. Die ersten, freilich geringen Anfänge davon hatte ich schon, als ich noch Referendar war, in folge einer heftigen Erkältung gespürt. Dieser böse Feind schleicht so leise, fast un-

merklich heran; ich kehrte mich zuerst nicht an ihn, weil er mich im Grunde noch nicht wesentlich belastigte oder hemmte. Durch die körperlichen Anstrengungen in meinem Amtsgeschäfte, das mich zwang, bei jedem Wetter trotz Regen, Sturm und Kälte oft stundenlang auf dem freien Felde zu stehen und zu verhandeln, wurde das Übel jedoch nach und nach, wenn auch nur langsam verschlimmert. Alle Kuren, die ich versuchte halfen nichts und schädeten mir nur. Ich will nicht klagen, meiner Ida Liebe entschädigte mich für Alles; aber hart war es doch für mich; ich würde sicherlich, nach Aussen hin wenigstens, mehr geleistet haben, wäre ich nicht so gehemmt worden.

Der andere Schmerz war der Tod meines Vaters am 24. November 1844. Es war gerade Sonntag. An diesem Tage kamen wir stets Alle zu Mittag zu den Eltern. Wir waren alle Vier verheiratet, und ich kann wohl sagen, sehr glücklich; wir lebten Alle in Stettin, Waldemar auf seinem Gute, wenige Meilen entfernt. Mein Vater hatte den ganzen Vormittag anhaltend gearbeitet, war aber doch ein paar-mal in die Wohnstube meiner Mutter getreten und hatte gesagt: "Ich weiss nicht, ich habe heute ein solches Verlangen nach den Kindern, möchte wohl, dass sie erst hier wären." Zuletzt um etwa halb 2 Uhr erschien er wieder

mit derselben Bemerkung. Meine Mutter blickte auf ihn und meinte: "Du siehst so müde aus, setze Dich noch ein wenig auf das Sopha und schlummere, wenn Du kannst." Das tat er, und sie eilte wirtschaftlich hinaus.

Im Saale stand der Tisch gedeckt, die kristallene Bowle bereitet; wir kamen nach und nach an, hielten uns aber noch still im Nebenzimmer, da uns gesagt wurde, der Vater schlief noch etwas. Plötzlich ertönte ein lauter Schrei meiner Mutter, wir eilten in ihre Stube, - mein Vater sass da, die Augen geschlossen, das Haupt auf die Brust gesenkt, - es hatte den Teuren, während er schlief, ein Gehirnshlag getroffen. Die Ärzte kamen, schlugen die Ader, verordneten noch Allerlei. Es blieb vergebens; zwischen 5 und 6 Uhr schon tat er den letzten Atemzug. Wir standen Alle um sein Lager; auch der kleine Onkel Kriminalrat war gekommen und flüsterte immerfort: "Mein Herzensfreund! mein Herzensfreund!" Er hatte etwas Pathetisches in seinen Wehklagen, das aber darum nicht minder aufrichtig war. Nach wenigen Jahren ist auch er dahingegangen. Als ich ihn am Tage vor seinem Tode noch besuchte, da sagte er mir: "Lebewohl! nun stirbt der kleine Kriminell!" --

Wir haben meinen Vater tief betrauert, tief und schmerzlich aber ohne Bitterkeit. Wer nach einem so erfüllten Leben scheidet, der mag sanft ruhen.

Ein solcher Schmerz bindet die Zurückgebliebenen nur noch fester aneinander und mag meine Liebe zu der Gefährtin nun auch meines Leides noch vertieft haben, - stärker an sich, als sie schon war, konnte sie schwerlich noch werden.

Sonst trübte nichts unseren Himmel. Wir fanden unsere Häuslichkeit entzückend, wenn auch unser erstes Dienstmädchen uns grausam bestahl und wenn es auch mit Ida's Kochkunst zuweilen haperte. Meine liebe Hausfrau war aber so geschickt und klug, dass sie bald auch auf diesem Felde Bescheid wusste.

Auch hatten wir hübschen Umgang, besonders mit unseren Freunden Carl v. Lucow und Otto von Holtzendorf, die wohl alle Woche einmal Abends uns besuchten und sich scherzweise deshalb unseren "Cirkel" nannten. Ausserdem verkehrten wir viel in dem Wellmann'schen Kreise, mit meinen Verwandten, und manchen anderen Freunden. Ida nahm noch einen Winter hindurch bei Löwe Klavierstunde; sie spielte prächtig, + ich förderte ihr Talent freudig und hörte ihr so gern zu.

So lebten, wir, unsrer Liebe gewiss, in vollem Einklang, Ida's Seele lag offen vor mir und wir hatten nie ein Geheimniss vor einander. Wenn ihr jemand einige Aufmerksamkeit erzeugte, dann freute ich mich wie ein König, - es ist niemals während unserer gan-

zen Ehe auch nur der Schatten einer Eifersucht in unsre Seelen gekommen; wir gaben uns auch währlich keinen Anlass dazu.

Diese volle Gemeinschaft alles Lebens bedingte auch, dass ich Ida ganz offenen Einblick in alle meine Verhältnisse gewährte; sie wusste damit eben so gut Bescheid, wie ich, und ich bin ihrem Räte und ihrem Urteil oft und gern gefolgt. Unsere Massere Lage war zuerst nur recht mittelmässig; ich, der ich das Liquidieren im gewöhnlichen Sinne nicht verstand verdiente nicht viel und der Zuschuss, den unsere Eltern uns gaben; deckte unsere Ausgaben lange nicht, obschon wir uns bescheiden einrichteten. Wir beschlossen daher, vom Kapital zu Hilfe zu nehmen und uns nur in dem Masse zu beschränken, dass die Forderungen unserer Bildung und unserer jugendlichen Lebensfreude darunter nicht litten. Zugleich aber auch fassten wir den festen Beschluss, in gleichmässiger Art ebenso weiter zu leben, wenn unsere Einnahmen der einst über unseren Etat hinaussteigen würden. Das haben wir gehalten. Ida richtete Alles gut und verständig ein, und was wir zuerst an Kapitalmitteln aufgewendet, das haben wir Alles hinterher wieder gespart. Meine Masseren Verhältnisse sind klar und wohlgeordnet. Ihr könnt Euch immerhin ein Beispiel daran nehmen, liebe Kinder!

Kam ich von meinen Reisen ermüdet nach Hause, und ich musste es mir oft recht sauer werden lassen, dann stand die Geliebte schon auf dem zweiten Absatz der Treppe, flog mir entgegen, umarmte mich, zog mich in die warme Stube, brachte mir warme Speisen und strich mir die Falte oft auch des Verdrusses aus der Stirn. O! wie freute sich immer mein Herz, wenn ich sie wieder hatte. Es waren schöne Tage und Jahre.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, dass unsere Ehe fast eine ideal glückliche war. Wenigstens, soweit ich mich in der Gesellschaft und im Leben habe umsehen können, ich habe einen gleichen Einklang, eine gleiche Herzensbefriedigung kaum irgendwo wieder gefunden. Ich bin wohl einmal, nicht oft, gegen Ida heftig und leidenschaftlich gewesen. Aber es dauerte niemals lange und tat unserer Liebe keinen Eintrag. Gegen Fremde ist es mir im ganzen Leben nicht passiert, dass ich mich zu heftiger Übereilung hatte hinreissen lassen. Nur gegen die, welche mir das Feuerste auf der Erde war, habe ich mich in dieser Art, ich bekenne es, zuweilen vergessen. Nachher war mir das immer ganz ungreiflich; denke ich ruhig darüber nach, so möchte ich die Schuld dem anererbten Temperamente beimessen, der Nervenregung, die der Geist nicht stark genug war zu bändigen, ausserdem aber auch einem idealen Zuge meiner Natur, die

mich leicht nach dem Höchsten greifen und das Vollkommen fordern lässt, auch da, wo die Erde ihre Grenzen zieht. Ida selbst hat niemals gegen mich gefehlt und ich fühle mich deshalb in ihrer Schuld, bin aber ihrer Verzeihung gewiss. Einen eigentlichen tieferen Missklang hat es nie zwischen uns gegeben, unsere Liebe hat durch die Jahre keine Minderung erfahren, sondern sie ist nur noch immer tiefer und fester geworden. Ich habe das Bewusstsein, dass ich das Wort eingelöst habe, das ich ihr gab bei unserem Verlöbniß: Liebe und Treue bis in den Tod! - ♪ -

---

#### Schluss.

Ich lasse hier den Vorhang fallen. Mit dem Jahre 1851 hatten wir den Höhepunkt unseres Eheglückes erreicht. Von da ab hat uns viel, viel Äusseres Leid getroffen. Im Jahre 1851 gingen uns unser Wolfgang und Eugen am Stiekhusten zu Grunde, der erstere, der unser höchstes Entzücken war, nach vielmonatlichen schrecklichen Leiden.

Dann kam ein Lichtpunkt: Am 7. August 1852 wurdest Du, mein Ernst uns geboren zu unsrer unsäglichen Freude. Aber schon im Jahre 1854 wurde meine Ida in Folge einer neuen Entbindung von einer schweren Unterleibskrankheit danieder geworfen, deren Fol-

gen sie niemals ganz überwunden hat. Besonders nach Valeriens Geburt im Herbst 1859 kränkelte die teure Frau oft. Aber sie erholte sich auch wieder, und wenn sie sich auch sehr schonen musste, unsere Liebe beglückte uns fort und fort und liess uns Theresens und Julius' frühzeiten Tod und meines Bruders Waldemar jähen Untergang überstehen, uns immer wieder neuen Mut und neue Hoffnung(zu)fassen.

Das Übrige, geliebte Kinder! soweit es Euch zu wissen nötig, habt Ihr selbst schon miterlebt und mitgelitten. Du, mein Ernst, magst diese Aufzeichnungen dereinst fortsetzen. Nur über meinen äusseren Lebensgang will ich ganz kurz noch das Folgende berichten.

Im Jahre 1845 trat ich auf Veranlassung des damaligen Ober-Präsidenten v. Bonin zur hiesigen Regierung über. Mit dem 1ten Januar 1848 wurde ich Regierungsrat, kurz vor Toresschluss, möchte ich sagen: denn nach der März-bewegung, an der ich mich beteiligte, wäre wohl schwerlich etwas daraus geworden. Ich habe immer zu der Sache des Volkes gestanden, soweit ich die Forderungen desselben als berechtigt anzuerkennen vermochte. Mir wohnte die Fähigkeit bei, öffentlich zu sprechen, und so habe ich damals auch wohl einigen Einfluss erlangt. Ich wurde zum Mitvorsteher<sup>stand</sup> des hiesigen Volksvereins gewählt und in den Versammlungen auch zum Abgeordneten für die

Nationalversammlung und dann für das Frankfurter Parlament bestimmt. Ein mainer Zufall liess mich bei den Wahlakten selbst unterliegen. Mich verstimmte das damals freilich; allein ich preise das Geschick, dass es so kam: denn meinem Charakter und meinen Überzeugungen entsprechend wäre ich in der Vertretung der Volkssinteressen den Regierungen gegenüber beharrlich geblieben, und um den Hochverratsprozessen, mit denen die Reaktion so rasch bei der Hand war, zu entgehen, wohl über das Meer gezogen, wie es das Los so vieler Patrioten war. Zwar gehörte ich nicht der radikalen, auch nicht einmal der eigentlich demokratischen Partei an, meine politischen Grundsätze waren vielmehr im Ganzen gemässigte und werden heute von fast allen denkenden Männern geteilt. Aber etwas abstrakt und idealistisch war ich doch auch; gerade wir, die nicht revolutionär gesinnten fehlten darin, dass wir die konkreten Verhältnisse der Wirklichkeit und die tatsächlichen Machtverhältnisse unrichtig schätzten. Wenn ich somit jetzt auch das Scheitern der Bewegung von 1848 vollkommen begreife, so bin ich gleichwohl der Meinung, dass letztere an sich eine durchaus berechtigte war, und dass die deutsche Geschichte ohne sie schwerlich den Gang genommen haben würde, den sie auch zu meiner aufrichtigen Befriedigung neuerlich genommen hat.

Meine Ida teilte meinen Standpunkt ganz, sie

hatte ein freies und warmes Herz, das für alles Grosse und Gute, für jeden Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit lebhaft schlug. Wie herzlich auch haben wir einmal zusammen gelacht, als wir den Minister von Kants, den unseeligen Dumagogenverfolger, der sich in jenen Tagen hier in Stettin bei Verwandten aufhielt, sehr freundlich mit der schwarz-rot-goldenen Kokarde am Hut spazie-  
 rengehend auf der Strasse antrafen, und als wir dann den evangelischen Bischof, der sonst in Demut vor dem Herrn langsam und würdevoll zu wandeln pflegte, auf dem Trottoir in aufgeregtem Trabe daher laufen sahen. Die Verhältnisse hatten sich eben alle auf den Kopf gestellt. In den Kreisen des Volks gährte es auch unklar genug und trieb den wunderbarsten Schaum auf die Oberfläche. Ein Klub in Stettin hatte aus seiner Mitte eine Kommission zur "Lösung der sozialen Frage" ernannt. Bei der Wahl der Kommissionsmitglieder sagte der ehemalige Feuerwerker Mantey, - nachher liess er sich in Berlin als geheimer Polizist anstellen, - : "Wir können dazu nur solche Leute brauchen, die nötigenfalls ihr Haupt auch auf dem Blocke legen können." Und als die Kommission sich zu ihrer nächsten Beratung versammelte, sprach der Vorsitzende, ich glaube es war ein Seilermeister: "Nun stehen wir aber auch nicht eher wieder

auf, als bis wir unsere Aufgabe gelöst haben."

Dass ich diese Albernheiten durchschaute und mich bemühte, mässigend und verständigend einzuwirken, brauche ich nicht zu bemerken. Gleichwohl hätte man mir, als die Verhältnisse umgeschlagen waren, auch wohl etwas am Zeuge geflickt, wenn nicht der Ober-Präsident von Bonin sich schützend vor mich gestellt hatte. "So lange ich noch ein Wort zu sagen habe", äusserte er zu mir, "soll Ihnen Niemand ein Haar krümmen, ich kenne die Reinheit Ihrer Absichten und Ihrer Gesinnung." Er ist dann, wie ich später vernommen, persönlich zu den Ministern herumgefahren und hat jedes unangenehme Vorgehen mich abgewehrt. Ich habe ihm das zu danken.

Leider starb Bonin nach wenigen Jahren und sein Nachfolger wurde der Freiherr von Senft-Pilsach, einer der schlechtesten Menschen und verlogenensten Hauchler, die die Gesellschaft jemals beschädigt haben. Dieser Mann, der log, wenn er nur den Mund aufthat, der immer heimliche und Seitenwege ging, hätte mir auch wohl nachträglich den Hals gebrochen, wenn nicht seine Gemahlin für mich eingetreten wäre und ihn davon gehindert hätte. Er heiratete nämlich, wie ich annehme ihres Vermögens halber, unsere alte Beschützerin, die Generalin von Sohr. Wie leid das meiner Ida und mir tat und wie nahe es uns ging,

kann ich gar nicht aussprechen. Wir haben aber der nunmehrigen Frau v. Senft unsere Liebe und Verehrung treu bewahrt.

Meine amtlichen Leistungen als solche wurden anerkannt, man ist mir auch stets mit Achtung begegnet. Aber ich blieb auf meiner Stelle sitzen und wurde nicht befördert. Was machte ich mir viel daraus! Aber die Verhältnisse gestalteten sich doch von Jahr zu Jahr unleidlicher und bewogen mich endlich, im Jahre 1856 den Abschied aus dem Staatsdienste nachzusuchen und die Stelle eines Direktors der hier sich neu gründenden Lebensversicherungs-Gesellschaft Germania anzunehmen. In dieser Stellung bei reichlichem Einkommen bin ich 5 Jahre lang geblieben. Ich lernte das kaufmännische Leben und Treiben kennen und bereicherte meine Erfahrung ausserdem durch die nähere Bekanntschaft mit dem 2ten Direktor der Gesellschaft, dem Dr. Amelung, den ich, was die Falschheit und überhaupt die Moral betrifft, dem Freiherrn von Senft würdig an die Seite stellen kann.

Zuletzt ergriff mich ein solcher sittlicher Widerwillen gegen den "kaufmännischen Geist", dass ich, nachdem die Verhältnisse während der "neuen Aera" in mir zusagendere Bahnen eingelenkt waren, in den Staatsdienst zurückzutreten beschloss. Der König genehmigte mein Gesuch und die Minister machten mir

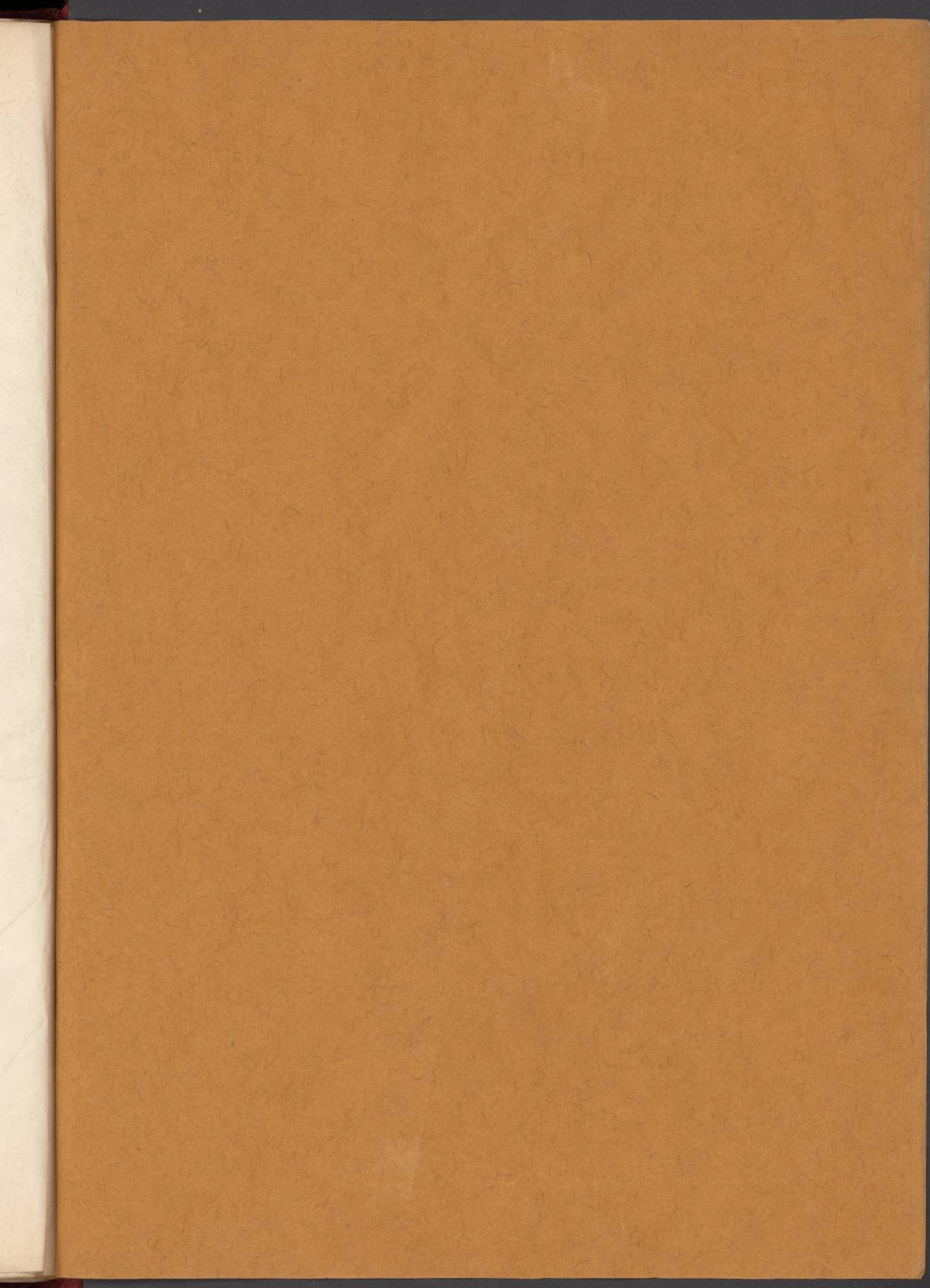
in Berlin günstige Versprechungen, sie wollten mich gleich dort im Ministerium behalten; indessen der Fall der "neuen Aera" kam dazwischen und ich war froh, in meine alte Stelle bei der Regierung zu Stettin wieder einrücken zu können. Da bin ich auch bis heute geblieben. Im Jahre 1869 wurde mir der Charakter als Geheimer-Regierungs-Rat verliehen.

Das ist in Kurzem meine amtliche Laufbahn. Ich fasse den Beruf des Staatsbeamten tiefer auf, als dass mich selbst die mancherlei Zurücksetzungen, die mir zu Teil wurden, innerlich hätten berühren oder gar mein Gleichgewicht stören können. Mit der "Wirksamkeit", das ist überdies so eine eigene Sache. Tut man an seiner Stelle nur das Gute und richtige, dann nützt man sachlich oft mehr, als wenn die Wirkungen unseres Handelns der Aussenwelt erkennbar und in weiteren Kreisen sichtbar, in die Erscheinung treten. Und was das Wohl und Glück des Einzelnen angeht, wonach wir doch Alle ringen, so ist es eine grosse Frage, was uns das Beste ist. Gerade das, was man äusserlich am allermeisten wünscht, und erstrebt, das schlägt häufig zum Ublen aus, und was wir vermeiden wollten, garnicht uns zum dauernden Wohle. Meiner Meinung nach muss man die äusseren Verhältnisse mehr an sich herantreten lassen, als dass man sie aufsucht, ja man tut gut, sich möglichst unabhängig von

ihnen zu machen. Natürlich wird der besonnene Mann, was er auf seinem Wege findet, nicht liegen lassen, sondern es aufnehmen und auch für sich nutzen. Allein sich und sein Leben darauf stellen, dass man etwas findet, das ist nicht weise. Nur das, was aus unserem eigenem besseren Selbst entspringt, verdient, dass wir es ausbilden und das auch nur nutzt uns wahrhaft. Mein Stern blinkte nicht auf der Brust eines Ministers, sondern schien mit mildem Licht in meiner eigenen Brust. Ich hatte nach meiner ganzen Bildung und Anlage wohl Anspruch auf ein höheres Staatsamt gehabt. Dass ich zu einem solchen nicht gelangte, findet seine Gründe in der Ungunst der Zeitverhältnisse und darin, dass die Machthaber selbständige und unabhängige Charaktere überhaupt nicht recht vertragen können. Übrigens mag auch meine Schwerhörigkeit, welche indessen nur sehr allmählig zugenommen hat und bisjetzt nicht erheblich, wennschon bemerkbar ist, - als Hindernis gegolten haben. Wie dem aber auch sein mag, ich empfinde kein Bedauern darüber. Von Ehrgeiz fühle ich mich ziemlich(~~frei~~)frei; ich bin nicht in Widerspruch mit mir selbst gekommen und habe mich niemals anders als vor wahrer menschlicher Grösse gebeugt. So trage ich ein ruhiges Gewissen in mir. Haltet Ihr Euch so! Stark im Guten, gewaffnet gegen das Böse, - nicht hart-

nüchtern und eigenwillig, aber standhaft und aus  
dauernd, - die Gefahr nicht suchend aber au-  
tig und festen Auges ihr entgegentretend,  
wenn sie erscheint, - nicht Eurer Meinung,  
in der Ihr irren könnt, sondern Eurer Über-  
zeugung folgend, - Eure sittlichen Pflichten  
begreifend und übend, - bescheiden in Euren  
Äußerungen Anforderungen, aber freudig empfangend,  
was die gute Stunde Euch bietet, - so  
geht durch dieses dunkle Leben; es wird ja  
einmal Licht werden.

---







Stamm baum

Joachim Zitelmann, Garn ber Ältester in Stargard

dessen Sohn war

Peter Zitelmann  
Pastor zu Mandelkow 1660 - 1701.

Christian  
geistliche Linie  
starb aus

Joachim Christoph  
Protonotarius 1758

Ernst  
(Apothekerlinie)

Christoph Ludwig  
Hofrat und Protonotarius  
geb.: Mai 1722

Jacob Samuel  
advokat: ord: geb.: 1730

Johann Georg Ludwig  
Criminalrat und Lehnsekretär  
geb.: 1762

Joachim Ludwig  
Kriegs- und  
Domänenrat  
geb.: 1768

Carl Wilhelm Otto  
Justizrat und Generalland-  
schafts-Syndikus  
geb.: 13. August 1777  
+ 24. November 1844

Johann Ludwig Samuel  
Criminalrat geb.: 1774

Carl  
geb.: 1816

Wilhelm  
geb.: 1824

Theodor  
geb.: 1804  
+ 1811

Dorothea Therese  
geb.: 1805  
+ : 1812

Carl Rudolph  
geb.: 1808  
+ : 1812

Concordia Therese  
verheiratet an den  
Präsidenten Julius  
Gierke  
geb.: 19. September 1809  
+ : 4. " 1855

Otto Theodor  
Justizrat und Gene-  
rallandschafts-Syn-  
dikus  
geb.: 24. Dezember 1811  
+ : 22. November 1877

Otto Waldemar  
Gutsbesitzer auf  
Jasenitz  
geb.: 11. Dezember 1812  
+ : 27. August 1858

Otto Konrad  
Geheimer Regie-  
rungsrat,  
bin ich  
geb.: 30sten Septem-  
ber 1814 - 1889

Stamm

Stamm der Alexander in Stettin

Stamm

Stamm

Stamm 1880 - 1901

Stamm

Stamm (Apostrophische)

Stamm

Stamm 1880 - 1901

Stamm der Alexander in Stettin

Stamm 1880 - 1901

Stamm der Alexander in Stettin  
Stamm 1880 - 1901

Stamm der Alexander in Stettin  
Stamm 1880 - 1901

Stamm der Alexander in Stettin  
Stamm 1880 - 1901

Stamm der Alexander in Stettin  
Stamm 1880 - 1901

Rups 1



Timok 2

282

Josephine Elisabeth

1844

Forster  
Friedrich Wilhelm

Carl  
Katharina  
1844

Christoph  
1844

Josephine Elisabeth  
1844

Josephine Elisabeth  
1844

Carl  
1844

Josephine Elisabeth  
1844

Josephine Elisabeth  
1844

5114



2513

Carl Wilhelm      Otto Zitelmann

Justizrat und Generallandschafts-Syndikus

geb: 13. August 1777 gest: 24. November 1844

Anna Dorothee Eleonore Fischer

geb: 17. Juni 1779 gest: 23. Februar 1862

Concordia Therese geb: 19/9 1809  
+ 5/9 1855, verheiratet mit Julius  
Gierke, preuss. Minister i. J. 1848,  
später Appell. G. Präsidenten in  
Bromberg geb: 7/12 1807 + 28/8 1855.

Deren Kinder:

1. Otto Friedrich, Universitäts-Pro-  
fessor geb: 11/1 1841, verh. mit  
Lili Söning.
2. Waldemar Dr. med. und prakt. Arzt  
geb: 22/6 1842 + 26/12 1872,
3. Anna, verheiratete Kaufmann Gru-  
now, geb: 10. Februar 1844  
(hat 2 Kinder)
4. Carl, geb: 14/7 1845 + März 1849
5. Hans Dokt. med. geb: 19/8 1847  
(Prof. in Tokio)
6. Konrad geb: 27. Mai 1850  
(Konsul in Chile)
7. Walter geb: 9. Dezember 1854  
(Botaniker)

Enkel:

Herrmann Grunow, Anna's Sohn  
geb: im Dezember 1870

Otto Theodor Justizrat und General-  
landschaftssyndikus geb: 24. 12. 1811,  
verheiratet mit Ernestine Giesebrecht  
geb: 15. März 1822.

Deren Kinder:

1. Waldemar geb: 12. August 1842, ver-  
heiratet mit Franziska Guraze.  
Gerichtsassessor.  
*+ Kinder: Karl (Konsul) Hildebrandt*
2. Kurt, Ger. Assessor, geb: 13. Februar  
1844.  
*Konsistorialrat. Kinder: Frank, Renate, Inge.*
3. Therese geb: 9/6 1846 + 22/2 1871  
verheiratet mit Oskar Klotz Gym-  
nasiallehrer in Stettin  
*Tochter  
+ Ludwig (Geflügel)*
4. Werner Referendar geb: 20/10 1847
5. Georg Architekt geb: 3. Juli 1850  
*in Wiesbaden*
6. Konrad geb: 26. November 1854.  
*Telegraph. verh. mit Frau von Reuschen*
7. Margarete geb: 24/8 1857.  
*verh. mit Admiral Henning von Holtzendorff*

Enkel:

Waldemar zu 1 hat 3 Kinder  
Hildegard 11/2 1870  
Fritz 16/6 1871  
Carl 16/12. 1872

Otto Waldemar Gutsbesitzer in Jase-  
nitz. geb: 11/12 1812 + 27. August 1858  
verheiratet mit Anna Giesebrecht  
geb: 30 Dezember 1823

Deren Kinder:

1. Walter Landwirt geb: 25/4 1844  
*+ auf Jasenitz, 1 Kind*
2. Paul Feldjägerleutnant geb: 10/11  
45
3. Martha geb: 13/5 1847 verheiratet  
*Kinder: Dora, Wolf, verh. mit Desi Gierke, Band*  
an Dr. med. Eduard Wegner hier.
4. Arnold Handlungsgehilfe geb: 2. De-  
zember 1848  
*Laufmann in Triest*
5. Marie geb:  
+ : ?
6. Louise geb: 20/3 1853  
+ : 8. März 1869

Enkel:

Eleonore Wegner (ad 3) geb: 8/1 1869  
gest. 16. 1. 1873

Otto Konrad Geheim. Regierungsrat  
geb: 30. September 1814, verheiratet  
*gest. 1883*  
mit Ida Edwine geb: v. d. Marwitz  
geb: 6. März 1823 gest: 9/12 1872

Deren Kinder:

1. Wolfgang geb: 18. Juni 1843  
+ : 24. August 1851
2. Katharine geb: 26/12 1844  
*poetische Person*
3. Eugen geb: 15. Juni 1847  
+ : 26. April 1851
4. Helene, verheiratet an den Ober-  
lehrer Dr. Adolf Hart zu Berlin  
geb: 13. Oktober 1849 + 5/1 1871  
Adolf H.: geb. 6. 4. 1842, gest. 28. 10. 72
5. Ernst geb: 7. August 1852
6. ein Sohn ungenannt geb: 1/3 1854  
gest: 8. März 54
7. Lothar geb: 28. Dezember 1856  
+ : 15. Juli 1871
8. Valerie geb: 24. September 1859

Otto Kottelmann

geboren 1884

geboren 1884

geboren 1884

geboren 1884

Otto Kottelmann, geb. 1884, in 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

Otto Kottelmann

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

geb. 1884, 1884, 1884, 1884

Rh

Inval

Carl Wilhelm  
 Justizrat und Generaladjutant  
 geb: 18. August 1877 gest: 23. 11. 1903  
 Anna Dorothea  
 geb: 17. Juni 1879 gest: 23. 11. 1903  
 Otto Theodor Justizrat und General-  
 landchaftsadjutant geb: 24. 12. 1871  
 verheiratet mit Friedine Classen  
 geb: 15. März 1882  
 Dorothea  
 geb: 12. August 1882, ver-  
 heiratet mit Franziska  
 Gerichtsassessor.  
 Dr. Karl, Ger. Assessor, geb: 12. August  
 1884.  
 Therese, geb: 27. 10. 1848 - 22. 12. 1891  
 verheiratet mit Oskar  
 Musiklehrer in Steinh  
 A. Werner Referendar geb: 20. 10. 1847  
 C. Georg Architekt geb: 5. Juli 1850  
 E. Konrad geb: 2. November 1854.  
 F. Margarete geb: 24. 8. 1857.

Familie:

Wilhelm als 1. hat 3 Kinder  
 Hildegard 1870  
 Fritz 1871  
 Carl 1872

Concordia Therese, geb: 18. 11. 1859  
 geb: 1855, verheiratet mit Julius  
 Starke, preuss. Minister 1. 7. 1882.  
 später apell. G. Präsidenten in  
 Braunschweig geb: 12. 1857 - 22. 1895  
 Dorothea  
 Dr. Otto Christian, Universitäts-Pro-  
 fessor geb: 11. 1841, verh. mit  
 Emil Schlegel.  
 Dr. Wilhelm Dr. med. und pharm. Arzt  
 geb: 22. 8. 1842 - 22. 12. 1895.  
 E. Anna, verheiratet mit Hermann  
 geb: 22. 8. 1842 - 22. 12. 1895  
 (hat 3 Kinder)  
 A. Carl, geb: 14. 11. 1843 - 11. 1895  
 E. Hans Dokt. med. geb: 12. 6. 1847  
 E. Konrad geb: 27. Mai 1850  
 F. Walter geb: 9. Dezember 1854

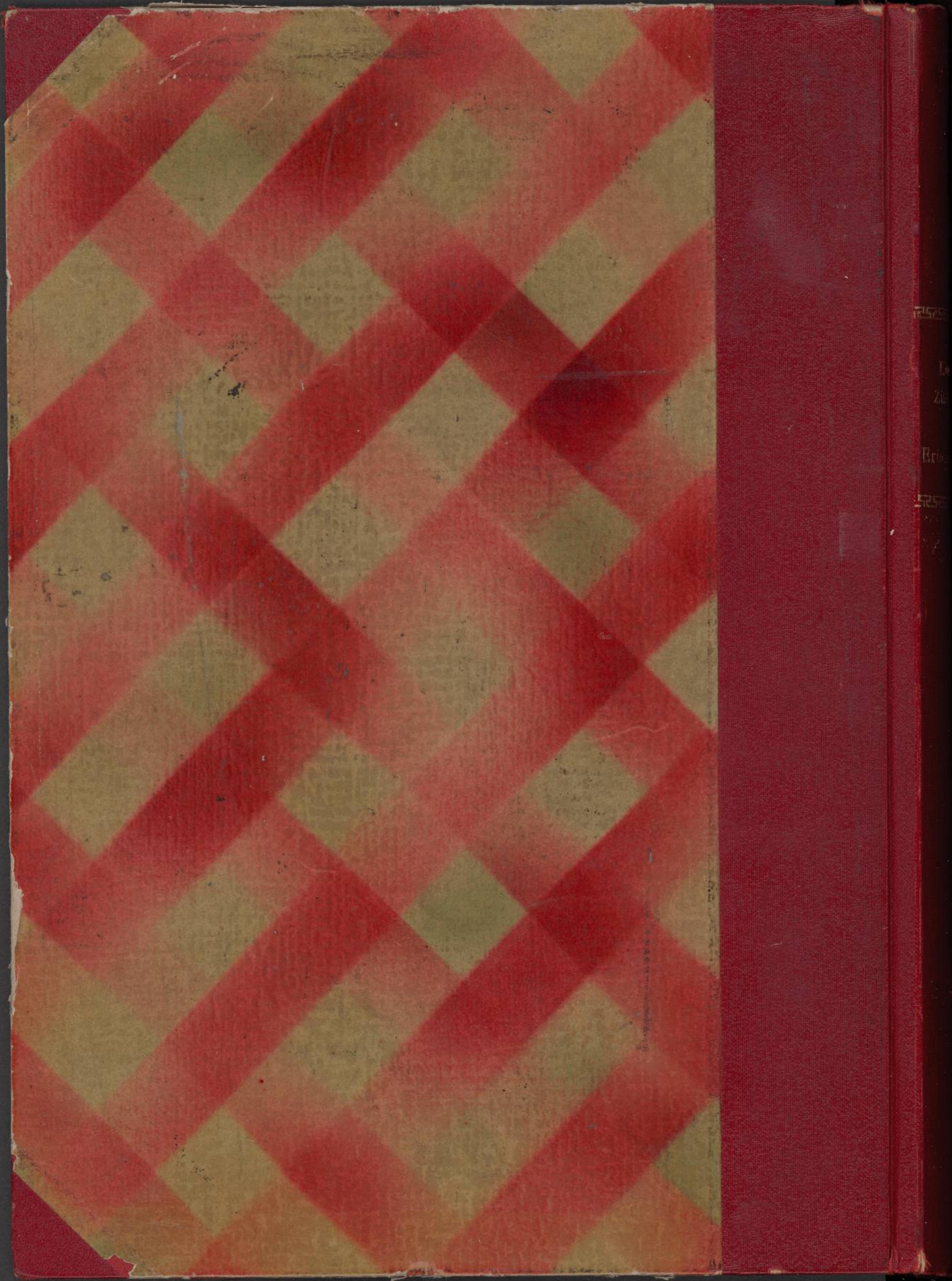
Familie:

Hermann Conrad, Anna's Sohn  
 geb: im Dezember 1870

Rhps/MH



hwakc 2513



155  
In  
Za  
Br  
155



Konrad  
Zitelmann

Erinnerungen

